Der Erwerb
aus einem vergangenen
und
die Erwartungen
von einem zukünftigen Leben.

Eine Selbstbiographie

von

Gotthilf Heinrich von Schubert,

Doktor der Theologie, Jubilarius der medizinischen Doktorwürde, Geheimerath und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München.

Dritter Band.

Zweite Abtheilung.

Erlangen, 1856.

Verlag von J. J. Palm und Ernst Enke.

(Adolph Enke.)

Druck von Junge & Sohn in Erlangen.

Vorrede.

So gebe ich denn hier den letzten Band meiner Selbstbiographie. An seinem Inhalte wie an seinem Umfange wird mehr als in den vorhergehenden Bänden Das in die Augen fallen, was mit Recht oder auch scheinbar Tadel verdient. Wie der Reisende auf einem Segelschiffe, welches nicht durch die eigene Kraft noch Kunst der Menschenarme, sondern durch den Wind bewegt wird, welcher den Fortgang fördert oder hemmt, sieht sich hier der Leser, der mich auf meinem Lebenswege begleitet, bald in Eile vorübergeführt an den Küsten des Festlandes und den Inseln, bei denen er längeres Verweilen erwartete, bald wieder festgehalten an Stellen, da für ihn wenig Unterhaltung zu finden ist. Selbst der Steuermann hätte das anders gewünscht, aber der Wind, der ihn führte, wehete, wann und wie es ihn ankam.

Vor Allem bin ich in jenes Vorübereilen gerathen, wo mir auf der letzten Strecke der Hafen schon vor Augen lag, nach dessen Ruhe mich verlangte. Es war aber nicht das Sehnen nach ihm, das meinen Lauf beflügelte, sondern mehr noch eine Gebrechlichkeit des vorgerückten Alters. Die Wirkung des Stromes der Vergessenheit, aus welchem nach der sinnvollen Dichtung des Alterthumes die Seelen, scheidend aus dem Leben der Eitelkeit, trinken, gibt sich öfters schon an dem Greisenalter kund. Die Alten gedenken wohl noch in frischer Lebendigkeit der Tage ihrer Kindheit und Jugend, während ihnen die Geschichten ihrer späteren Jahre gleich Wolkengebilden im Abendrothe verglühen. So möge man es dem Verfasser dieser Selbstbiographie nicht zu hoch anrechnen, wenn die Züge des Kreises seiner Mittheilungen, da, wo er sie auf den festeren Grund seiner frühesten Erinnerungen und selbst auf dem sandigen Boden der Erinnerungen aus den mittleren Jahren hinzeichnete, deutlicher erscheinen, als die aus der späteren Zeit, welche sein Stab öfters nur in den vorbeiwandelnden Lethestrom schreiben konnte. Dennoch ist auch in diesem Gewässer ein Grund, welcher für ein tiefer hineinschauendes Auge die Züge der Schrift bewahrt. Undank aber war es bei ihm

nicht, wenn der Greis so vieler einzelner Gaben, die ihm auf der letzten Strecke seines Lebens geworden, nicht gedenkt, und wenn er, selbst ohne die Namen zu nennen, vorübergeht an Vielen der Mitgenossen seiner Zeit, die ihm zu seiner Freude, zur Stärkung und zum Segen auf seinem Wege begegneten. War es doch dem Wanderer, als seien das nur Begrüßungen und eilige Verabredungen für ein Wiedersehen nach wenig Tagen.

Möchten übrigens der inneren Gebrechen meines Buches: der Fehler meines oft irrenden Urtheils über Andere, wie des leichtsinnigen Beachtens meines eigenen Thuns nicht noch viel mehrere sein, als der angefügten Druckfehler, welche nicht mein eigenes, alterndes Auge, sondern das jüngere eines Freundes in den 11 ersten Bogen mir bemerklich machte; Druckfehler, unter denen freilich solche mir unbegreiflich vorkommen, wie der in dem Namen eines meiner liebsten, bekanntesten Freunde (430, 446, 448, 450).

Noch erwähne ich, daß ich einige biographische Schilderungen, so wie kleinere Lebensbilder aus der Reihe meiner Freunde und näheren Bekannten, die schon eingingen zu ihrer Ruhe, für ein Bändchen meiner vermischten Schriften aufbehalten habe, das,

wenn mir Gott Leben und Kraft dazu schenkt, in dem gleichen Verlage erscheinen soll. Dort werde ich auch noch einzelne Lücken dieses vorliegenden Buches zu ergänzen suchen.

Pähl im bayerischen Ammergrunde, 8. Okt. 1856.

Der Verfasser.

Inhalt.

Die Rückkehr nach dem Süden.

19. Erlangen.

Da waren wir denn in Erlangen und der Frühling mit seinen blühenden Bäumen war auch wieder da. Nun ist zwar die Universitätsstadt Erlangen mit ihrer Nachbarschaft uns Allen, die wir in Bayern wohnen, gar wohl bekannt, mein Buch aber könnte ja wohl auch außer Bayern Leser finden, diesen will ich die neue Station beschreiben, in welche ich jetzt einrückte, und darauf ich acht Jahre die äußerlich glücklichsten, fröhlichsten meines Lebens zubrachte.

Erlangen ist schon durch seine natürliche Lage sehr gut dazu geeignet, eine Niederlassung oder selbst nach ihrem Maaße eine Residenzstadt der Wissenschaft zu werden, deren vermittelnde Stellung zwischen dem Norden und dem Süden von Deutschland den geistigen Verkehr zwischen beiden begünstigt, und dort auf dem Berge, nach dessen Fuße die Häuser der Stadt sich hinziehen, über dessen Abhang ihre Gärten sich ausbreiten, schaut man vor sich im Süden weit über die Ebene hinaus, auf der sich Nürnberg mit seiner alten Burg und seinen Thürmen erhebt, so wie gegen Norden hin in das fränkische Gebirge und in das reich gesegnete Thal, durch welches die Rednitz dem Main zu-

strömt. Der Nachbarberg der Stadt, der Rathsberg genannt, steht an der äußersten Vorhut des Bergzuges, der den Main auf seinem Laufe durch Franken begleitet. Nicht nur sein Abhang gegen die Stadt hin bildet eine fortlaufende Reihe von Gärten, sondern seine Höhe selber ist durch den Fleiß der Bewohner in einen großen Garten umgewandelt, welcher durch die Tausende seiner Kirschenbäume der Blüthenzeit des Frühlings, so wie dem Sommer, der die Früchte reift, einen besonderen Reiz gibt. Zwischen beiden, dem Zuge der Gärten am tieferen Abhange und dem großen Gartenlande des oberen Rückens, erhebt sich ein Laubwald mit hochwüchsigen Bäumen, welcher den Berg auch gegen Norden umgürtet.

Eine Zugabe von ganz besonders hohem Werthe gewährt zu der Naturfülle der nächsten Umgebung die weit ausgedehnte Nachbarschaft der herrlichen Thäler und Berge bei Streitberg und Muggendorf, so wie am ganzen Verlaufe der Wiesent hin. Ich habe es schon bei einer anderen Gelegenheit ausgesprochen und wiederhole es hier, daß diese Gegend in der Form ihrer Berge und ihrer Thäler eine Aehnlichkeit hat mit dem südlichen Berglande von Palästina, die ich sonst nirgends auf meinen Reisen gefunden. Der Vergleich mit vielen anderen, in späterer Zeit von mir durchwandelten Gebirgsgegenden, die zum Theil berühmte Namen tragen, schien mir ungleich näher zu liegen, als der mit den Thälern von Muggendorf, die ich seit einer Reihe von Jahren nicht mehr besucht hatte; dennoch konnte ich mich bei dem Anblicke der Berge und Felsen, an denen wir vor Hebron oder auf dem Wege von Bethlehem nach St. Philipp vorüberkamen, des Ausrufes nicht enthalten: hier ist man ja in ganz bekannter Gegend, denn das sind die Thäler und zackigen, höhlenreichen Berge von

Muggendorf und Gößweinstein. Freilich sind die Waldbäume und Gebüsche im gelobten Lande von anderer Art, als die im Thale der Wiesent. Statt der Buche der prächtige Erdbeerbaum, statt der Fichten die Cypressen, statt der Edelesche der Azedarachbaum, statt des Haselnußstrauches der Storaxbaum. Auch erinnern die vielen Stacheln des kampflustigen Stachelschweines, die am Boden der Engthäler umhergestreut liegen, an einen anderen Stamm der lebendigen Bewohner der kleinen Felsenhöhlen als die bei uns einheimischen sind und dem Gesange der Vögel liegt eine andere Komposition zu Grunde, als dem unserer einheimischen Sänger. Als ich aber bei dem nur von orientalischen Christen bewohnten Dorfe Beit-Dschala und bei vielen anderen im Gebirge gelegenen Ortschaften die Frauen und Mädchen das Wasser aus dem tief im Thale gelegenen Brunnen schöpfen und mühsam den steinigen Bergabhang hinauftragen sah, da glaubte ich die geschäftigen, rüstigen Frauen von Gößweinstein und bei der Riesenburg nur in anderer Kleidung wieder zu sehen, welche das Wasser für den Haushalt in ähnlicher Weise aus dem Thale heraufholen nach ihrer hochgelegenen Ortschaft.

Die vielen Höhlen, welche in Palästina für die Heerden des zahmen Viehes zu Ställen und Zufluchtsorten bei Ungewitter und Regen dienen, haben bei uns in uralter Zeit den Schaaren anderer Thiere eine Bergungs- oder eine Grabstätte gewährt; Thieren von eben so unzähmbar wilder Natur als die Elemente, welche in der Zeit der großen Fluth hier zum Kampfe mit dem feststehenden Grunde und mit seinen lebenden Bewohnern sich vereinten. Denn während die Muggendorfer Felsen an den Resten einer Thierwelt reich sind, welche in vorgeschichtlicher Zeit ein hier fluthendes Meer bewohnte, sind ihre Höhlen ein Beinhaus

der Bären, so wie der fleischfressenden Thiere aus den Geschlechtern der Katzen, Hunde und Hyänen gewesen. Der Naturforscher findet hier ein Archiv der Felsengesteine, dessen Urkunden nicht in einer schwer zu entziffernden Schrift, wie die Gedenktafel an den Heereszug des Sanherib in Lydien, sondern in der Zeichensprache der riesenhaften Reste und Ruinen einer längst zerstörten Welt abgefaßt sind. Näher noch als die Gegend von Muggendorf lag mir die reiche Flora des Hezles, so wie des Walpurgisberges, dahin ich bei meiner damaligen Lust an rüstigen Fußwanderungen an freien Tagen und Nachmittagen öfters mit meinen Zuhörern oder auch allein in die Schule ging. Denn eine Schule guter Uebungen für das Auge wie für den tiefer forschenden Sinn war mir selber das Land, noch mehr aber wurden mir dies für Geist und Gemüth die Leute, welche dasselbe bewohnten.

Diese Leute nun, ihrem äußeren wie inneren Wesen nach, waren (und sind wohl noch) in Erlangen und seiner Umgegend von sehr mannigfacher Art. Freilich sind sie das anderwärts auch, doch scheint mir, daß nur selten auf einem Landstriche von wenig Quadratmeilen solche auffallend verschiedene nicht nur einzelne Persönlichkeiten der Menschen, sondern ganze Gruppen und Gemeinden derselben neben so wie unter einander gestreut und gemischt vorkommen können, als in dem kleinen Winkel der vormaligen Markgrafschaft Ansbach, darin die Universitätsstadt gelegen ist. Ich will zuerst von dem äußeren, alsbald in's Auge und Ohr fallenden Unterschiede der Landsmannschaften reden, welche da beisammen wohnen.

Wer im Thüringerwalde und mit den Bewohnern desselben bekannt ist, dem wird alsbald die Aehnlichkeit in Gestalt, Sprache und Sitte auffallen, welche das Volk

des Wiesentthales, bei Muggendorf, Gößweinstein, Weischenfeld mit dem dortigen hat. Es scheint derselbe Volksstamm zu sein, der sich von Thüringen her nach dem Main in das Bamberger Gebiet ausgebreitet und an der Rednitz herauf, südwärts bis über Forchheim, westwärts noch etwas weiter, ostwärts aber über das Wiesentthal und noch jenseits desselben hingezogen hat. Ein kräftiger, in seinen Sitten derber Menschenschlag, welcher fleißig am Anbau des Landes, der stillsitzenden Lebensweise und Handthierung nicht sehr zugethan ist; den selbstständigen Besitz des Bodens und seines Ertrages dem unsicheren Erwerb des Handels vorzieht; an der althergebrachten väterlichen Sitte festhält; den reichlichen Genuß der Naturgaben liebt, die sein Land ihm darbeut. Dem christlichen Bekenntnisse nach sind die Gemeinden dieses Stammes vorherrschend römischkatholisch, nur wenige von ihnen, wie Muggendorf, evangelisch.

Da, wo man im Rednitzthale hinaufgehend bei Baiersdorf hereintritt in die Gränzen des vormaligen Markgrafthums, wird das Volk ein ganz anderes. Baiersdorf selber hat unter seinen Bewohnern viele israelitische Familien. Ehe wir jedoch all' die näheren Verwandten der Erlanger Bürgerschaft beschreiben, wenden wir uns zuerst nach der südlichen Nachbarschaft der Universitätsstadt, wo uns ein eben so selbstständig fest abgeschlossenes Volksleben entgegentritt, als, im Vergleiche mit dem in Erlangen, jenes des nördlichen Landstriches ist. Da findet sich die alte Reichsstadt Nürnberg, von welcher ich, so wie von ihren Bewohnern in dem vorhergehenden Bande dieses Buches ausführlich gesprochen habe. Man will in der Sprache und in dem äußeren Wesen des Nürnberger Volkes einige Aehnlichkeit mit den Bewohnern der Oberpfalz gefunden haben und vielleicht deutet dieses auf die gleiche Abstammung Beider

hin. Doch es ist vor Allem der Gemeingeist, der Verein der Kräfte und Gesinnung aller Einzelnen zu einem ehrenwerthen, ordnungsgemäßen Bestande nach außen wie nach innen gewesen, der dem Volke jener Reichsstadt seine eigenthümliche Stammesform gegeben hat.

Eine solche könnte man freilich in Erlangen nicht so leicht auffinden. Die Stadt mit ihrem vor seinem verheerenden Brande sehr stattlichen Schlosse war der Lieblingssitz eines kleinen Fürstenhofes gewesen, welcher rings um sich her mehr die erschlaffende Wärme eines Südwestwindes oder Vehn verbreitete als die kräftig belebende der Sonne, oder der auch zu anderer Zeit das blendende Licht eines Kunstfeuers ausstrahlte, welches keine Wärme gab. Die Bewohner der Stadt, Abkömmlinge zum Theil der französischen Emigranten oder anderer von Westen her gekommener Ansiedler, unter ihnen zwar viele ehrenwerthe Familien und wackere Bürger, leben hier mit einer Mehrzahl der ärmeren Mitbürger zusammen, welche mit dem mühsamen Geschäfte des Strumpfwirkens kaum den nothdürftigen Unterhalt gewinnen. Der religiöse Sinn, welcher damals bei aller äußeren Noth die Masse dieses seltsam zusammengewebten und gewirkten Volkes beherrschte, war weder ein christlicher, noch ein jüdischer und türkischer, sondern wie mein Freund Spleiß, der Schaffhauser, das Wesen solcher Art bezeichnete, ein „europäischer." So war es auch der Anflug von Bildung, auf den sich jene Masse viel zu Gute that, weil er ihr von dem Gelehrtenstande ihrer Stadt, so wie von dem kleinen Fürstenhofe zugekommen war, der sich in ihr groß machte. Wenn zu einer unerfreulichen Gegenwart, zu einem Mangel an der Sicherheit des äußeren wie inneren Wohlstandes die leichtsinnige Vergnügungssucht sich gesellt, wenn der innere Unfrieden

nirgends einen Keim der freudigen Hoffnung aufkommen läßt, da bricht wohl aus der inneren Unruhe und Unordnung gar leicht der Hang zur äußeren hervor. In solchem Zwiespalt der Gesinnung und Sitte schien sich, als ich in seinen Kreis eintrat, der eine Theil der Volksmasse der Universitätsstadt mit dem anderen zu befinden. Von diesem anderen, der freilich auch in sich selber sehr verschieden war, werde ich nachher noch ein Bild geben, denn mit ihm kam ich zunächst in Verkehr.

Das damalige Nürnberg, so manches fremdartige Element auch schon in seiner Volksmasse liegen mochte, bildete allerdings zu unserer Universitätsstadt in jeder Hinsicht einen sehr auffallenden Gegensatz. In ihm hatte sich und hat sich ja noch fortwährend jener äußere wie innere Ruhestand erhalten, der auf gutem altem Grunde der Gesinnung so wie der bürgerlichen Zucht und Sitte feststeht. Darum war Nürnberg für mich und mehrere meiner gleichgestimmten Freunde ein Ort des Ausruhens, da man gern, wenn auch nur auf einzelne Stunden, sich recht heimathlich wohl sein ließ.

Mein Freund Schweigger, welcher in Erlangen selber geboren und erzogen war, beschrieb mir in einem seiner Briefe, den ich noch in Ludwigslust erhielt, den geistigen Abstand der beiden Nachbarstädte Nürnberg und Erlangen in folgenden Worten: „Erwarte ja nicht, daß auch nur der leiseste Nachklang der schönen 9 Uhr-Abendglocke zu Nürnberg hier zu hören sei in Erlangen. Neulich fuhr ich mit unserem Kanne nach Nürnberg; als wir aus dem Wagen stiegen, sprang der alte Junge ganz lustig umher, wie von neuem Leben erfüllt. Nun sind wir, rief er, doch einmal wieder zu Hause. Und so war es auch; ich mußte es ihm offen zugestehen, daß es mir in Erlangen noch immer ist, als wäre ich blos auf der Reise begriffen und

hätte hier einige Geschäfte abzuthun. Unser Leben in Nürnberg war auch darum so glücklich, weil wir mit und in der alten schönen Zeit lebten und diese lebendig in uns aufzunehmen überall Veranlassung und Gelegenheit fanden. Wie unwiderstehlich die Reize und die Herrlichkeit seien, die ein großes, ruhmvolles Alterthum einer Stadt gibt, fühlte ich erst neulich wieder in dem schönen, alten Prag. Auch dort könnte ich nicht lange leben, ohne bei der Trennung davon Heimweh zu bekommen, so wie es allen mit Nürnberg ging. In der That fürchte ich, daß, wenn auch der Kreis Deiner alten Freunde Dir hier ein freundliches Willkommen bereiten, Du dich dennoch ein wenig unheimlich finden wirst in dem modernen Erlangen, dessen Bewohner keine Spur von dem alterthümlichen, religiösen Sinne der Nürnberger haben, sondern, verführt auf der einen Seite durch klägliche Armuth, auf der anderen durch das leidige Studentenwesen Dir eben nicht zu den erfreulichsten Betrachtungen Veranlassung geben werden." —

So viel Wahres auch in diesen Worten des Freundes enthalten war und so sehr ich dasselbe an mir erfuhr, was unseren Kanne anwandelte, wenn er, wie Schweigger dieses beschrieb, von Erlangen her wieder einmal in sein altes, liebes Nürnberg kam, ließ ich mich dennoch dadurch in meinem Vergnügtsein mit der neuen Lage nicht stören und in der Freude an meinem längst ersehnten Berufe, der mir als ein so naturgemäßer mit Recht erschien, nicht irre machen. Mit den „Europäern" in Erlangen, Alt und Jung, lebte ich in Frieden, weil ich ihnen durch keinerlei Berührung Gelegenheit zum Kriege darbot, und außer ihnen gab es da, Gott Lob, auch noch gar manche andere Leute, welche mehr und noch etwas ganz Anderes waren als bloße Europäer. Mit diesen war es ein Leichtes, in

Frieden und Liebe zusammen zu leben, weil sie den Frieden und die Liebe selber dem neuen Ankömmlinge nicht nur gleich zum Willkommen entgegen brachten, sondern beide so wohlverwahrt in ihrem Herzen trugen, daß man, auch wenn man gewollt hätte, nicht in Unfrieden mit ihnen gerathen konnte. Ueberdieß war es mir in Erlangen und in meinem dortigen Berufe so wohlbehaglich zu Muthe, wie es uns und allen lebenden Kreaturen auf leibliche Weise ergeht, wenn unser Hunger durch eine gute, naturgemäße Speise gelabt wird. Denn da fühlen wir die Wahrheit des Spruches: Du thust deine milde Hand auf und erfüllest Alles, was da lebet, mit Wohlgefallen. Ja, diese Ströme von Wohlgefallen durchdrangen mich, so möchte ich sagen, bis auf Mark und Gebein, als ich nach langem Schmachten darnach wieder auf dem Wege meines naturgemäßen Strebens und in dem Elemente meiner wissenschaftlichen Bestimmung und Wirksamkeit mich fortbewegen durfte.

20. Die alten Freunde.

Da waren doch wenigstens vier der alten Genossen unseres friedlichen Vereines am Realinstitute zu Nürnberg wieder beisammen und der fünfte (Erhardt) kam auch, zwar nicht in Person, doch in einem Briefe zu dem Willkommenheißen herbei.

Schweigger war der erste, der uns die Hand reichte. Hatte uns doch der liebevoll besorgte Freund durch seine gute Schwester ein vorläufiges Absteigequartier, ganz in der Nähe seiner Wohnung, bestellt, welches das freundliche Geschwisterpaar mit all' den Geräthschaften und Vorräthen ausgestattet hatte, die für die ersten Tage nach unserem Einzuge ausreichend waren. Schweigger führte mich so-

gleich weiter zu Kanne. Dieser, der sich, wie ich oben erwähnte, von Anfang an in Erlangen wie ein Abgeschiedener aus dem Leben gefühlt hatte, das ihm in Nürnberg zur lieben Gewohnheit geworden war und dieses Gefühl seit seinem Aufenthalte in der Universitätsstadt noch nicht ganz hatte loswerden können, bewillkommte mich zwar mit herzlicher Liebe, zugleich aber mit einer Art von Mitleid. Wären wir Helden gewesen, dann hätte ich dieses Willkommenheißen mit dem Wiedersehen zweier homerischer Helden unten im Hades vergleichen mögen, denn aus dem Blicke, mit dem er mich, den neu angehenden Universitätsprofessor, ansah, als ich ihm Glück zu seiner neuen, einflußreichen Stellung und ehrenhaft anerkannten Wirksamkeit wünschte, sprach sich etwas Aehnliches aus, als Das, was der Schatten des äakidischen Renners dem Odysseus auf seinen sein Loos preisenden Gruß erwiderte:

Nicht ja rede mir ein Trostwort — — — —
Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen
Einem dürftigen Mann, ohne Erb' und eigenen Wohlstand,
Als die sämmtliche Schaar der geschwundenen Todten beherrschen.

Der liebe Freund hatte wirklich sein Herz in Nürnberg und noch mehr in jenem Genusse gelassen, den ihm dort das Alleinsein mit sich und mit einigen ihm innerlich ganz nahe verwandten Freunden gewährte. Ein Mitgefühl mit dieser inneren friedlichen Stille und kindlich glückseligen Stimmung, in der sich Kanne während seines Ruhestandes in Nürnberg befand, wird wohl in jedem dafür empfänglichen Gemüthe bei dem Lesen der wahrhaft lieblichen christlichen Romane erwachen, die er in jener Zeit schrieb. Es fällt mir übrigens bei der Erwähnung dieses Buches eine Aeußerung über dasselbe ein, welche unser ehrwürdiger Freund, der Kirchenrath Vogel, selber aus Kan-

ne's Munde vernahm. Vogel fragte ihn: wie kommen Sie aber dazu, Romane zu schreiben? Die Leute, so antwortete Kanne, wollen heut zu Tage die lautere Milch des göttlichen Wortes nicht mehr zu sich nehmen, da muß man denn Käse daraus machen, um es ihnen beizubringen.

Der liebe Bruder! Hätte er doch in seinem seligen Ruhestande bleiben dürfen. Mir ist seine Abneigung gegen die gelehrte Laufbahn, in die man ihn wieder hereingerufen hatte, und in welche er nach starkem Widerstreben eingetreten war, sehr wohl begreiflich, denn ich kenne den Grund davon aus eigener Erfahrung und halte es für gut, einige Worte darüber zu sagen. Ich will hier, das, was ich meine, zuerst durch ein sinnliches Beispiel andeuten.

Eine Gewohnheitssünde fleischlich gesinnter Menschen steht uns leider in vielen Beispielen vor Augen: ich meine die der bald gröberen, bald feineren Räuschesucht. Der Orientale sucht sich durch den Genuß von Opium oder der aus dem Hanfsafte bereiteten Fröhlichkeitspillen, der Europäer durch starke Getränke und andere Künsteleien in einen Zustand der Aufregung der Lebenskräfte zu versetzen, worin es ihm sehr wohlbehaglich zu Muthe ist. Aber es gibt auch andere Mittel, die nicht von sinnlich warnehmbarem Stoffe sind, und welche ihren Weg nicht erst durch den Magen nach dem innersten Heerde der Lebenskräfte nehmen müssen, sondern unmittelbar auf diesem zu einer Flamme werden, welche durch ihre Wärme und ihr Licht alle Gefühle der Freude und des Wohlbehagens aufweckt. Zu diesen Mitteln gehört namentlich jede Beschäftigung der Seele, welche dem natürlichen Triebe derselben in besonderer Weise zusagt. Was für den Leib die gesunde Bewegung der Glieder, das ist für die Seele die Uebung ihrer Kräfte im Aufnehmen und Kundgeben der Gedanken durch Wort

und Schrift. Die Freude an dem Gelingen einer geistigen Arbeit, ja schon an der Beschäftigung mit einer solchen ist von ungleich wohlthuenderer, belebenderer Art als jene, die der Genuß des herzerfreuenden Weines gewährt; sie hat für die Seele etwas so Reizendes und Anziehendes, daß dieselbe, wenn sie solches Vergnügen nur einmal recht gekostet hat, demselben nachgeht, so oft sie es vermag. Ich habe die Wirkung dieses Freudenrausches der Arbeit oft an mir erfahren und weiß es, daß man, wenn man seine Lust erst recht kennen gelernt hat, fast eben so sehr ein Gebundener, ein Sklave derselben werden kann, als der Trinker ein Sklave seiner sinnlichen Genußsucht. Aber diese innere Knechtschaft der Arbeitslust kann sehr verschiedene Grade ihrer Härte und Schwere haben, je nachdem die Art der Arbeit selber ist. Diese kann eine solche sein, daß die Gebundenheit an dieselbe eine selige genannt werden darf, denn sie besteht in einem Vereine des menschlich eigenen Willens mit einem höheren, göttlichen; die Arbeit selber wird da zu einem Ausruhen des Geistes, zu einer unaufhörlichen Sabbathsfeier. Abgesehen von dieser reinsten, höchsten, und selbst von jenen schon alltäglicheren Fällen, in denen das Beten und Arbeiten noch immer Hand in Hand gehen können, gibt es auch gar viele Arbeitsgelüste, die nicht mit der stillen Freude an dem Herrn, sondern nur mit der Freude an dem Eitlen, in den Augen der Welt Großgeachteten bestehen können. Diese führen die Seelen in eine gar harte Knechtschaft hinein, jener vergleichbar, in welcher sich die Kinder Israel unter der tyrannischen Gewalt des Pharao befanden, als sie das Wort des Trostes, das Gott ihnen durch Moses sagen ließ, nicht hören mochten, vor Seufzen und Angst und vor harter Arbeit. In solcher Knechtschaft hatte sich mein Freund Kanne befunden,

so lange er mit einem wahrhaft bewunderswerthen Fleiße seine vielen wissenschaftlichen und belletristischen Werke schrieb. Sein Geist konnte dabei gar nicht zu Athem kommen. Als er aber, nach dem Hinwegwerfen der unnatürlichen Last nur einmal recht Luft geschöpft hatte, da erging es ihm wie einem neugeborenen Kinde, welches, sobald es einmal auf die Welt gekommen und Luft eingeathmet hat, diese nicht mehr, ohne Gefahr des Erstickens entbehren kann. Kanne hatte in Nürnberg in einer ihm gesunden geistigen Luft geathmet; er war durch die Last seiner ihm in Erlangen wieder neu verliehenen wissenschaftlichen Beschäftigung in eine Atmosphäre gekommen, darin er zwar nicht sogleich ersticken mußte, wohl aber sich krankhaft beengt fühlte und in allmähligem Siechthum verzehrte. Er konnte sich mit dem Gedanken nicht vertragen, wie ein Mensch von unserer Gesinnung in einer solchen geistigen Luft leben und sich wohlbefinden könne, wenn nicht noch etwas von der Natur der jungen Krokodile oder der Schlangen in ihm stecke, welche bekanntlich in einer Luft ausdauern, die ein anderes Thier nicht athmen könnte, sondern in der dasselbe gar bald sterben würde.

Von Kanne ging ich zu meinem alten, lieben Pfaff, um auch ihn zu begrüßen. In der lebhaften Natur dieses unvergleichlichen Menschen jubelte die Freude laut auf, als er mich wieder sah. Ich wollte, ich hätte die ganze Tonleiter der Ausdrücke seines innerlichen Vergnügens an der Freude unseres Wiedervereines noch in der Erinnerung behalten, aber das möchte schwer sein, denn dieser schöpferische Geist in der Fülle seiner Gedanken und Gefühle nahm in unerreichbarer Schnelle seinen Lauf durch alle Verwandlungen eines geistigen Proteus; mitten im Strome

seines freudigen Willkomms erfuhr ich in wenig Minuten, so wie in wenigen Worten, begleitet von ausdrucksvollen Geberden und Mienen Alles, was ihm in den drei Jahren unseres Getrenntseins geschehen sei. Er erwähnte des Todes seiner ersten Gemahlin, — den wir noch in Nürnberg mit ihm erlebt hatten, — sprach dann von seiner Verbindung mit einer Geliebten aus der Jugendzeit, welche eben so wie er, auch schon vermählt und fast zu gleicher Zeit Wittwe, als er Wittwer geworden war. Nun, diese prächtige, gute Frau, eine ächte, auserlesene Schwabennatur, welcher der Geist des herzlichen Wohlwollens und eines seltenen, immer freudigen Humors aus Angesicht und Augen strahlte, lernte ich da auch gleich kennen und einen kleinen, eben so prächtigen Buben dazu, der zwar noch nicht gehen konnte, wohl aber mit beiden Händen und Armen sich an einem etwas herausgezogenen Kommodekasten steif und fest aufrecht hielt. Dazu kam noch die Schwester der lieben Frau, die Jungfrau Adelheid, welche in allen Gaben des edlen, fröhlichen Schwabenthums mit der Schwester in gar anmuthiger Weise wetteiferte. Ich kann gar nicht sagen, wie gut sich mein lieber Pfaff neben diesen seinen Leuten ausnahm; wie das Alles so schön zu einander paßte und wie ich mich, so lange ich in Erlangen war, des täglichen Anblickes solcher Nachbarsleute erfreut habe. Stärker als in Pfaff's Hause und Familienkreise hätte mir der Gegensatz zwischen den Grundzügen der norddeutschen und süddeutschen Volksthümlichkeit nicht vor Augen kommen können. Nun, mein Naturell fühlte sich wohl, der einen mehr als der anderen befreundet, Das aber, was die Neigung eigentlich fest bindet, ist doch nicht die äußere, volksthümliche Weise, sondern etwas Anderes,

das mir das Dorf Hermannsburg in der Lüneburger Haide eben so zur süßen Heimath machen könnte als das liebe Schwaben= und Frankenland.

So hatte ich die Runde bei den leiblich anwesenden Mitgliedern unserer Nürnberger Genossenschaft gemacht, es gehörte aber noch einer dazu, welcher tiefer als wir in Süddeutschland, damals noch bei dem herrlichen Domgebäude zu Freiburg im Breisgau wohnte, und dieser ließ sich alsbald, als hätten wir an sein Fenster geklopft und ihn dazu gerufen, auch dabei vernehmen. „Gott zum Gruß und herzlichen Willkommen im lieben Frankenland, lieber Schubert", so schrieb der treue vormalige Nürnberger Kollege Erhardt. „Ich reiche Dir die Hand aus der Ferne, obgleich mir es ist, als wärest Du mir schon um so vieles näher, so daß doch, obgleich noch mancher Berg zwischen uns liegt, ein Wiedersehen um Vieles möglicher gemacht ist. Ich war (nach der Auflösung unseres Realinstitutes) der Erste von Euch in Erlangen, und kaum dort eingezogen, erhielt ich eine Anfrage, ob ich nach Freiburg gehen würde? Wahrlich, hätte ich gewußt, daß ihr alle, Schweigger, Kanne, Pfaff, dann Du noch folgen würdet, wir uns alle in Erlangen wieder beisammen sehen sollten, vereint zu so schönem Wirkungskreise, ich hätte nein gesagt. Doch nun bin ich allein der Entfernte, der Zerstreute, — sei es! Ich bin hier im Ganzen genommen gut gestellt, nur habe ich wenig Bekannte, Freunde, Vertraute" u. s. w. — — —

So zeigte sich bei jeder Gelegenheit, daß das Band der Liebe, welches uns in Nürnberg am Realinstitute vereint hatte, von festem, gutem Stoffe gewesen sei, und daß noch eine höhere Hand, als die menschlichen sind, bei seinem Zusammenfügen mit am Webestuhle gesessen sei. Den geliebten Freund Erhardt habe ich leider im Leben nicht

gesehen, obgleich er nur kurze Zeit in Freiburg blieb und dann nach Heidelberg kam, das ich noch vorher besuchte, ehe er da eingezogen war.

Gleich am ersten Abende nach unserer Ankunft in Erlangen, als wir schon im Begriffe waren, uns zur Ruhe zu begeben, hörten wir eine wohlbekannte, starke Stimme auf der Treppe, die nach unserem Zimmer führte. Es stolperte da Einer herauf, welcher rief, man solle ihm leuchten. Wer konnte das anders sein, als unser guter Heller (Bd. II S. 318), dessen Art es ja war, auch zur ungewohnten Zeit noch einen Gruß in das Zimmer der Freunde hereinzurufen und gewöhnlich eben so eilig sich wieder zu entfernen als er gekommen. Und Heller war es auch, der mit lautem Lachen und scherzhaftem Schelten über die unziemliche Dunkelheit unserer Treppe, hereintrat, und dann uns alle mit treuherzigem Händeschlag bewillkommte. Auch er war, bald nach Hegel's Abgang vom Gymnasium hieher nach Erlangen versetzt worden, freute sich, daß er wieder mit den vier „seltsamen Hauptkäuzen vom Nürnberger Realinstitute" (Th. II S. 320) an einem Fleck zusammengetroffen sei, und triumphirte nicht wenig darüber, daß ich so bald von dem Sammetstuhle meines Hoflebens herabgekommen sei auf die hölzerne Hitsche des Professorenstandes. „Ich hätte Dir das voraussagen wollen", fügte er hinzu, „denn das Sitzen auf der Hitsche steht Dir besser an, als das auf dem Sammetstuhle." Sah darauf nach der Uhr, entschuldigte sich, daß er so spät käme, er sei heute in Nürnberg gewesen und so eben aus dem Wagen gestiegen, habe aber doch den neuangekommenen Kauz noch sehen wollen. Ohne sich weiter halten zu lassen, ohne sich nur niederzusetzen, lief er wieder davon.

Dieser alte Freund ist mir für meine neue Stellung

in Erlangen ganz überaus wichtig und förderlich gewesen. Er, in dessen leichtbeweglichem Naturell das Bedürfniß des Alleinseins mit dem der mannigfaltigsten geselligen Berührungen auf seltsame Weise verschmolzen war, hatte sich nicht nur in der älteren, hochstudirten, sondern auch in der jungen, studirenden Welt der Universitätsstadt fleißig umgesehen, und hatte mit einem Kreise derselben, der ihm am meisten zusagte, genaue Bekanntschaft geschlossen. Sein Geschmack war im Ganzen auch der meinige, und ich werde noch berichten, in welche mir werthe Bekanntschaften auch ich, schon nach den ersten Tagen meines neuen Universitätslebens, eingeführt wurde.

Die alten Bekannten, nach deren Wiedersehen mich herzlich verlangt hatte, lebten aber nicht allein in Erlangen, und es war nicht das Geläute der Neunuhr-Abendglocken (S. 265) das mich nach Nürnberg hinlockte, sondern ein Heimweh nach dem Kreise der dort lebenden väterlichen und brüderlichen Freunde. Nicht sogleich in den ersten Tagen nach meiner Rückkehr in die Nachbarschaft der alten, lieben Heimath, sondern erst nachdem ich die Geschäfte meines Amtes begonnen und einen freien Tag herausgefunden hatte, machte ich mich auf den Weg nach Nürnberg. Ich kam zum Vestnerthor hinein, als der Tag sich schon geneigt hatte und noch im Vorbeigehen bei Freund Dallinger's (des Graveurs) Hause, sprach ich bei diesem zu. Hier aber war an kein Fortkommen mehr für diesen Abend und die darauf folgende Nacht zu denken; man umstrickte mich mit den Banden der gastfreundlichen Liebe, ich mußte da bleiben bis zum anderen Tage. Dallinger erzählte mir Alles, was seit meinem Abgange nach Mecklenburg in dem Kreise unserer Freunde sich zugetragen hatte. Der Vater Schöner hatte sein müdes, graues Haupt

zur Ruhe gelegt, war nach so manchem Leid des Erdenlebens zu seiner Freude eingegangen. Er hatte noch im Sarge, auf dem Kirchhofe, vor einer großen Versammlung der um ihn trauernden, so wie nicht trauernden Mitbürger ein herzliches, kräftiges Bekenntniß seines Glaubens abgelegt in der Leichenrede und in dem kurzen Berichte über die Geschichte seines inneren Lebens, die von ihm mit eigener Hand geschrieben, und nach seinem letzten Willen statt des sonst üblichen Lebenslaufes vor dem Grabe war verlesen worden*). Mein alter Rosenbäcker Burger sei zwar im Geiste noch eben so freudig und kräftig wie sonst, doch wolle es mit dem Leibe nicht recht fort. Er spräche weniger als sonst, was er aber sage, das habe Salz und Kraft bei sich, wie die Worte eines alten Propheten. Vater Tobias Kießling könne das Krankenzimmer, gelähmt an den Gliedern und schwach, nicht mehr verlassen, dabei aber sei er so fröhlichen Muthes, wie ein gutes, frommes Kind. Seine Nichte, die Lucie Naumann, eine Seele, welche Gott von Kindheit auf zu sich gezogen und in der Treue seines Bundes fest erhalten habe, sei bisher die Pflegerin des alten Tobias gewesen, liege aber nun selber in stiller Erwartung ihrer baldigen Auflösung auf dem Krankenbette. Außer Schöner waren auch noch mehrere andere Freunde aus dem vertrautesten Kreise unserer Bekannten dahin gegangen, wo ihr Herz schon längst war.

Nun, mit diesen unseren Gesprächen stand der feierliche Laut der Neunuhr-Abendglocken von dem St. Lorenzer- und dem Sebaldusthurme her in gar gutem Einklange, und die Ruhe der Nacht, zu welcher der Laut uns einlud, war für mich noch eine ganz andere und erquicklichere als

*) M. s. mein Altes und Neues II. 188 (unter der Ueberschrift: der Prediger aus dem Sarge).

das Ausruhen des Leibes; ich ließ mir es in der geistigen Heimath der Erinnerungen an die gesegneten Jahre meines Lebens in Nürnberg gar wohl sein.

Schon zeitig am anderen Morgen führte mich Freund Dallinger zu dem Vater Tobias Kießling. Dieser, nach dem Verluste fast seines ganzen Vermögens, durch den Mißbrauch seines Vertrauens in andere, redlich scheinende Menschen, hatte sich ganz von seinem früheren Geschäfte zurückgezogen, wohnte in einem stillen Zimmer, das im Hause seiner Väter von der Straße abwärts nach dem Hofe zu lag. Er schrieb auch keine Briefe mehr an die lieben, auswärts wohnenden Freunde und Brüder, sondern ließ diese seinen Neffen und treuen geistigen Sohn: den Tobias Naumann schreiben, er aber saß ruhend in seinem Lehnstuhle; dachte immer, das erkannte man aus seinen fröhlichen Mienen und aus jedem Worte, das er mit den besuchenden Freunden sprach, nur an Ihn, den seine Seele liebte, und der ihn zuerst geliebt und zu sich gezogen hatte, aus lauter Liebe; wünschte bei Ihm daheim zu sein und dort seinen Sabbath zu feiern. Und es war bei ihm schon der Vorabend vor diesem Sabbath angebrochen. „Ein Vorabend vor dem Sabbath eines solchen Lebens muß ja wohl schön und lieblich sein. Denn siehe, es ist so, als ob ein Schiff bei stiller Nacht dem gelobten Lande der seligen Heimath schon ganz nahe sei, obgleich das Auge das Land noch nicht sehen kann. Die aber wach sind, die hören aus dem lieben, seligen Lande schon Stimmen herüberschallen, welche die müden Pilger nach Hause rufen: Stimmen, welche den Fürsten und Herrn dieser ewigen Heimath preisen und besingen; und zugleich duften die Gerüche herüber von allen den Lebensbäumen, die dort blühen, und es ist, als fühlte man das Wehen des Kusses

der Friedensboten von da drüben schon an seinen Wangen. Ja, die Heimath muß nahe sein; uns ist hier sehr wohl und friedlich still zu Muthe: denn siehe, hier sind die Auen, auf denen uns nimmer hungern noch dürsten wird, denn Du bist bei uns, näher als Du uns jemals warest, und der Morgen kommt nun bald, an dem wir die liebe Heimath sehen und Dich*). Die Boten des Friedens dort aus dem seligen Lande waren bald nach jener Zeit, in welcher ich den Vater Kießling in der hier angedeuteten inneren Stimmung wiedersah, herübergekommen, und hatten (wie mitten in der Nacht) seine Nichte, die Himmelsjungfrau Lucie abgeholt, welche der Greis wie sein eigenes Kind liebte. Die Freunde weinten sehr um Lucien's frühes Dahinscheiden, Tobias Kießling war still und lächelte heiter: „Gönnt ihr doch", so sagte er, „die Freude, als Braut unseres Herrn daheim bei ihm zu sein."

Zwar lebte der alte Pilgrim von der Zeit an, wo die liebe Tochter Lucie starb, noch zwei Jahre, — bis in sein 82. Jahr, dennoch war schon damals, wo ich ihn nach meiner Rückkehr aus Mecklenburg zum ersten Male wiedersah, der Zustand jener seligen Selbstvergessenheit bei ihm eingetreten, der nicht ganz selten an frommen Greisen beobachtet worden ist. Ich gebe die Beschreibung hier in denselben Worten wieder, darin ich sie in Kießling's Leben (a. a. O. S. 199) gegeben habe, weil ich in den späteren Blättern dieses Buches auf sie hinweisen werde.

„Was seines Herrn war, das verstand er wohl, und davon gingen Herz und Mund noch immer klar und freudig über; was aber der Welt war und äußerliches Menschenschicksal, das verstand er meist gar nicht mehr, oder auf

*) Stelle aus Kießling's Leben in m. Alten u. Neuen II. Kap. 32 unter der Ueberschrift: Die größte Lust.

ganz andere Weise, als wir Menschen gewöhnlich es verstehen. So kam etliche Wochen vor seinem Tode die Nachricht, daß einer seiner liebsten, vieljährigen Freunde im nördlichen Deutschland, welcher ein eben so ernster, treuer Kaufmann um die köstliche Perle (Matth. 13, 45) war als Kießling, sein ganzes, großes Vermögen durch mannichfache, fremde Unglücksfälle verloren habe. Der alte Tobias hörte das wohl mit an, schien es aber gar nicht im gewöhnlichen Sinne zu verstehen, denn gleich darauf rief er, statt einer Aeußerung der Betrübniß oder des Bedauerns, mit freudig aufgehobenen Händen die Worte:

Freude, Freude über Freude!
Christus wehret allem Leide,
Wonne, Wonne über Wonne!
Christus ist die Gnadensonne!

Und dabei sah der Alte gerade so aus, als ob ihn die Sonne eines neuen Lebens schon bestrahlt und das greise Angesicht in ihrer ganzen Majestät schon erleuchtet hätte. Ebenso machte er — so sehr war er aus dem bedauernden Tone der Welt herausgekommen — eine gar fröhliche Miene, als ihm am letzten Tage seines Lebens die Nachricht gebracht wurde, sein alter Freund, der Pfarrer Buchrucker in Kleinweisach, sei vor schon etlichen Tagen gestorben."

„Aber der selige Greis hatte nicht blos die Welt außer sich, sondern noch vielmehr sich selbst, den Johann Tobias Kießling, ganz vergessen über Dem, der jetzt in diesem lebte. Dies bezeugte er nicht blos durch sein Benehmen in den körperlichen Schmerzen, sondern auch in allen solchen Fällen, darin bei Anderen von ihm die Rede war. Wenn zuweilen der rührende Eindruck, welchen die Worte dieses greisen Johannes auf Andere machten, etwa

äußerlich merklich wurde, da konnte er den Grund einer solchen Rührung nicht begreifen. Er sah die Leute verwundert und wie verlegen an. Noch weniger schien er die Ausdrücke von lobendem Sinne zu verstehen, in denen minder zartfühlende Leute mit ihm sprachen. Was dagegen nicht sein, sondern blos seines Herrn war, das verstand, wie gesagt, der alte treue Knecht noch vollkommen. Da war ihm auch sein Gedächtniß noch ganz bewunderns-würdig treu, und es zeigte sich bei ihm in recht augen-fälliger Weise, welch' fester, sicherer Schatz Das sei, was man dem Gedächtnisse und dem theilnehmenden Gemüthe in früher Kindheit einprägt. Denn wenn ihm in der letzten Zeit einmal die leiblichen Schmerzen sehr zusetzten, dann betete er schöne Verse aus Passionsliedern oder recht kräftige Kernsprüche aus der heiligen Schrift, und das half immer. Wollten ihn zuweilen Andere durch solche Liederverse trösten und ihr Gedächtniß reichte dabei nicht aus, dann half er ihnen ein, oder fuhr da fort, wo seine Freunde stehen geblieben waren."

So blieb es bei ihm bis in jene letzten Stunden seines Lebens, in denen die selige Selbstvergessenheit bei ihm ihren höchsten Grad erreicht zu haben schien. Denn im geistigen wie leiblichen Kampfe mit der Schwäche des nahenden Todes sprach er nicht nur seinem Neffen, dem Tobias Naumann, den Spruch nach: „Dennoch bleibe ich stets an Dir, denn Du hältst mich mit Deiner rechten Hand. Und wenn mir gleich Leib und Leben verschmachtete, so bist Du doch, Gott, ewiglich meines Herzens Trost und mein Theil", sondern, gleich einem sterbenden Schwan nach der alten, schönen Sage, erhob er seine Stimme zum Gesange des Liedes „Jesu, der du meine Seele", dessen letzter Vers wohl am tiefsten seine damalige Stimmung ausdrückte, wel-

cher anfängt: „Herr, ich glaube! hilf mir Schwachen, laß mich ja verzagen nicht" u. s. f.

Ich ging jetzt hinüber zu meinem alten, lieben Burger. Er saß zwischen seinen Büchern, las in seiner großen Bibel mit grobem Drucke. „Denn", wie er nach dem Gruße und herzlichen Händedrucke sagte, „die Schrift fast in allen meinen anderen vielen Büchern wird mir zu fein für das Auge und zu klein für das Herz. Da, im Buche der Bücher steht Das mit großen Buchstaben geschrieben, was ich mein' Lebtage am liebsten habe lesen und hören mögen. Weiß zwar die letzten Kapitel im Jesajas ziemlich auswendig, lese sie aber noch immer gern wörtlich, so wie sie da stehen".

Wie ganz verschieden im Tone ihres Wesens waren doch die beiden alten Väter Burger und Kießling, und ihre Töne gaben doch den schönsten Einklang: Burger, wie der Hall einer Posaune, Kießling, wie der liebliche Laut einer Flöte, wenn sie beide, im Hause des Herrn zur Begleitung eines Lobgesanges der Gemeinde sich vereinten. Burger stand noch immer an Haupt und Brust in ungebrochener Kraft und freudig da; ein alter Fels, der den Schatz des lebendigen Wassers, das zu seinen Füßen hervorquoll, fest verschlossen und verborgen in seinem Inneren trug, da kein Menschenblick hineindrang, ein Mann, über dessen geistigem Wesen, wie über die äußere Hütte das Geheimniß Gottes (Hiob 29, 4) unverrückt geblieben ist bis an's Ende. In seinem Leben und Wesen gab es gleichsam einen für Alle zugänglichen Vorhof, darin man gern und mit Bewunderung verweilte; innerhalb dem Vorhofe, ein Heiliges, dahin die Priester gingen, im Innersten aber ein Allerheiligstes, das der Hohepriester in den feierlichsten Stunden allein betrat, und durfte kein anderer Mensch da mit ihm sein, sondern nur der Herr allein, der seinen

Gläubigen, wenn sie hinter den Vorhang im Verborgenen vor sein Angesicht treten, jedem nach seinem Maaße Kräfte und Worte des Segens für Andere in Mund und Herz legt. Die Kräfte eines solchen Segens nahm auch ich in meinem Herzen mit hinweg von dem Besuche meines alten Bäckermeisters zu meinem Tagwerke in Erlangen: ein wissenschaftliches Brod für die Jugend zu backen, das zwar bald sich verzehrt, dabei aber doch für einen Tag und eine Stunde das Bedürfniß des Hungers stillt.

Nach Erlangen kam nun auch noch ein anderer alter Freund, uns zu besuchen. Das war mein lieber Wetzel, der rüstige Zeitungsschreiber aus Bamberg. Diesen fand ich sehr verändert. Sein vormaliger Frohsinn und unvergleichlicher Humor war wie unter einer Last gebeugt, aus deren Druck er selbst bei unserem Wiedersehen sich nur auf Augenblicke hervorhob, gleich schwachen Blitzen aus dunklem Gewölke. Doch klagte er nicht, weder über eine Noth seiner äußeren Lage noch über das leibliche Weh, das ihm schon damals die nahe Entbindung aus des Erdenlebens für seine Hand unlösbaren Knoten verkündete. Wenig Wochen nachher wurde ich an sein Sterbebette gerufen. Ich war in Beziehung auf eine mögliche Veränderung und Verbesserung seiner äußeren Lage nicht unthätig, mein Bemühen war kein vergebliches gewesen. Schon hatte sich ihm ein Weg, nach Nürnberg, in eine sorgenfreiere Stellung zu treten, eröffnet, die Botschaft aber, welche ihm dieses ankündigen sollte, kam zu seinem Sarge. Ich selber, als ich, von der Gefahr benachrichtigt, zu ihm eilte, fand ihn zwar schwer erkrankt, doch, wie mir schien, nicht ohne Hoffnung zum Wiederaufkommen vom Lager der Schmerzen. Es war wohl nur der letzte Schimmer einer verglühenden Kohle, den mein Besuch in seiner hin-

sterbenden Natur erweckte. Er war still und gefaßt, nur die Sorge um seine Frau und Kinder lag ihm schwer am Herzen. Der Freund, der in seiner aufopfernden Liebe sich immer selbst vergaß und in seinem Thun für Die, welche er liebte, sich nie zu mäßigen wußte, hatte den jüngeren Brüdern seiner Frau das ganze ansehnliche Kapital seines Heirathsgutes dahin gegeben, diese aber, in einem wie halb im Schlafe geführten Geschäfte, hatten es durch fremde untreue Hand verloren. Ich sprach ihm von der Aussicht auf Nürnberg, die ihrer Erfüllung nahe schien und, wie sich bald zeigte, auch wirklich nahe war. — Es liegt in der Erinnerung an den Abschied von diesem Jugenfreunde, obgleich ein heller Hoffnungsstrahl von mehr denn einer Seite auf jene Augenblicke fiel, ein Schmerz, der mir noch jetzt durch die Seele geht: der Vorwurf, daß ich viel an ihm versäumt und unterlassen habe. Wir nehmen manche Wunde der Art mit uns dort hinüber, wo das Leid um das eigene Elend auf immer verstummen wird, weil das Gebrechen geheilt, das fehlende Maaß ergänzt und gerecht gemacht ist.

Kaum eine Woche nach den Stunden dieses Abschiedes erfuhr ich (man möge mir diese Erwähnung zu gute halten) zuerst durch die Ankündigung eines symbolischen Traumes, dann durch einen Brief den Tod des Freundes, welcher im Glauben ruhig und getrost verschieden war. Ich weiß, ich werde ihn wiederfinden.

Dieser Riß, den der Tod des Genossen meiner Jugend in den Kreis Derer machte, die wir liebten, war nicht der einzige. Denn schon vor der Todesnachricht aus Bamberg hatten wir eine andere aus der Heimath empfangen, welche meine liebe Frau noch tiefer anging. Ihre Schwester, die wir in der Hoffnung der baldigen Genesung von einem Kinde verlassen hatten, war gestorben. Was war der Ver=

lust, den wir damals an äußeren Gütern durch die Beraubung einer unserer von Mecklenburg aus auf der Elbe versendeten Kisten erlitten, darin ein Theil unserer werthvollsten Sachen war, gegen den Verlust dieser geliebten Schwester. So mischte sich in das lang ersehnte Liebliche, das ich in Erlangen fand, gleich anfangs ein Bitteres, das dem Genusse seine heilsame stärkende Kraft gab.

21. Mein bestimmtes Tagwerk.

Es hat wohl jeder Tag unseres Lebens seine eigene Plage, seine eigene Last der Arbeit und Mühe, wenn ich aber die Mühe der Arbeit, die mir etwa mein Tagwerk als Lehrer in Erlangen gemacht hat, einseitig nur von der Seite ihrer Last ansehen wollte, dann würde ich großes Unrecht thun. Mir war meine neue Aufgabe ungleich mehr zur Lust als zur Last. Ich war schon als Lehrer am Realinstitute zu Nürnberg, durch den Lehrplan dieser Anstalt genöthigt gewesen, alle die verschiedenen Gebiete der Naturgeschichte mit gleicher Aufmerksamkeit und Theilnahme zu erfassen und meinen Schülern zugänglich zu machen, welche sonst wohl an mehrere Lehrmeister vertheilt sind. Auch war es in jener Zeit noch leichter als in der unsrigen, einer solchen universellen Richtung der Naturforschung und Naturerkenntniß mit genügendem Erfolge sich hinzugeben, und auch Andere in dieses mächtige große Pantheon einzuführen, ohne dabei eines anderen Gehülfen zu bedürfen. Der noch jetzt als Lehrer und Schriftsteller in hochehrendem Andenken stehende Georg Friedrich Hildebrandt in Erlangen hatte der Universität ein kaum erreichbares Musterbild solcher universeller Leistungen gegeben; auch ein mir noch näher stehender Vorgänger: Schreber, war als Lehrer in allen Gebieten der Naturgeschichte thätig

gewesen. Ich hatte ein ähnliches, vielseitiges Tagwerk: ich war Lehrer der allgemeinen Naturgeschichte und zugleich darauf angewiesen, noch besondere Vorträge über Mineralogie, Botanik und Zoologie zu halten; überdieß gab ich, den Anforderungen und Wünschen der Studirenden entsprechend, Anleitungen für Forstwissenschaft, Geologie und Bergbaukunde. Ich kann nicht sagen, daß ich diese vielseitige Aufgabe leicht nahm, obwohl sie mir durch die Liebe und Lust, welche mich zu ihr zog, leicht wurde. Ich war, selbst in den längsten Sommertagen, mit dem Morgenlichte zugleich, in der Zeit der kürzeren Tage schon lange vor demselben auf, und bei den vorbereitenden Arbeiten für meine Lehrstunden. Die ersten Tage irgend eines neuen Lebensabschnittes, mit ihren Begebenheiten und Genüssen bleiben, und gewöhnlich am tiefsten und treuesten, im Gedächtnisse. So denke ich auch noch mit ganz besonderem Vergnügen daran, wie die Zusammenstellung einer Sammlung von getrockneten Pflanzen, welche alle bekannten Arten der Erlanger Flora, so wie ihrer Nachbargebiete umfaßte, zuerst ein Geschäft aller meiner freien Stunden war, welches nur mittelbar für die Lehrlinge der Wissenschaft, unmittelbar aber und zunächst für mich, den Lehrer, von Vortheil gewesen ist. Denn ich hatte zwar früher, mit großer Neigung, der Kunde des Gewächsreiches mich hingegeben, doch war mir in diesem Gebiete der Erkenntniß noch manche Lücke geblieben, manche, durch Mangel an Uebung mir entstanden, welche in meiner jetzigen Stellung der Ergänzung bedurfte. Ich nahm bei meinem Unterrichte vorzugsweise auf Das Rücksicht, was unmittelbar und am nächsten vor Augen lag. Die Pflanzenwelt, die um uns her grünte und blühte und die im Gewächsgarten der Universität zu finden war, gab mir einen reichlichen Stoff für meinen

auf unmittelbare Anschauung gegründeten Unterricht. Ich fand dabei Gelegenheit und Zeit genug, um von dem inneren Bau und Bestande, von den Heilkräften und Verhältnissen der Pflanze, so wie ihrer ganzen Familie zu dem vaterländischen Boden, darauf sie gedeiht, und seinen lebendigen Bewohnern zu reden, auch gewährte die Geschichte der Pflanzenkunde und ihrer alten wie neuen Meister manchen wohlthuenden Ausruhepunkt. Ich war mit Lust und Liebe bei diesem Unterrichte, hatte mich der Theilnahme meiner Zuhörer zu erfreuen, mit denen ich auf unseren gemeinsamen botanischen Wanderungen, so wie in meinem Hause in näheren, vertraulicheren Verkehr kam.

Für den Unterricht in der Mineralogie fand ich eine reiche Sammlung vor. Ich bewegte mich da auf einem mir altbekannten Boden, so wie mir bei den Privatvorträgen über Geognosie und Bergbaukunde Das, was ich in Freiberg gesehen und empfangen, sehr zu statten kam. Und wenn ich dann spät am Nachmittag, schwer beladen mit frischen Pflanzen, die ich aus der Umgegend selbst, mit Hülfe und in Begleitung meiner munteren Hausfrau zusammengetragen, in dem Garten ankam, der im Besitze meines lieben Kollegen F l e i s c h m a n n, ganz nahe bei der Windmühle lag, da fand ich dort meinen Freund Pfaff mit seiner Familie, öfter auch Heller und andere wackere Leute, die zu dem Genusse des leiblichen Ausruhens und Erquickens den höheren des geistigen brachten. So verging das Sommerhalbjahr, dessen Monate und Wochen leicht und vergnügt in der angenehmen Geschäftigkeit wie einzelne Tage und Stunden mir vorüberflogen.

22. Ein neuer Kreis von Bekannten und Freunden.

Heller, wie ich dies schon erwähnte, in seiner unermüdeten Kundschafterweise, hatte schon nach allen Seiten hin den gesellschaftlichen Grund und Boden ausgeforscht, auf dem wir uns jetzt wieder von Neuem zusammenstanden. Nach wenig Tagen hatte ich durch seine Berichte über unsere Kollegen an der Universität ein ziemlich vollständiges Tableau derselben erhalten, in welchem die komische Färbung zwar die vorherrschende und für den Berichterstatter die beliebteste war, darin es jedoch auch nicht an gründlich ernsteren, tiefer ansprechenden Schilderungen fehlte. Ich selbst hatte durch meine Besuche bei den neuen Kollegen zunächst nur eine vorübereilende, persönliche Anschauung derselben gewonnen; Freund Heller aber brachte mich alsbald Denen näher, zu welchen mich wie ihn ein Zug hinführte, der bei der äußeren persönlichen Begrüßung nicht stehen bleibt, sondern zu einer näheren Gemeinschaft der Herzen führt. Die theuren, werthen Männer, mit denen ich jetzt durch unseren trefflichen Kundschafter näher vertraut wurde, sind, bis auf Einen, schon Alle dahin geschieden. Ich nenne ihre Namen und füge zu ihrem Andenken einige Worte hinzu, die mir zum Theil mein brüderlicher, erst jüngst zum seligen Anschauen hinüber gegangener Freund Engelhardt als ein schriftliches Erbtheil hinterlassen hat.

„Ein anmuthigeres, reinlicheres, zierlicheres Musterbild eines würdigen Theologen aus dem letzten Dritttheile des vorigen und dem ersten Viertheile des laufenden Jahrhunderts kann man sich nicht denken, als das des trefflichen Geheimen Kirchenrathes Dr. Paul Joachim Sigismund Vogel. Er repräsentirte jene Freundlichkeit

und bürgerliche Einfachheit, so wie Stille der alternden Universität Altdorf, von der er, nach Aufhebung derselben, herüber nach Erlangen kam. Durch all' die erschlaffenden Windwechsel und Sandstürme des Rationalismus hindurch hatte er den festen Stand eines gläubigen Christen behauptet; im harmonischen Leben von reinster Unbescholtenheit; ein musterhafter Gatte, ein zärtlicher Vater; seines menschlichen Werthes sich bewußt, mit der Feinheit des Umganges und der großen Rücksicht einer früheren Zeit; einem Scherze nicht abhold und ihn gern erwidernd. In der kleinen Gestalt vom schönsten Ebenmaaß aller ihrer Theile und in den Zügen seines Angesichtes, ja schon in der Form seines ehrwürdigen grauen Hauptes, in dem sanft und wohllautenden Tone seiner Stimme sprach sich sein inneres Wesen aus. Er war, nach außen hin, nicht immer so friedlich still gewesen, hatte als Student eine gute, obwohl durch die Geschicklichkeit seines Armes von Blut rein gebliebene Klinge geführt, und, wie er selbst erzählte, dem einzigen Sohne, als derselbe auf die Universität ging, den Rath gegeben, das Fechten nicht zu vernachlässigen, damit er die fremden Raufdegen in gebührendem Respekte erhalten könne. Noch unter dem weißen Haare konnte das Feuer des Zornes und der Entrüstung gegen sittliche Ungebühr, die ihm vor Augen kam, plötzlich auflodern, doch gab er in seinem Gemüthe und seinen Worten dem Zorne niemals Raum, sondern strafte den Schuldigen mit ruhiger Würde; das aufsteigende Gewitter gab sich bei ihm nur wie ein Blitzen aus der Ferne kund, dessen Schläge nicht niederschmetterten. Man konnte wohl wenig Menschen sehen, die mit Gott und alle Dem, was dieser ihnen gab und zuführte, so zufrieden und seelenvergnügt waren, als unser lieber alter Vogel: in seinen äußeren

Bedürfnissen war er ganz überaus mäßig und genügsam; auch bei solchen Ereignissen, die wohl Andere verstimmen und mißmuthig machen können, blieb sein Herz fröhlich und wohlgemuth. Und diese seine Stimmung theilte sich jedem dafür Empfänglichen mit, der in seine Nähe kam. Ich finde deshalb die wunderliche Antwort ganz begreiflich, welche ein Student dem Geheimen Kirchenrath Vogel auf seine Frage gab, als er den freundlichen Greis eines Abends besucht hatte. Der junge Mensch, ganz entzückt von dem liebevollen Empfange, den er gefunden, wollte sich jetzt empfehlen; Vogel leuchtet ihm die Treppe hinab, der Student aber, in seiner überfließenden Dankbarkeit, rückwärts noch Komplimente machend, gleitet aus und ziemlich unsanft auf die Hausflur hinab. „Sie haben sich wohl recht wehe gethan," fragt ihn der freundliche Greis. „Au contraire" antwortet ganz fröhlich der junge Bursche, hascht nach seinem Hute und geht unter herzlicher Danksagung seines Weges. Ich meine, die Fassung eines immer fröhlichen Herzens, welche selbst durch manches äußere Ungemach sich nicht stören und verrücken ließ, sei von Kindheit an bis in's hohe Alter die bleibende bei unserem Vater Vogel gewesen."

„Er war der Sohn armer Eltern, hatte sich redlich durch's Leben geschlagen. Man freute sich, wenn er aus der großen Meerschaumpfeife behaglich die Wolken aufsteigen ließ und aus den Tagen seiner Kindheit und Jugend etwas erzählte. Er führte uns da, mit lebendiger Schilderung, in die arme Weberstube seiner Eltern; ein Kanarienvogel, so belustigend für den kleinen Knaben als eine ganze Menagerie ausländischer Thiere, hing da in der Ecke, dessen Häuschen der Vater jeden Morgen reinigte. Bei jedem Vogelhäuschen kam ihm die Erinnerung an die

Stube seiner Kindheit und an den geliebten Vater in den Sinn. Als hochbejahrter Greis sprach er davon mit der Wärme eines Jünglings. — Ein heiterer Tod machte die Probe seines Lebens. Als er sein Ende nahe fühlte, ließ er sich noch den Bart abnehmen. Er wolle doch, sagte er mit seinem gewöhnlichen, feinen Lächeln, den Bekannten, welche ihn, wenn er ausgeathmet habe, noch einmal zu sehen kämen, so anständig als möglich erscheinen. Solche Heiterkeit, nach abgeschlossener Rechnung, für die ein Anderer als der Mensch gut sagt, verträgt sich wohl mit jener Stimmung, in welcher Addison die Worte sprach: Siehe, wie ein Christ stirbt."

„Als Theolog fühlte sich Vogel mit ganz besonderer Liebe zu Melanchthon hingezogen, dessen vermittelndes Wesen dem seinigen verwandt war. Der Kantischen Philosophie hatte er ein ernstes Studium zugewendet; mit Mühe suchte er sich in Fichte's Lehren einzuarbeiten, die Naturphilosophie kam ihm fremd, mysteriös vor; diese neue Sonne hatte für sein altes Auge und Gefühl keine Wärme mehr. Auf Kantischen Grundlagen zunächst baute er die Wissenschaft aus, in welcher er als Lehrer Vorzügliches geleistet: die Sittenlehre. Er war lange Zeit an der Universität Erlangen der noch einzig dastehende, alte, feste Stamm, von dem sich ein Grün der Hoffnung auf eine bessere Zeit erhalten hatte. Er war ein Baum, der seine immergrünenden Blätter auch bei dem Eintreten des Winters nicht fallen ließ, weil ein Saft und eine Kraft in ihm waren, welchen der Wechsel der Zeit nichts anhaben kann."

So sprach sich ein dankbarer Schüler und nachmalig vieljähriger Kollege Engelhardt über Vogel aus. Ich kann diesem treuen Lebensbilde des ehrwürdigen Greises nur wenig Züge, die ich bei meinem achtjährigen Zusammenleben

mit ihm gesammelt habe, hinzufügen. — Er hatte niemals seine Hoffnung auf eine bessere Zukunft aufgegeben, selbst in der schlimmsten Zeit nicht, als der Grund, auf welchem das Glaubensbekenntniß seines Lebens stand, von allen Seiten her untergraben und dem Zusammenstürzen nahe schien. Die Thesen von Harms und ihre Wirkung hatte er mit Freuden, als Vorboten dieser besseren Zukunft, begrüßt. Obgleich er in seinem Urtheile über die in die Irre gerathenen Zeitgenossen überaus milde war, so lange sich noch ein Ernst in ihnen zeigte, wies er dennoch die Aufforderung eines berühmten Theologen aus Weimar, so wie eine ähnlich lautende der obersten reformirten Kirchenbehörde in Genf mit kräftiger Entschiedenheit zurück, als dieselbe den theologischen Fakultäten der deutschen Universitäten eine Absagung von den positiven Glaubenslehren des Christenthums, eine ausschließendere Beschränkung auf die christliche Sittenlehre empfahlen. Seit Ammon's Abgang nach Dresden fand Vogel's entscheidendes Urtheil in solchen Fällen keinen Widerspruch bei den übrigen, ohnehin der entschiedenen Wahrheit weit mehr als dem flachen Zweifel zugeneigten Kollegen.

Er, der heitere, sich gern mittheilende Greis, liebte sehr den geselligen Umgang mit jüngeren, heiteren Männern. Ich freute mich immer auf die Nachmittage (meist am Mittwoch), die wir mit ihm, im Sommer in einem der Gärten, im Winter in Bruck bei Meister Berthold zubrachten. Der alte Herr scheute da weder Schnee noch Regen, er meinte, es sei gut, wenn man sich beides, so wie den Sturm zuweilen an die Nase gehen lasse, damit man sich auch äußerlich daran gewöhne, diese nicht gar zu hoch zu tragen. Wenn wir dann in unserem abgesonderten Zimmer beisammensaßen, da gingen dem lieben Stammhalter

aus dem vorigen Jahrhunderte Herz und Mund auf. Alles, was er sprach, das war ganz anmuthig anzuhören; mit dem Ernsten und Belehrenden ließ er, zur allgemeinen Erheiterung, gern auch das Scherzhafte abwechseln. Er war voller belustigender Anekdoten, ich wünschte, ich hätte mir sie alle so aufbehalten, wie ich dieses mit einigen derselben gethan, die ich öffentlich mitgetheilt habe *). Doch es sind mir noch ganz andere Dinge aus diesem treuen Munde geblieben, die mich als Sprüche einer wahrhaften Weisheit der Welt auf meinen späteren Wegen durch die Welt oft geleitet haben. Denn man konnte an diesem Greise es erkennen, was jene uns zur Nachahmung empfohlene Klugheit der Schlangen sei, wenn sie mit der Einfalt der Taube im Bunde steht.

Das Grün der Tannenbäume mit ihren nimmer welkenden Blättern gewährt uns zwar selbst im Winter eine Lust der Augen, dennoch ist es erst der Frühling, der mit seiner belebenden Wärme an allen, selbst an den ganz entlaubten Bäumen, die Blüthe zugleich mit den verjüngten Blättern hervortreibt. Ein neues Leben des Glaubens regte sich damals auch in Erlangen; der treue Zeuge, der unter Gottes Beistand es erweckte, war aus der Ferne, vom Rhein her gekommen, er hieß Dr. Joh. Christ. Gottl. Krafft, war Pfarrer an der deutsch-reformirten Gemeinde und Lehrer der Theologie an der Universität. Ein Bote, welcher den Frieden verkündete, den er selber nach schweren Kämpfen durch die Gerechtigkeit im Glauben

*) Z. B. einige von jenen „Kalenderhistörchen", die dem 3. Bande meiner Erzählungen beigefügt sind, so wie die kleine Erzählung: „der Incognitotitel" im Anhang zum 2. Bande meiner Biographieen und Erzählungen.

mit Gott in Christo gefunden hatte. Mir ist Krafft nach Schöner's Dahinscheiden mein theuerster geistlicher Vater auf Erden geworden und dasselbe ist er vielen Seelen gewesen, ja man kann sagen, daß zunächst aus seiner geistigen Zucht und Schule das jetzige, jüngere Geschlecht der gläubigen protestantischen Theologen in Bayern hervorgegangen ist. Denn diese Schule war eine Pflanzstätte jenes Glaubens, welcher nicht besteht auf Menschenweisheit, sondern auf Gottes Kraft. Wie war aber der Mann, der an einem Orte, wo man auf nichts Anderes gerichtet war, denn etwas Neues zu sagen und zu hören, nicht ein solch' Neues, sondern nur ein unbeachtetes ewig Altes mit so rücksichtslosem Ernste verkündete? — Was an ihm köstlich war vor Gott: der verborgene Mensch des Herzens mit seinem sanften und stillen Geiste, das war nur ein Nachbild Dessen, der in ihm lebte. Wer das Urbild kannte, dem blieben an dem Nachbilde die Züge der Aehnlichkeit nicht verborgen. Ich möchte Viel sagen von diesem Manne, der ein so treuer Knecht war im ganzen Hause seines Gottes, wie ich nur wenigen auf meinem Lebenswege begegnet bin und welcher diese Treue auch an meiner Seele bis an sein Ende geübt hat. Mir ist es oft, wo ich dessen am meisten bedurfte, so gewesen, als ob sein Gebet, sein Segen in geistig fühlbarer, leiblich sichtbarer Weise mich begleitete, denn hiermit pflegte er allen seinen Freunden täglich nachzugehen. In seinen ernsten Predigten, so rednerisch schmucklos sie waren, lag dennoch eine Kraft, welche das Ohr weckte und, wenn es Noth that, wie ein Stachel zu Herzen drang*). Ihrem Hauptinhalte nach waren sie ruhig

*) Ein Band derselben ist im J. 1845 bei Heyder in Erlangen gedruckt erschienen.

belehrend; jede Stelle der Schrift, bei welcher er sich verweilte, ward ihm zu einem Pisga, von dessen Höhe sich eine Aussicht über das ganze geistige Gebiet der Verheißung eröffnete. Er liebte und suchte überall die Klarheit des Verständnisses, zu welchem uns die Schrift Licht genug gibt, wenn wir sie nach ihrem Wortsinne und nach ihrem ganzen Zusammenhange aufmerksam beachten und bedenken. Ein vorwitziges, mystisches Hinausgehen über den klaren Wortverstand, ein beschränktes Feststehen auf dem Sinne, der sich aus einer vereinzelten Stelle der Schrift herausdeuteln ließ, wenn man ihr nicht in der weiteren Entwickelung dieses Sinnes folgte, die sie in anderen Stellen erhielt, mißbilligte er sehr. Den leicht überfließenden Gefühlen des Herzens traute er nicht, denn das Menschenherz auch in seiner scheinbar göttlichen Trunkenheit ist Fleisch vom Fleische geboren, der Geist allein ist es, der da lebendig macht. Er selbst sprach wenig, seine Worte aber waren wohlbedacht, waren voll Salbung und Geist; die Gefühle, welche in der Tiefe ihn bewegten, gab er nur selten kund, „sie sollen", so schien er zu meinen, „Gottes und unser sein". Deshalb war ihm auch an Anderen das viele Reden von den Dingen, die in's verborgene Innere gehören, nicht wohlgefällig. Auch im Sprechen über äußere Dinge blieb er immer gewissenhaft treu und wahr, jede Verirrung von der lautern, einfältigen Wahrheit, auch wenn sie scheinbar nur Unbedeutendes betraf, pflegte er, wo sich Gelegenheit dazu fand, an seinen Freunden in Sanftmuth zurecht zu weisen.

Doch was soll ich mehr von diesem werthen Manne sagen? Mir ist es, als sähe ich ihn vor mir stehen mit seinem ernsten, demüthigen Angesichte. Es war ihm in seinem Leben das Lob, das ihm Menschen gaben, nicht an-

genehm; er pflegte es bald zum Schweigen zu bringen. Er wußte und erkannte tief, was in ihm, dem Menschen, und was Gottes sei, dessen Thun allein Wahrheit ist und seine Wege sind recht.

Durch Freund Heller wurde ich schon an einem der ersten Tage nach meiner Ankunft in das Haus von Krafft eingeführt. Dieses ward mir alsbald ein Haus, dahin ich gern ging. Krafft's Schwester, Lubecka, so wie seine Hausfrau, gehörten mit ihm, dem Vater des Hauses, zu einem Bunde, darin man fest bleiben möchte und unverrückt bis an's Ende. Krafft hielt sich gerne zu der Gesellschaft, die sich als ein kleiner, wohlgerundeter Kreis um den Geh. Kirchenrath Vogel anschloß.

Ein jüngerer Gast, der aus Bescheidenheit nur selten zusprach, mit welchem ich jedoch bald bekannt und nahe befreundet wurde, war Dr. J. Georg Veit Engelhardt, damals, in seinem 27. Jahre, Diakonus und angehender Lehrer der Theologie an der Universität. Ich gebe das Bild dieses vielbegabten Menschen, so wie ich dasselbe in dem ganzen 37jährigen Verkehre mit ihm aufgefaßt habe.

Nicht blos von dem mächtigen Kaiser Karl V. konnte man zu seiner Zeit sagen, daß sein Reich so groß sei, daß die Sonne über demselben niemals untergehe, sondern schon unter seinen Zeitgenossen konnten die reichen Fugger über ihre Besitzungen etwas Aehnliches aussprechen und in unseren Tagen dürften das gar Viele sagen, die in Europa wohnen und zugleich in Amerika Niederlassungen und Häuser haben. Weiß ich doch von zweien meiner lieben Freunde und Landsleute, daß sie Das, was man vom Reiche Karls V. rühmte, nach einem, freilich etwas kleinen Maaßstabe von ihrem eigenen Anwesen aussagen könn-

ten: der eine von beiden ist der geniale Landschaftsmaler Rugendas, der andere der treffliche, geistreiche Dr. Stephan, denn der erstere hat ein kleines Landeigenthum in Chili, der andere in Brasilien, beide aber zugleich ihren Wohnort in München, die väterliche Heimath in Bayern. Nun, das ist immer noch etwas ganz Anderes, wenn man in einem fernen Lande ordentlich ansäßig geworden ist, als wenn man etwa blos als Reisender dasselbe gesehen und kennen gelernt hat.

Auch in der Welt des Wissens und Erkennens gibt es solche Geister, die in mehreren Zonen dieser Welt nicht blos als Hindurchreisende bekannt, sondern darin selbst ansäßig sind. Ein solcher Geist war unser Freund Engelhardt, der sich mit seinen bewundernswürdigen Gaben nicht nur in den Gebieten der gewöhnlichen Schulgelehrsamkeit, sondern in der alten wie der neuen Weisheit Grund und Boden erworben hatte. Wenn man nach Plato die Entwickelung und Bildung unserer geistigen Kräfte als eine in zwei Richtungen ausgehende, mathematische und musikalische betrachten will, davon die erstere zur Wissenschaft, in ihrem weitesten Umfange, die andere zur Kunst sich wendet, dann kann man sagen, daß Engelhardt's Geist beide Richtungen genommen und in beiden mit siegreich glücklichem Laufe die Rennbahn durchmessen habe. Denn er war durch eindringendes Verständniß ein Genosse der „Meister, welche wissen“, wie durch sinnig theilnehmendes Erfassen der Werke ein hochgestellter Diener im Tempel der Kunst. Er war, durch diese vielseitige Begabung, eines lichtvollen, treffenden Urtheiles über die Thaten und Dinge der Welt fähig, pflegte aber gerne das eigene Urtheil zurückzuhalten und die Anschauung und die Erfahrungen der vergangenen Zeiten wie der Gegenwart für sich sprechen

zu lassen, gleich einem stillschweigenden Theilnehmer an einem Zeugenverhöre. Seine Darstellungen als Schriftsteller sind vorherrschend in einem Lapidarstile gehalten, welcher nur das Wesentlichste des Thatbestandes kund gibt. Er prunkte niemals mit der großen Fülle seiner Belesenheit und gelehrten Forschungen; in wenig Worten oder Zeilen theilt er den mühsamen Erwerb eines lang anhaltenden Fleißes mit. Die ewig feststehende, göttliche Wahrheit ward von ihm über alles Wissen geachtet; er brachte sie den Augen, die er zum Erkennen derselben führen wollte, nahe, fühlte jedoch keinen Beruf, sie den Herzen aufzudringen, diese sollten durch das Anschauen des ewig Schönen zur Liebe desselben aufgeregt und gezogen werden. Mochte ihn hierbei zuweilen bei Denen, die ihn nicht näher kannten, der Schein von Kälte treffen, wir, seine Freunde, wußten etwas Anderes von ihm; es war in ihm ein Gemüth voll treuer, warmer Liebe gegen Gott und Menschen, einer Liebe, welche da, wo es galt, Alles dahingab für die Geliebten; ein Gefühl der eigenen Kraft mit einer bescheidenen Mäßigung, welche vor Ueberschätzung des Eigenen bewahrte und welche mehr als gerecht, fast partheiisch dem Fremden seinen Werth neben, ja vor dem Eigenen gab. Hierbei, wie in seinem geselligen Benehmen, ließ er gern die Liebe, nicht sein scharfblickendes Urtheil sprechen. In seiner äußeren Lebensweise herrschten die Zucht und Mäßigkeit eines Weisen der alten Stoa; er gab dem Leibe, was ihm zu seiner Erhaltung gebührte, liebte aber nie die Freuden der Tafel, hielt sich frei von den Vergnügungen und Bedürfnissen der niederen Sinne, während er die der höheren Sinne, namentlich die Freuden der Tonkunst und der Betrachtung von Werken der bildenden Kunst, sehr hoch hielt und in dem geistigen Lustgarten der

Dichtkunst mit inniger Liebe sich erging. Hierin schien auch jener gegenseitige Zug der Seelen zu einander begründet zn sein, der ihn mit dem Dichter Platen, welcher als Jüngling zu uns nach Erlangen kam, so innig verband. Doch wer mußte nicht, wenn er auch kein Platen war, schon bei dem ersten Sehen für Engelhardt gewonnen werden, durch dessen Augen, Mienen und Worte das innere Wesen so unverholen sich kund gab. Seine Familie hat in ihm den liebevollen, treuen Vater und Gatten, die Wissenschaft einen ihrer gelehrtesten Vertreter, wir aber, seine Freunde, ein Glied aus unserem immer kleiner werdenden Kreise verloreu, dessen eigenthümliche Stelle kein Anderer ausfüllen und vertreten kann*).

Nicht nur ein seltener Gast, wie damals der Jüngling Engelhardt, sondern ein beständiger Genosse unserer Mittwochsgesellschaft, war ein anderer theurer Freund und Kollege, zu welchem mich Heller auch schon an einem der ersten Tage meines Erlanger Lebens hinführte: der vielthätige, wohlberühmte Meister der alten, klassischen Sprachkunde Dr. Ludwig Döderlein. Der Mann lebt noch und ist mein lieber Gevatter, ich muß deshalb in meinem Urtheil über ihn gar behutsam sein.

Jener oberste Hauptmann der römischen Schaar, Claudius Lysias, wurde alsbald von hoher Achtung gegen den ihm unbekannten Mann Paulus erfüllt, als er erfuhr, daß dieser ein Angehöriger der großen, weltbeherrschenden

*) Von den schriftstellerischen, an Zahl wie an Gehalt reichen Arbeiten Engelhardt's nenne ich hier nur seine Ausgabe des Plotin, die Uebersetzung des Dionysius Areopagita, seinen Beitrag zur Geschichte der mystischen Theologie, seine kirchen- und dogmengeschichtlichen Arbeiten.

Nation sei, in welche er selber nur als Fremdling aufgenommen war. „Sage mir," so fragte er den von ihm vorhin gering geachteten Mann, „bist du römisch? Er aber sprach Ja. Und der Oberhauptmann antwortete: Ich habe dieses Bürgerrecht mit großer Summa zu Wege gebracht. Paulus aber sprach: Ich aber bin auch römisch geboren. Da traten alsbald von ihm ab, die ihn erfragen sollten. Und der Oberhauptmann fürchtete sich, da er vernahm, daß er Römisch war und er ihn gebunden hatte."

Wenn man einen Mann sehen will, der so recht für seinen Beruf als Lehrer und Gelehrter gemacht und geboren ist, dann darf man nur zu Ludwig Döderlein hin und demselben nachgehen in seiner amtlichen Thätigkeit und seinem schriftstellerischen Wirken. Er hat das Bürgerrecht für diesen Berufskreis nicht mit großer Summa der Mühe zu Wege gebracht, sondern es ist ihm schon als reiche väterliche Mitgabe geworden. Frischen, fröhlichen Sinnes, wie die guten, rüstigen Arbeiter es immer sind, erkennend des Erdenlebens Werth und seine Würze, des geistigen Verlangens Tiefe und seine Höhe, aufrechten wie aufrichtigen Ganges auf dem Wege des Lebens und seiner Pflichten, so habe ich diesen Freund, als ich ihn vor 37 Jahren kennen lernte, gefunden und so finde ich ihn noch. (1819) Er ist nicht blos ein Verständiger und Meister der hochgebildetsten Sprachen und Worte des klassischen Alterthums und des edelsten Ausdruckes der lebenden Muttersprache sondern erkennt und liebt das Wort, das von Anfang war und darinnen das Leben selber ist. Er hat in seinen Tagen die geistige Zucht der Freuden wie der Leiden wohl genug erfahren und wie er für Andere ein guter Lehrer gewesen ist, so hat er sich in dieser Schule als ein gelehriger Schüler erwiesen: er hat das

wohl erfaßt, was des Lebens Lust und Schmerz uns sein und geben sollen. Den gelehrten wie den ungelehrten Bürgern ist er ein ehrenwerther und geachteter Mitbürger, seinen Freunden ein unveränderlich treugesinnter Freund, den Genossen seines Hauses ein geliebter wie liebender Gatte und Vater, seinem Gott ein begnadigtes Menschenkind geworden. Möge sein letzter Tag noch besser als der erste, und die Krone seines Lebens das Ende desselben sein. Wir beide, er und ich, sind die letzten noch im Leben Uebriggelassenen aus dem kleinen Kreise der Freunde, die um den alten guten Vogel versammelt waren.

Aber auch außer diesem Kreise gab es unter den Lehrern der Universität, unter die ich eintrat, Männer, an die ich mit Liebe und Achtung gedenke. Und da nenne ich zuerst meinen werthen Nachbar an Haus und Garten, den berühmten Rechtsgelehrten Christian Friedrich von Glück: denn dieser stand mir nicht nur durch die räumliche Angränzung der Mauern und Dächer, sondern noch mehr durch das Gemeinsame unserer Gesinnungen nahe. Ich muß zuerst von der leiblichen Nachbarschaft Einiges sagen: Das kleine, engbeschränkte Absteigequartier, das wir bei unserer Ankunft in Erlangen bezogen, entsprach unseren Bedürfnissen, so wie unserer Gewöhnung an das anmuthig gelegene geräumige Haus in Mecklenburg und an seinem Garten so wenig, daß es uns beiden niemals heimlich darin zu Muthe wurde. Da besuchte ich den ehrwürdigen Glück. „Haben Sie schon eine gute Wohnung?“ fragte mich dieser, „wo nicht, dann stände ihnen hier gleich nebenan ein solid gebautes Haus mit geräumigem Hofe und schönem Garten zur Miethe frei. Es gehört einem vermögenden wackeren Bürger, der den Bau und alle seine Bequemlichkeiten in guter Ordnung hält.“

Durch Schweigger's Schwester wurde diese Angelelegenheit vermittelt. Wir sahen Haus, Hofraum und Garten; gleich nach dem Abgange des bisherigen Miethsmannes, noch vor dem Pfingstfeste, konnten wir es beziehen. Ich würde des an sich unbedeutenden Ereignisses nicht erwähnen, wenn es nicht für mein ganzes äußerliches Leben in Erlangen und sein Wohlbefinden, so wie selbst für meine amtliche Geschäftigkeit und Pflichtübung der Gastfreundschaft von hoher Wichtigkeit gewesen wäre. Obgleich wir die Stallung und Wagenremise am Ende des Gartens niemals zu ihrem bestimmten Zwecke benutzten, war doch schon der Garten, außer für die nutzbaren Gewächse, welche zum Haushalte gehörten, auch für solche, an denen das forschende Auge seine Lust fand, eine günstige Pflanzstätte. Wie einladend im Sommer, für gastliche Zusammengesellung mit den jüngeren wie älteren Freunden waren der Rasenplatz des Gartens an dem blühenden Schneeballen- und Hollundergebüsche und selbst der Hofraum; wie ungestört und leicht hat es sich dort in dem Zimmer, auf dem Gange, mit der Aussicht in's Grüne gearbeitet; wie manche vergnügte Gäste konnten in den vielen Zimmern des Wohnhauses und in seinem Seitenflügel untergebracht werden. In der That, ich kann mir mein Leben in Erlangen gar nicht denken, ohne dieses gute, schöne Wohnhaus, und wenn ich davon weiter berichte, wird es mir oft so ergehen, daß meine Erinnerungen nach den bekannten Regeln der Menmonik erwachen, wenn ich mir diese oder jene Stelle des Hauses so wie des Gartens in's Andenken zurückrufe. Ich werde dieses schon hin und wieder in dem weiteren Verlaufe dieser Berichte über mein Leben in Erlangen zeigen.

Eine sehr werthvolle Zugabe zu den Annehmlichkeiten

und Vorzügen unserer Wohnung war, wie ich schon erwähnte, ihre Nachbarschaft, vor Allem die des freundlichen, liebenswürdigen Glück. Was dieser Mann als Gelehrter gewesen ist, das wissen seine Schüler und die Leser seiner Schriften. Auch jeder Andere, der sich einmal in der vollständigen Bibliothek eines Rechtsgelehrten umgesehen hat, wird nicht ohne Verwunderung es vernommen haben, daß die 34 ansehnlichen Bände der „ausführlichen Erläuterung der Pandekten," deren ausgedehnte Reihe alsbald in die Augen fällt, das Werk eines einzigen Menschen sind. Er wird aber noch mehr erstaunen, wenn er mit einiger Sachkenntniß in einen und den anderen Band des gewaltigen Werkes hineinblickt und von der außerordentlichen Gründlichkeit, so wie von der vielbelesenen, ich möchte fast im menschlichen Sinne das Wort brauchen, „Allwissenheit" des Verfassers sich überzeugt. Denn man kommt in diesem Buche zu der Bekanntschaft mit allen berühmten Rechtsgelehrten der alten, wie der neuen, mit oder ohne die Perücke einhergehenden Zeiten und Nationen. Nun, der uralte Stammbaum seiner Wissenschaft, namentlich im Glanze des Ruhmes seiner römischen Ahnen, war für unseren Glück schon in frühester Jugend ein Gegenstand der höchsten Beachtung gewesen. Cicero, dessen Werke er als Schüler im Waisenhause seiner Vaterstadt Halle unablässig, mit Bewunderung und Freude las, hatte ihm, wie er zu sagen pflegte, zum Juristen gemacht, denn dieser alte Meister und Lehrer der Pflichten und Rechte habe ihm diese in einer Würde vor Augen gestellt, daß er von nichts Anderem mehr habe wissen wollen, als dem Dienste und der Verkündigung der Rechte zu leben, welche Gott dem Menschen als Grund seines Wohlbestandes auf Erden gab.

Wer jedoch diesen würdigen Meister der Rechtslehre

nur von dieser Seite kannte, der kannte ihn noch nicht ganz. Derselbe hatte schon in Halle, wo er von seiner Geburt im Jahre 1755 bis 84 gelebt, jene rechte Lehre kennen gelernt und in Geist und Herz aufgenommen, welche von noch höherer Würde ist, als die der Rechtslehre; jene von göttlicher, diese von menschlich geistiger Abkunft. Er, welcher mit seinem wissenschaftlichen Forschen die Reiche der Welt durchwandert hatte, fühlte sich doch mit vorzüglich kindlicher Theilnahme zu der Kunde des Reiches Gottes auf Erden hingezogen; er hatte Stephan Schulz, er hatte alle für das Missionswerk kräftig thätige Männer seiner Vaterstadt gekannt und war ihnen mit Liebe zugethan gewesen. Er sprach hiervon gerne, nahm an der Begründung der Missionsanstalt in Basel, so wie an ihrem allmähligen Aufblühen einen warmen Antheil. In dieser seiner Gesinnung kam er mir, gleich beim Beginne unserer Bekanntschaft, zutraulich entgegen, und Das, was hierbei uns beiden ein gemeinsames Anliegen war, ist zu einem festen Bande der gegenseitigen Liebe geworden.

Ich denke noch mit herzlicher Freude daran, wie ich mit dem väterlich freundlichen Alten in seinem Garten, der mit manchem seltenen Gewächse und mit den schönsten Blumen reich und geschmackvoll versorgt war, lustwandeln ging. Nur selten vergönnte sich der liebe Mann ein solches Ausruhen von seiner Arbeit am Schreibtische, denn diese lag ihm so unablässig an, daß er, als ihn in seinem 76. Jahre der Tod von des Lebens Mühe abrief, noch wenig Stunden vorher im Lesen und Schreiben geschäftig gewesen war. Beinahe möchte man sagen, daß er sich, so wie früher zum alltäglichen Ausruhen, kaum die Zeit zum Sterben gelassen habe. Treu und gewissenhaft, wie in dem selbsterwählten Berufe als Schriftsteller, war er auch

in dem ihm von außen gegebenen Berufe als Lehrer. Er war, wenn alle seine Kollegen die Ferienzeit schon genossen, der einzige, der noch auf dem Katheder aushielt und der hierin größere Ausdauer bewies, als selbst die Fleißigsten seiner Zuhörer. Denn wenn nur noch einer oder etliche von diesen zurückblieben, dann erwies er an Diesen denselben Eifer im gründlichen Belehren, als an einer sechszig- oder hundertfältigen Zahl der Schüler. Glück war nicht durch Schrift und Worte allein, sondern durch die ganze That seines Lebens in dem engeren Kreise seiner Familie wie in dem weiteren Kreise Aller, die ihn kannten, ein treuer Lehrer der Pflichten und Rechte des Menschen, und, was noch höher ist, des Christen.

Diesen werthen Nachbar lernte ich freilich unter allen vorhin noch nicht genannten Kollegen an der Universität am früheſten und nächsten kennen, doch fand ich bald nachher Gelegenheit, die Bekanntschaft auch anderer ehrenwerther und in ihrem wissenschaftlichen Gebiete mit Recht hochgeachteter Lehrer an der damaligen Universität zu machen. Kaiser, der wackere, fleißige Theolog, ein Mann von seltener Ruhe des Gemüthes, wurde uns an der anderen Seite des Wohnhauses ein freundlicher Nachbar. Wer aber auch den grundgelehrten Theologen Berthold nicht zum Hausnachbar hatte, der mußte in ihm den aufrichtig redlichen zum Dienst des Nächsten und jedem guten Werk stets bereiten, häuslich frommen Mann ehren und liebgewinnen. Als noch andere Collegen nenne ich einstweilen nur Posse und Bucher die Juristen; Henke, Schreger, Loschge die Mediziner, (von Prof. Fleischmann werde ich später reden), Mehmel, Meußel, Fabri, Breyer, Rothe, Harl die Philosophen. Kastner, durch sein gelehrtes Wissen wie durch sein Wirken als Lehrer der

aufrichtig ehrenden Anerkennung, durch sein Gemüth der herzlichen Liebe würdig, kam erst später, nach Schweigger's Abgang an die Universität. Von ihm wie von Koch, Winer u. A. spreche ich nachher noch.

23. Die Studierenden an der Universität.

Ehe ich von diesen, so wie ich sie bei meiner Ankunft in Erlangen fand, reden kann, muß ich zuerst an die große, geistige Anregung erinnern, von welcher um jene Zeit alle deutschen Universitäten, ja man kann sagen, die deutsche Jugend überhaupt, ergriffen waren. Mir ist es, als ich aus dem abgeschlossenen Kreise meines Hoflebens in Mecklenburg heraus- und in das Treiben des Universitätslebens eintrat, so ergangen, wie den Siebenschläfern der alten Volkssage, welche bei dem Erwachen aus ihrem vieljährigen Scheintode und bei dem Heraustreten aus dem Dunkel ihrer Höhle an das Licht des Tages die vormalige Heimath so verändert trafen, daß sie sich kaum darin zurecht fanden. Ich hatte seit der Schlacht bei Belle Alliance nur bei seltenen Gelegenheiten ein Zeitungsblatt in die Hand genommen; Sand's unglückliche That hatte ich vernommen und hiebei auch von einer allgemeinen Verbindung unter den Studierenden der deutschen Hochschulen sehr widersprechende Dinge gehört, die mich wenigstens über das Wesen derselben im Dunkeln ließen. In Erlangen aber trat ich auf einmal in die Mitte der Erscheinung ein, welche ihrerseits auch zu den Zeichen der damaligen Zeit gehörte und zum Verständniß von dieser einen beachtenswerthen Beitrag gibt. Ich lasse zunächst einen Mann sprechen, der hierüber das vollgültigste Zeugniß geben kann: Dr. C. v. Raumer, in dem vierten Theile seiner Geschichte der Pädagogik, dessen Inhalt mit besonderer Liebe

und Gründlichkeit „die Geschichte der deutschen Universitäten" umfaßt.

S. 96, 97 sagt derselbe: „Die Wirkung der Freiheitskriege auf die Universitäten war unermeßlich. Die Jünglinge, welche auf den Ruf des Königs zu Tausenden in das Heer eintraten, in den großen Schlachten ehrenvoll fochten, sie kamen 1815 und 16 zurück auf die Universität, um ihre durch den Krieg unterbrochenen Studien fortzusetzen. In der kurzen Zeit von drei Jahren, in denen Europa Größeres erlebte, als sonst in drei Jahrhunderten, war unsere Jugend umgewandelt. Früher wie verzaubert in den Fesseln unedler, ja gemeiner akademischer fixer Ideen, fühlte sie sich durch die großen Ereignisse entzaubert. So war sie jetzt von der Tyrannei falscher Ehre befreit, sie sah den Comment in seiner wahren Gestalt, wie Titania nach der Entzauberung ihren Geliebten. Die wahre Ehre, der ächte dem Vaterlande geweihte Muth war an die Stelle jenes Wechselbalges getreten, jenes wahnwitzigen Point d'honneur, das kränklich reizbar sich überall beleidigt fühlte, und Duelle sucht um ein Nichts. In welchem Lichte mußten solche zum Theil von den Franzosen überkommenen Erbärmlichkeiten jungen Männern erscheinen, welche in den Schlachten von Dennewitz und Leipzig gefochten. — — Der Ernst des Lebens und des Todes war ihnen entgegengetreten und hatte sie ergriffen. — Die erwachte und im Kriege erstarkte Vaterlandsliebe jener Freiwilligen sehnte sich nach Einheit und Einigkeit Deutschlands. Die einander sich anfeindenden Landsmannschaften erschienen ihnen als Feinde der Einheit und Einigkeit."

„Mit der Vaterlandsliebe erwachte zugleich die Ehrfurcht gegen das Christenthum; ein wenn auch noch un-

klares, unentwickeltes Gefühl, daß Deutschland ohne Christenthum vernichtet und verloren ist. War doch „Mit Gott für König und Vaterland" der Wahlspruch im Kriege. Es kann uns nicht wundern, wenn Jünglinge, die männlich für das Vaterland fochten, nach dem Kriege Gedanken hatten, wie das befreite, geweiht durch das Blut der in den Schlachten Gefallenen, nun gereinigt und erneut hervorgehen solle. Alle diese aus den Freiheitskriegen stammenden Elemente waren es, welche in der mit der Turnerei innig verbundenen Burschenschaft ihren Ausdruck fanden."

Raumer berichtet hierauf weiter, wie die Burschenschaft der deutschen Universitäten zuerst in Jena ihre Gestalt gewonnen und am 18. Juni 1816, dem Jahrestage der Schlacht bei Belle Alliance, begründet worden sei. Aber ein ungleich mächtigeres Ereigniß der inneren geistigen Erneuerung des deutschen Geistes sollte bald hernach seinen hundertjährigen Gedächtnißtag feiern. Ohngefähr um dieselbe Zeit, in welcher Claus Harms seine Thesen, als eine Weckstimme für den schlafenden deutschen Geist zum Ausgehen in die Oeffentlichkeit bereit machte (S. 182), fühlte sich auch die deutsche Burschenschaft zu Jena angeregt, einen schriftlichen Ruf an fast alle deutschen Universitäten ausgehen zu lassen zur gemeinsamen Feier des Reformations-Jubiläums auf der Wartburg, am Tage der Befreiung Deutschlands von der fremden Gewaltherrschaft, durch die Schlacht bei Leipzig, am 18. Oktober. Es sollte dieses zugleich die erste freudige und freundschaftliche Zusammenkunft deutscher Burschen von den meisten deutschen Universitäten sein. Diese Einladung war unterschrieben von einem der Söhne meines alten Freundes in Jena: Robert Wesselhöft.

Freundlich einstimmende und ihre Theilnahme zusagende Antworten liefen mit Ausnahme einer einzigen von all' den dreizehn Universitäten ein, an welche das Rundschreiben ergangen war. Raumer theilt im vierten Bande seines Werkes so wie in seiner Beilage die Antworten mit, indem er das Schreiben der Kieler Studenten voranstellt, aus dessen Inhalt und Form man bemerken kann, daß der Einfluß des Claus Harms in der damals nahe beginnenden Thesenzeit auf den Geist der dortigen Universität schon ein ziemlich bemerkbarer gewesen sein müsse. Aber nicht nur in dem Antwortschreiben der Kieler, sondern in denen von all' den übrigen zeigt es sich in merkwürdiger Uebereinstimmung, wie ein im deutschen Volke neu erwachter Geist überall gleichmäßig sich regte (m. v. S. 189). Nur von der Antwort der Rostocker Universität, welche Raumer in den Beilagen, S. 324 mittheilt, kann dieses nicht gelten, „diese klingt wie ein Spott auf die neuangebrochene Zeit, aber sie spottet ihrer selbst, und weiß nicht wie" (ebendaselbst S. 100). Zwischen jenem Geiste, der damals und dem, welcher jetzt auf der Universität Rostock herrscht, war ein ähnlicher Unterschied als zwischen den damaligen und jetzigen Zuständen der geistlichen Angelegenheiten des ganzen Landes.

Das Wartburgfest, das so viel besprochene, kam. Raumer beschreibt den ganzen Verlauf desselben in anziehender Weise und genau. Wir lassen über diesen Vorgang, der in der neueren Geschichte der deutschen Universitäten Epoche machte, jenen würdig und ernst gehaltenen Bericht zeugen, den das Staatsministerium in Weimar (unterschrieben von Karl Wilhelm Freiherrn von Fritsch) seinem Landesherrn, dem Großherzog von Weimar, vorlegte.

Der Berichterstatter erinnert zuerst an die beunruhigenden Gerüchte, welche über das Wartburgfest öffentlich ergangen seien. Durch diese sei es ihm zur Pflicht geworden, die genauesten Data über das Ereigniß zu sammeln und dem Landesherrn sie mitzutheilen. Er spricht dann weiter: „Eure Königl. Hoheit würden sich daraus überzeugen können, daß, so wie diese Feier aus einer an sich lobenswerthen Idee hervorgegangen, und frei ist von jeder politischen Beziehung, sie zwar mit jugendlicher Begeisterung ergriffen und ausgeführt worden, daß aber Dasjenige, was dabei tadelnswürdig erscheint, nur zufällig hinzugekommen, und nur einzelnen Theilnehmern zur Last fällt. Kein Zeitpunkt mahnt mit so lebendiger Erinnerung die verschiedenen deutschen Stämme, wie nothwendig zu ihrem gemeinsamen Heile die Eintracht sei, als der 18. Okt. Aus der Trennung ging die beklagenswerthe Oberherrschaft Napoleon's hervor, deren schmerzliche Folgen in dem zerrütteten Wohlbestande jedes Landes, fast jeder Familie empfunden werden; die wiederhergestellte Eintracht verherrlichte den Sieg, dessen Andenken in der Brust jedes Deutschen unverlöschlich ist. Alle deutschen Universitäten zählen Jünglinge unter den Studirenden, welche thätigen Theil genommen an jenem herrlichen Siege. Einige derselben glaubten das Fest des 18. Oktobers als den schicklichsten Augenblick wahrnehmen zu sollen, um auch an den Akademieen die Spaltungen aufzuheben, welche seit Jahrhunderten durch landsmannschaftliche, durch Ordens- und ähnliche Verbindungen, als Quelle zahlloser und unseliger Reibungen noch immer genährt und unterhalten wurden, die nicht selten auch auf die Staaten übergingen, in welchen die Jünglinge später als Staatsdiener ihre Anstellung fanden. In dieser Absicht wurde die Feier des Andenkens

des großen Reformators und zugleich das Fest der Verherrlichung der Fürsten- und Völkereintracht am 18. Okt. als ein allgemeines Burschenfest von Einigen in Antrag gebracht und auf allen hohen Schulen von Jena aus die Einladung verbreitet. — — Alle Augenzeugen, unter ihnen die oberen Behörden des Eisenachischen Kreises, bewahrheiten den religiösen Ernst, die würdige Haltung, die Rührung, womit das Fest im Ganzen gefeiert worden. Ein gewiß nicht tadelnswürdiger Sinn spricht sich aus in der ganzen Anordnung der Feierlichkeiten am 18. Oktober auf der Wartburg, dann in der Kirche; bei der am 19. Okt. wiederholten Versammlung auf der Wartburg, und bei dem gemeinschaftlichen Genusse des heiligen Abendmahles. Die Jünglinge geloben sich Brudersinn und Eintracht, Aufhebung aller Spaltungen und Ordensverbindungen unter ihnen, und als unmittelbare Folge dieser Eintracht zeigt sich unter den Studirenden in Jena eine große Sittlichkeit und strenge Beobachtung landesherrlicher Gesetze, deren Aufrechthaltung vorher ein vergebliches Bestreben der Behörde war." — — —

Der treffliche Verfasser dieses Schreibens spricht hierauf mit Bedauern von dem Muthwillen, den „einige Fremdlinge, die wahrscheinlich nicht alle zu dem Stande der Akademiker gehörten," am Abende durch das Verbrennen mehrerer Schriften und ihre ungeziemenden Aeußerungen dabei verübten, äußert selbst seine Mißbilligung über die Rede, welche einer der beliebteren Professoren der Hochschule bei dem Feste gehalten und fügt einige diplomatische Bemerkungen über das angemessenste Verhalten der Weimarischen Regierung gegen die, wegen des Wartburgfestes entstandenen Bedenklichkeiten mancher auswärtiger Regierungen bei.

Das gehässige Vorurtheil gegen die Theilnehmer am Wartburgfeste war durch das eben mitgetheilte, so wie durch andere Zeugnisse wahrheitliebender Männer zum Schweigen gekommen; eine allgemeine Burschenschaft der deutschen Universitäten hatte sich im Oktober 1818 begründen dürfen und sich bereits wirksam erwiesen, da ward ihrer weiteren Entwickelung durch eine, wie es schien, aus ihrer Mitte kommende Schuld ein unvermuthetes Ziel gesetzt.

Die That des unglücklichen Karl Ludwig Sand, sein am 17. März 1819 an Kotzebue verübter Mord hatte den öffentlichen Anfeindungen der neu entstandenen Burschenschaft, den Mißdeutungen des in ihr herrschenden Geistes, eine den Gegnern willkommene Nahrung, eine scheinbar sehr große Beglaubigung gegeben. C. v. Raumer beschreibt uns die Geschichte der Verirrungen und des schweren Falles des bedauernswürdigen, an Geist und Gemüth reichbegabten Jünglinges ausführlich, so wie meisterhaft in einem eigenen Kapitel des 4. Theiles seiner Pädagogik S. 133 u. f.

Wir wiederholen hier die Frage, welche nach dem Bekanntwerden von Sand's That öfter in Anregung kam: ging dieselbe aus einem allgemeineren Sinne der Burschenschaft hervor, und, wenn das so war, wie konnte man behaupten, daß der bei'm Wartburgfeste sich kundgebende Geist verwandter Abkunft mit jenem sei, welcher die Thesen von Harms und ihre große Wirkung hervorrief? Wir können wohl den ersteren Theil der Frage entschieden mit Nein, den anderen mit einem bedingten Ja beantworten.

Daß ein großer ehrenwerther Theil der Burschenschaft von einer verwandten, zum positiven Glauben des Christenthums hinführenden Bewegung ergriffen sei, als jene war, welche Harms durch seine Thesen anregte, das zei-

gen die noch jetzt von ihrem ersten unbeeinträchtigten Wirken zurückgebliebenen Früchte. Wer sollte es nicht wissen, daß Viele der auserwähltesten Zeugen und Bekenner der göttlichen Kraft und Wahrheit des Christenglaubens durch Wort und That des Lebens, in allen Ständen, vornämlich in dem der Theologen, aus der Burschenschaft hervorgingen, und in dieser ihre Anregung zu einem ernsteren Anlaufe im Guten empfingen. Ganz verschieden aber an Gesinnung und christlicher Erkenntniß war ein anderer Geist, der sich wie der böse Geist, welcher das ganze Wesen des König Saul furchtbar entstellte, neben dem besseren und guten in die Burschenschaft eingedrängt hatte. Als den sichtbaren Träger und Repräsentanten dieses bösen Geistes läßt sich vor Allem der bekannte Karl Follen betrachten*).

*) Wir erwähnen hier nur im Vorbeigehen der vielbekannten Geschichte dieses merkwürdigen Vorläufers einer späteren unverhüllteren Zeitrichtung. Karl, so wie sein geistig gleichbegabter Bruder Adolph Follen stammte aus Gießen. Namentlich der erstere war durch die Untersuchungen sehr verdächtigt, welche über den Bund der Schwarzen in Gießen verhängt waren, mußte deshalb von Jena, wo er mit Beifall lehrte, sich flüchten. Er kam zuerst nach Frankreich, dann in die Schweiz und als er auch da durch sein laut bezeugtes Einverständniß mit den Carbonaris und andere ähnliche Dinge seine Stellung untergraben sah, nach Amerika. Hier fand er als Lehrer und als Prediger der Unitarier eine große öffentliche Theilnahme. Doch war das Ende dieses Mannes, dessen Geist so viele andere Geister in Flammen gesetzt, ein sehr bedauernswürdiges. Denn auf einer Fahrt von Newyork nach Lexington, wohin er durch die Einweihung einer Kirche der Unitarier gerufen war, gerieth das Dampfschiff in Flammen, so daß er und seine 175 Begleiter hier den Tod fanden.

Ein fest entschiedener .eigener Wille und ein starkes Selbstgefühl, das sind die beiden Kräfte, durch welche der einzelne Mensch im Kreise des geselligen Lebens über andere Menschen herrschend sich erhebt. In Follen waren beide, der eisenfeste, eigene Wille und ein übermäßig hohes Selbstgefühl zu einer Macht geworden, welche in fast unwiderstehlicher Weise Andere, die sich ihm naheten, für sich gewann und dahinnahm. Er war ein Mensch, der durch seine außerordentlichen äußeren wie inneren Gaben so wie einst König Saul um eines Hauptes Länge über das ganze ihn umgebende Volk hervorragte. Den ersten Eindruck, welchen diese seltene Persönlichkeit auf die Jünglinge machte, die sich mit unbefangenem Gemüthe ihm naheten, beschreibt uns der geistig Tüchtigsten Einer: Robert Wesselhöft*). „Es war in Follen's Haltung, seinem Anstande, in dem Tone seiner Stimme, in seinen Bewegungen und Blicken, kurz in dem ganzen Manne etwas Edles; war Ruhe, Kraft, Bestimmtheit, eine gesammte Eigenthümlichkeit, die unmerklich Jedem ihm gegenüber einen bedeutenden Grad von Achtung einflößte. Dieser Mann war in seinen Sitten so streng, so sauber, so züchtig, wie in seinen Worten."

Das ist ein Bild, in welchem sich uns auch Israel's erster König, edel und hochragend vor allem Volke, gleich wie von Natur zum Herrscher geboren darstellt, als ihm, dem vom Herrn Gesalbten, dem kein Anderer gleich war, das versammelte Volk zu Mizpa zujauchzte. Saul, der Retter der Bürger von Jabes, der heldenmüthige Sieger über Israels Feinde, der Eiferer über Jehovah's Gesetz und Ehre, zur Zeit wie zur Unzeit, er schien angethan

*) M. v. Raumer (a. a. O. S. 145 u. f.)

mit der Kraft und Weihe jenes höheren Geistes, den ihm die Salbung gab. Wie anders aber erscheint dieser Held und König, als er mit gewaltthätigem Eigenwillen, mit hochfahrendem Selbstgefühle sich selbst zu einem Gott machte, sein königliches Gebot über das göttliche erhob und aus einem durch Ungehorsam Abtrünnigen zu einem Feinde Jehovah's, zu einem blutdürstigen Verfolger seiner Getreuen wurde?

Wir wenden uns wieder zu dem Lebensbild, das uns Robert Wesselhöft von Follen entwirft. Er berichtet von diesem weiter: „In seinen Gesprächen von belehrender Art entwickelte er eine Fülle von Selbstgefühl, die in Erstaunen setzte. Er war kühn genug, zu behaupten, daß er lebe und sei, wie die Vernunft es verlange. Mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Verachtung in seinen Mienen bezüchtigte er Den der Feigheit und Weichlichkeit, welcher einer anderen Ansicht, eines anderen Glaubens war, als er, nach welcher z. B. in der Geschichte Alles, was geworden, durch Menschen geworden sei und eben so wohl anders werden könne, wenn die Menschen einer besseren Erkenntniß folgten und die Vernunft in ihr volles Recht einsetzen wollten. Und diese bessere Erkenntniß behauptete er zu haben. Er hielt sich für Manns genug, dieses sein Vorbild: den Menschen, wie er sein sollte, zu repräsentiren. Nur der Mensch, wie er sein solle, habe die Bestimmung und Kraft, den Staat, wie er sein solle, zu erbauen, die Anderen müßten seinem Vorgange folgen und zwar unbedingt. — — Als ihn einige jener Jünglinge, die er zu solchen unbedingten Anhängern machen wollte, fragten: ob er denn glaube, ohne Blut sein System in's Leben führen zu können, antwortete er ganz ruhig: Nein, im schlimmsten Falle müßten Alle geopfert werden, die eine

abweichende Meinung haben (m. v. Raumer a. a. O. S. 147 u. f.).

So sehr dergleichen Aeußerungen geeignet sein konnten, in den tiefer fühlenden und ernster gesinnten Jünglingen eine scheue Bedenklichkeit zu erregen gegen Follen's Absichten und das Aufbauen seines idealen, republikanischen Staates, so fanden sich dennoch in den Worten und dem Wesen des Mannes auch noch andere Züge, durch welche selbst Solche, die dem Christenglauben zugeneigt waren, getäuscht werden konnten. Follen führte sehr oft das Christenthum und Christum selber mit hoher Würdigung im Munde. Aber welchen Christus meinte er eigentlich? Sich selber, der sich für einen werdenden und bereits gewordenen Christus hielt und dieses als einen bewußtlos bitteren Hohn gegen die Wahrheit in seinem grausenhaften Abendmahlsliede aussprach: „Ein Christus mußt du werden" (Raumer S. 148). — So stand und steht noch der Mann als lehrreiches Beispiel jenes tiefen Falles da, zu welchem der Hochmuth, der sich zum Gott erhebt, hingerissen wird.

Sand gehörte zu jenen drei Mitgliedern der jenaischen Burschenschaft, welche dem überwältigenden Einflusse von Follen sich ganz zur Knechtschaft hingegeben hatten. Man lernt den Jüngling von edlen Gaben kennen, als das, was er vor seinem persönlichen Verkehre mit Follen war und was er durch diesen wurde, wenn man die von Raumer mitgetheilten Auszüge aus seinem Tagebuche so wie jene Erklärungen liest, darin er bei seinem letzten richterlichen Verhöre seine feste Ueberzeugung aussprach. Schon in dem Tagebuche kann man deutlich die Stufen erkennen, durch welche ihn Follen's Lehren hinabführten von dem Sonnenlichte der besseren Erkenntniß zu einem Lichte aus

der Tiefe, das in der menschlichen Selbstvergötterung und ihrem Hochmuth sich entzündet. Die erste Stufe, auf welcher das Versinken des kindlichen Glaubens, welcher dem Jüngling nicht fremd war, zunächst in das Helldunkel jenes Rationalismus versinkt, der sich an einen Gott ohne Christus fest zu halten wähnt, wird in dem Tagebuche durch die Stelle bezeichnet: „Ich entsage dem schlaffen Glauben an ein augenblickliches Hervorgreifen der Hand Gottes hinter den Tapeten in das Spiel der Natur und der Menschenwelt.“ „Hiermit ist der Glaube an einen lebendigen, persönlichen Gott, von welchem man sagen kann: du erhörest Gebet: darum kommt alles Fleisch zu dir, auf immer abgethan; der Mensch mit seinem armseligen Verstand und ohnmächtigen Willen ist in der ganzen weiten Welt das einzige Ding, welches weiß und will, neben ihm gibt es keinen anderen Gott, als die gestaltlose Naturkraft, das Glockenspiel der Naturkräfte, das für seine eigenen Töne kein Ohr hat und das durch die todten Gewichte in Gang gesetzt und erhalten wird. — In seinen letzten Aussagen vor Gericht erklärt sich Sand über das Christenthum: „Die göttlichen Gesetze sind nicht sowohl positiv gebietende, als vielmehr berathende Vorschrift, wornach der Mensch seiner Ueberzeugung gemäß seine Handlungen einrichten kann.“ — „Die Erkenntniß des Göttlichen geht nur aus dem Menschen selber hervor — —; wer dieses Göttliche in dem Menschen unterdrücken will, der hat Mord und Todtschlag dreifach verdient und wer nicht also denkt oder gar biblische Ausdrücke auf die That des Verbrechens anwenden wollte, der ist ein theologischer Finsterling.“ — In Bezug auf die Staatsgesetze sagte er: „Ein vernünftiger, durch den Verstand gehörig begründeter Glaube gilt mir als Gesetz. Dem freien Willen muß ich nachleben und wozu

meine Ueberzeugung sich selbst bestimmt hat, das muß ich ausführen. In Kollisionsfällen mit weltlichen Gesetzen darf sich niemand durch diese abhalten lassen, wenn für das Vaterland etwas gethan werden soll" u. s. w.

Die Gedankenfolge dieser Ansichten, so sagt der Untersuchungsrichter Hohenhorst mit vollem Rechte, scheint sich um den Hauptsatz zu drehen: meine eigene Ueberzeugung ist mein Gesetz, ich handle recht, wenn ich ihr folge, sie geht mir über göttliche und menschliche Vorschriften.

Sand hatte noch auf dem Wege zur Ausführung seiner That im furchtbaren Widerspruche seines Inneren mit sich selber ein neues Testament bei sich getragen, ja, wie er sagte, aus ihm sich erbaut und gestärkt, zugleich aber auch mit demselben das sogenannte Abendmahlslied des Karl Follen: „ein Christus mußt du werden." Wie war das möglich? möchte vielleicht Mancher fragen. Ich antworte darauf: Follen hätte den Jüngling Sand, der von Hause aus voll kindlicher Ehrfurcht gegen das göttliche Wort war und nach Licht suchte, niemals an den Abgrund geführt, darein er versank, wenn er sich nicht selber in einen Engel des Lichtes verstellt und in furchtbar täuschender Weise eine Sprache geführt hätte, welche ähnlich lautend erschien mit der Sprache des göttlichen Wortes und des Christenglaubens, obwohl sie einen ganz entgegengesetzten christusfeindlichen Sinn in sich trug. Erscheinungen solcher Art erinnern an die Weissagung von einer Zeit, in welcher Gott kräftige Irrthümer senden wird, falsche Christi und falsche Propheten aufstehen und große Wunder thun werden, daß verführet werden in den Irrthum, so es möglich wäre, selbst die Auserwählten. —

Sand's That hatte Untersuchungen herbeigeführt, namentlich über das Wesen der schon vorhin erwähnten in

Gießen bestehenden „Verbindung der Schwarzen", in welcher Follen eines der Häupter war. In den Grundzügen der Verfassung dieser Gesellschaft fanden sich neben einem Zerrbilde von Religiosität, das sich wie eine Art Christenthum geberden wollte, die verderblichen, auf Zerstörung aller göttlichen und menschlichen Ordnung ausgehenden Lehren, die wir vorhin als die bezeichneten, welche Karl Follen der Burschenschaft unterlegen und in ihr herrschend machen wollte. Jene Verbindung, in welcher das zu frühe laut geworden, was in späterer Zeit wiederholt der Geist der Empörungen kund gab, wurde aufgelöst. Follen und einige seiner nächsten Anhänger entzogen sich dem richterlichen Endurtheil durch die Flucht. Aber derselbe Schlag, der die Schwarzen in Gießen getroffen, zog nun auch das Verbot der allgemeinen Burschenschaft nach sich, welche man, wie sie dieses wirklich in einzelnen ihrer Mitglieder war, ganz von demselben Geiste durchdrungen achtete. Der ganze, aus gutem Kern erwachsene Stamm mußte fallen, weil auf einem seiner Zweige ein Reis gepfropft war, das giftige Früchte trug.

Ich kam eben in jener Zeit an die Universität nach Erlangen, in welcher die Auflösung der Burschenschaft in Preußen und manchen anderen Ländern schon zur Ausführung gekommen war. In Bayern wurde dieselbe, so weit sie hin und wieder Eingang gefunden, zwar noch geduldet, zugleich aber auch mit polizeilicher Aufmerksamkeit überwacht. Doch traf diese scharfe Ueberwachung namentlich jene Mitglieder der allgemeinen Burschenschaft, welche von den nördlichen Gegenden her, als besuchende Gäste zu uns kamen. Einige von diesen waren durch Freunde auch an mich empfohlen und fanden bei mir freundliche Aufnahme, haben sich auch später in ihrem Amt und Beruf

als ehrenwerthe Männer erwiesen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr auch ich erst etwas Genaueres und Gründlicheres über die Geschichte der Burschenschaft.

Wir Lehrer, so wie jeder unpartheiische Beobachter jener Studierenden, die sich auch an unserer Universität zur Burschenschaft bekannten, fanden keine Ursache zu einem Mißtrauen gegen dieselben. Sie zeichneten sich im Allgemeinen aus durch Vorzüge des Fleißes und des ernsten, sittlichen Betragens; sie erschienen als ein Most, aus dem ein guter, edler Wein werden konnte. Und dieses ist auch der Most geworden, da wo er bei seiner Gährung in gehörig niederer Temperatur gehalten und vor Einmischung fremdartiger, betäubender Stoffe bewahrt wurde.

Die Burschenschaft und ihre innere Entwickelungsgeschichte gehört ohnfehlbar zu den lehrreichen Erscheinungen und Zeichen einer Zeit, welche auch ich mit unmittelbarer Theilnahme durchlebte. Man muß es mir deshalb zu gute halten, daß ich hier so lange bei ihrer Betrachtung verweilte. Neben dieser Verbindung unserer studierenden Jünglinge, welche um jene Zeit die augenfälligste an der Universität war, bestanden auch noch mehrere landsmannschaftliche Vereine, in der Form der früher vorhanden gewesenen. Unter all' diesen verschiedenen Genossenschaften fand ich jugendlich empfängliche Seelen, die an der Freude und an dem Genusse warmen Antheil nahmen, welche mir selber das Streben nach Erkenntniß der Natur gewährten, und die mir durch ihr zutrauliches Entgegenkommen das Eintreten in meinen neuen Beruf erleichterten. Ich werde von diesem näheren Verhältnisse des Lehrers zu den Lernenden später noch mehr reden.

24. Bekanntschaften in und mit der Schweiz.

Ich habe zwar im Vorhergehenden so eben nur einen Blick in mein angehendes Leben und Wirken an einer Hochschule der Wissenschaft gethan. Ehe ich jedoch weiter hierüber berichte, will ich meine Leser mit mir zu einer Hochschule von höherer Art nehmen, in welche ich nicht als Lehrer kam, sondern als Lernender eintrat. Dieses geschah auf einer Reise in die Schweiz, welche ich nicht im ersten Jahre nach meiner Ankunft in Erlangen, dessen weiteren Verlauf ich nachher beschreiben werde, sondern erst im zweiten Jahre (1820) machte. Jene Reise mit ihren Erfahrungen bildet ein wesentliches Stück der Geschichte meines inneren Lebens.

Mein Freund Krafft hatte die Absicht, mit einigen der jungen Leute, welche, seiner Pflege befohlen, in Erlangen studierten, zunächst einen Besuch in Schaffhausen, bei einem ihm nahe verbundenen Manne zu machen, von welchem ich noch viel reden werde, und von da aus, in Begleitung dieses werthen Mannes die deutsche Schweiz zu durchreisen. Er lud mich ein, mich der Parthie anzuschließen, und ich war alsbald dazu bereit, selbst meine Hausfrau bezeugte Lust zur Mitreise, ohne sich von der Erklärung im Mindesten abschrecken zu lassen, daß die Wanderungen in der Schweiz über Berg und Thal zu Fuße gemacht werden müßten. Krafft mit den Seinigen reiste voraus nach Schaffhausen, ich war noch mit dem Schlusse meiner Vorlesungen für das Sommerhalbjahr beschäftigt, traf deshalb mit den vorausgehenden Freunden die Verabredung, daß ich ihnen auf geradem Wege in Zürich begegnen und dann auf dem weiteren Zuge sie be-

gleiten wolle, da es ohnehin ihre Absicht war, vorerst in Schaffhausen zu verweilen.

Der September hatte sich mit so wunderschönem Wetter eingefunden, daß jedes gesunde Menschenherz von der Lust der Wandervögel: fortzuziehen in's Weite, ergriffen werden mußte; wir beide eilten, sobald für mich die Zeit des Ausruhens gekommen, den vorausgegangenen Gefährten nach. Dem theuren alten Freunde in Oettingen, mit dem ich seit längerer Zeit in Briefwechsel gestanden: den Präsident v. Ruesch sollte ich auf Erden nicht mehr von Angesicht sehen, er war vorausgegangen, dahin, wo ihm der sterbliche Fuß nicht folgen kann. Doch wurde das Andenken an ihn und seine fromme Fürstin in mir sehr lebendig. Wir kamen, als wir durch das fruchtbare Ries dahinfuhren, an einem Sonntagsmorgen in die Nachbarschaft des alten, ehrwürdig anzuschauenden Nördlingen; würden den Segen des Sabbaths gern reichlicher mit uns genommen haben, hätte schon damals hier im Lande jener treumeinende „Wucherer" mit dem anvertrauten Pfunde des Wortes und der Kraft seines Amtes gewirkt, welcher jetzt da zu finden ist.

In dem lieben Schwabenlande und bei seinem Volke wurde mir es gleich bei diesem ersten Besuche recht heimathlich wohl zu Muthe. Bis Ulm waren wir gefahren, verweilten einen Tag in dieser alten Fürstin der schwäbischen Reichsstädte, an dem mächtigen Donaustrome, den ich auf dieser Reise auch zum ersten Male, später aber von seinen Quellen bis zu seinem Ausflusse im schwarzen Meere gesehen habe. Er ist das Bild eines redlichen Strebens, welches von unscheinbarem Anfange im Lande des Niederganges, nach vielfachen Krümmungen seines Laufes, durch

alle Hemmungen wie durch Felsenriffe und eiserne Thore sich den Weg bahnt nach der Sonne im Aufgange.

Von Ulm aus begann für uns die anmuthigere, genußreichere Art des Reisens zu Fuße; durch ein Land, das den leiblichen Sinnen wie dem Geiste eine seltene Fülle von Genüssen darbietet. Jenseits Bibrach, der Heimathsgegend des Dichters Wieland, noch besser aber auf der Anhöhe bei Ravensburg, da, wo einst die urahnliche Burg der Guelfen gestanden, sah ich zum ersten Male die beschneiten Alpen; jenseits des Bodensees, bei Rheineck, begrüßte ich zum zweiten Male den Rhein — den merkwürdigen Strom, der seinen Weg, wie wenig andere Ströme der Erde, zuerst durch ein Gebiet der Geschichte der großen Werke des Schöpfers, dann, nach seinem Ausruhen im Bodensee, durch einen Schauplatz der großen Thaten der Völker nimmt, und incognito, unter fremdem Namen, oder gar unansehnlich unter dem eigenen sein Ende in der letzten Ruhestätte vieler Gewässer: im Meere, findet. Das sinnvolle Bild eines Wirkens, welches, sein eigenes Selbst vergessend, in anderen Namen und Seelen der Menschen fortlebt und sich vollendet.

Da athmeten wir denn oben im Appenzeller Lande den erfrischenden Anhauch der Luft von den Alpen her; wir fühlten und sahen uns in der Schweiz. Schon hier wandelte mich ein inneres Bewegtsein an, das sich auf der weiteren Wanderung durch das Land der kühnen Männer noch immer mehr steigerte. War es doch, als ob bei diesem hinaufwärts Bewegtsein des Geistes auch der träge Leib seine Schwere nicht mehr empfände, sondern wie ein Getragener über die Höhen und Tiefen dahinschwebte. — Wir freuen uns mit Recht jener Wirkung, welche die von

Menschen errichteten Turnschulen auf die Bekräftigung und Uebung der Glieder haben. Es gibt aber zwei mächtigere, höhere, nicht von Menschen begründete, sondern zum Nutzen und Dienst desselben geschaffene Turnschulen in der Natur: die eine davon ist das Meer, die andere das Land der Alpen. In diesen Schulen werden, ohne eine Beihülfe der menschlichen Kunst, mit dem Leibe zugleich auch die Seele und der sinnende Geist bekräftigt; der Kampf mit den Meereswogen wie mit den Gefahren der schroff ansteigenden Felsenzinnen der Alpen und den Fallgruben ihrer Gletscher weckt und bekräftigt das Selbstgefühl des Mannes, ist eine Schule des freudigen Muthes. Eines Muthes, welcher, wenn die Furcht vor einer noch höheren Höhe als die der Alpen, vor einer noch tieferen Tiefe als die des Meeres und der Gletscherklüfte ihn bewahrt, daß er nicht in gewaltthätigem Uebermuth sich versteige, seinen glücklichen Aufflug nach dem Ruhepunkte alles geistig Hohen und Tiefen nimmt, welchem, so wie den Bergen am Nordpol des Mondes, die Sonne niemals untergeht. Welche Männer von solch' siegreichem Aufschwunge hat der Boden der Schweiz schon getragen und wird sie wohl auch wieder tragen! Wir wünschen den Nachbarn an der Brandung des Meeres wie an der Bahn des Adlerfluges durch die Wolken Glück zu ihrem Nahesein an den Herrscherthronen der Naturkräfte. Geht doch selbst für den nur vorübereilenden Wanderer von diesen Thronen ein anregender Hauch des Lebens aus; nicht zwar von den Thronen selber, sondern von dem schaffenden Geiste, der auf ihnen sitzt. Leichter bemerkbar, wenigstens für die Natur des Menschen als anderwärts; obwohl der belebende Hauch nicht wie der günstige Fahrwind, der das Schiff von der äolischen Küste nach der Heimath trieb, an die

Richtung nur nach Ithaka hin gebunden ist, sondern wo er will, eben so kräftig die Wipfel der Cedern des Libanons als jene der Eichen und Fichten der Lüneburger Haide anregt und bewegt.

Es war uns auf der Fußreise mit dem Aufenthalte in Ulm wie in Lindau bis zur Ankunft in der Schweiz fast eine Woche vergangen; es war Sonnabend, als wir von Altstätten aus auf das Appenzeller Hochland hinanstiegen.

Des heiteren, stillen Sonntagmorgens am 17. Sept. werde ich immer gern gedenken. Meine liebe Begleiterin hatte sich am gestrigen Abende bei der Ankunft in St. Gallen von der Anstrengung des Bergsteigens bis fast zur Ohnmacht müde gefühlt, heute war sie so munter und frisch, daß sie vom Fahren über Winterthur nichts wissen wollte; sie bestand darauf, den Weg nach unserem anfänglichen Reiseplane zu Fuß zu machen. Fast beschämt über meine eigene Neigung zur bequemlicheren Fahrt in dem Postwagen gab ich nach und fand an der Seite der Begleiterin zugleich mit der sonntäglichen Stille und den sonntäglichen Gedanken, eine Belustigung der Augen und des Herzens, die uns allerdings im Postwagen verloren gegangen wäre. Die Felsenkluft, auf deren Grund die Sitten rauscht, mit der kühn hinübergespannten Brücke; das Ausruhen in Herisau unter Leuten, in deren Haus und Herzen es Sonntag war, standen in gutem Einklange mit der Tonweise des heutigen Tages; das Fuhrwerk, das ich in Herisau nahm, wäre unserem Alleinsein nicht hinderlich gewesen, wenn uns nicht seine unbequeme Einrichtung und der schlechte Weg gar bald darüber belehrt hätten, daß hier das Gehen leichter sei und schneller fördernd als ein solches Fahren. So wanderten wir denn fröhlich unsere Straße, gedachten bei dem Hinüberschauen nach Toggen-

burg des in seiner Liebe bis an den Tod beständigen Ritters; ergötzten uns auf dem Wege über das schön gelegene Lichtensteg an manchem Lustspiele der Sinnenwelt. Erst in der Abenddämmerung kamen wir nach Wildhaus. Das ist die Stätte der Erinnerung an eines jener bedeutungsvollen Kollektivgläser (m. v. S. 252), welche zur Zeit der Reformation aus der geistigen Schmelze ausgeschieden wurden. Hier ist Zwingli, der kühne Bekenner der von ihm erkannten Wahrheit, geboren; einige Tage nachher sahen wir bei Cappel, am Fuße des Albis, das Schlachtfeld, auf dem er das Werk seines Zeugnisses beschloß.

Auf einer Anhöhe unweit Wildhaus, gegen Süden hin, thut sich die Aussicht über das Ruhebette der beiden herrlichen Seen von Wallenstadt und Zürich weithin auf; das innere Gefühl wird auf dieser Warte und an solchem heiteren Herbstmorgen gar leicht zu einem lauten Lobliede, welches auch für die Stimmung dieses Tages den Grundton angeben kann. Nun, die lange Brücke über den See hinüber, bei Rapperswyl, ist dazwischen auch des Besehens werth und der ganze Weg am See hinunter erhält mit den Sinnen auch die anderen Kräfte des Leibes so aufgeweckt, daß man von der Hitze des Nachmittags nur wenig Beschwerde fühlt. Doch war der Weg von Wildhaus bis nach Zürich für Fußgänger kein unansehnliches Tagwerk und es war Nacht geworden, noch ehe wir die Thore der Stadt erreichten. Meine Begleiterin, so munter und rüstig sie sich auch bei dem heutigen Tagmarsche erwiesen, fühlte sich dennoch mehr zur baldigen Ruhe als zum Bewillkommen und Sprechen der Freunde geneigt, darum übernachteten wir in einem ganz nahe vor der Stadt und am See gelegenen Gasthause, dessen Ortschaft, wenn ich nicht irre, Kreuz hieß. Auch fanden wir in dem Hause

einen Mann, der durch seine langwierige lähmende Krankheit ein rechter Kreuzträger, dabei aber von geduldiger Fassung war. Er hatte Lavater gekannt, hätte viel von ihm erzählen können, wenn nicht uns wie ihm die Nachtruhe nöthiger gewesen wäre, als das Zuhören und Sprechen.

Unsere Freunde und nunmehrigen Reisegefährten, die uns schon gestern erwartet hatten, waren am vergangenen Abende, in lebhafte Gespräche vertieft, später zur Ruhe gekommen und hatten dieser wohl länger bedurft als gewöhnlich. Deshalb konnten wir, als wir frühe am anderen Morgen im Gasthofe zum Raben nach ihnen fragten, vorerst nur unseren Freund Krafft begrüßen, der nach seiner Gewohnheit heute wie immer frühe auf war. Länger nachher trat der Mann zu uns herein, dessen Bekanntschaft nach allen Dem, was ich von ihm gehört hatte, mir ganz besonders erwünscht war: der merkwürdige Pfarrer, Physikus und Mathematikus: David Spleiß aus Schaffhausen. Der erste Eindruck, den das ganze Thun und Wesen des Mannes auf mich machte, ist mir fest in der Erinnerung geblieben. Wer Spleiß näher kannte, der wird es begreiflich finden, wenn ich sage, daß eine solche Persönlichkeit als die seinige war, mir sonst nirgends vor Augen gekommen sei; eine Erscheinung so wunderbar und wunderlich zugleich. Er war klein von Gestalt, von kräftig gedrungenem Bau, in dem Angesichte mit seinen klaren, blauen Augen und all' seinen Zügen lag ein Ausdruck von freudiger Sicherheit, darauf man den Blick mit Wohlgefallen ruhen ließ. Mit so freudig muthigem Angesichte mögen wohl die Verkündiger der guten Botschaft, Columban und Gallus, vor das Volk hingetreten sein, dessen Speiße und Keulen, zum Schutz und Trutz der Götzen-

altäre erhoben, sie ohne Waffen und Wehr, nur durch die Macht des Wortes, niederschlugen.

Spleiß, bei'm Hereintreten, sah mich forschend an, reichte mir freundlich grüßend die Hand, ließ sich aber keine Zeit zur weiteren Anrede, sondern führte sogleich, gegen Krafft gewendet, das Gespräch weiter, das die Freunde am gestrigen Abende begonnen und nicht vollendet hatten. Weniger als das, was er sprach, zog der Sprecher selber meine Aufmerksamkeit an sich; ich konnte kein Auge von ihm verwenden, denn so lebendig hatte ich noch keinen Menschen nicht nur sprechen hören, sondern sprechen sehen. Er war von Dem, was er redete, so ganz durchdrungen und hingenommen an Seele und Leib, daß mit dem Munde zugleich auch die Glieder durch ausdrucksvolle Bewegung in's Sprechen geriethen. Mit dieser wunderbaren geistig-leiblichen Beweglichkeit des ganzen Menschen hatte es übrigens noch eine ganz besondere Bewandtniß. Wir Anderen, wenn wir vom Schlafe aufstehen, befinden uns auch in einem vernünftig wachenden Zustande, reden und wirken mit unseren Gliedern, was wir wollen. An Spleiß aber erschien mir das selbstbewußte Wachen, wie ein Wachen von höherer Art und Stufe. Etwa so wie das Schlafwandeln oder der Somnambulismus eine höhere Stufe des gewöhnlichen Traumzustandes ist, auf welcher die Seele und der Leib ungewöhnliche Gaben des Fernblickes und der Erinnerungen, so wie Kräfte und Geschicklichkeiten der Bewegungen empfangen, die selbst außer dem Kreise des hellbewußten Wachens und seines Vermögens liegen. Ich werde von dieser besonderen Begabung meines nun vom Glauben zum Schauen gekommenen Freundes nachher noch einige Zeugnisse geben, doch muß ich schon hier erwähnen, daß an ihm der Zustand einer offen-

kundig hervorbrechenden (man erlaube mir den Ausdruck) „geistigen Erweckung" mit dem einer tiefen, öfters lange schweigenden Einkehr in das Innere wechselten, die mir im weiteren persönlichen Umgange mit ihm eben so auffiel, als bei der Beobachtung einiger Somnambulen jener Zustand, der einem Hinsterben des Leibes ähnlich scheint und aus welchem auf einmal die Seele auf eine noch höhere, fast geisterhafte Stufe des Hellsehens sich erhebt.

„Der merkwürdige Mann", so habe ich in einem vor mir liegenden Blatte, bei der Erwähnung einiger Gespräche mit Spleiß mich ausgesprochen, „in seinem oft langen und oft tiefen Schweigen, dann in den Ausbrüchen seiner wahrhaft gewaltigen Rede, erinnerte mich an die Eigenthümlichkeit eines artesischen Brunnens, dessen lebendiges Wasser nicht aus den Quellen kommt, die zu Tage aus von den Bergen und Hügeln hinabrinnen, sondern aus einer weit abgelegenen Tiefe, in welcher es durch den Druck des aufliegenden Erdreiches gewaltsam verhalten wird. Man muß lange und mühsam bis zu dem Behältnisse dieses unversiegbaren Wassers hinabbohren, dann aber rinnt es nicht ruhig wie andere Quellen, hält sich nicht stille wie das Wasser in unseren Brunnen, sondern dringt mit solcher Macht hervor, daß es seinen Strahl hoch in die Luft wirft, oder wie ein aus seinem Damme brechender Teich Alles mit sich fortreißt, was in seine Nähe kommt. Welch' hinreißende Kraft in dem Worte liege, das aus solcher von der Außenwelt abgeschlossenen geistigen Tiefe kommt, das hatte sich an der Gemeinde zu Buch bewährt, von der ich nachher reden will. Andere Menschen stehen wohl unter dem Drucke einer Zucht, die ihnen von außen, durch Verkümmerung oder Anfeindung des bürgerlichen Lebens kommt, Spleiß aber hatte den schweren Druck einer Zucht

erfahren und getragen, deren läuternde Schmerzen nicht von der vergänglichen Natur des Fleisches, jetzt erwachend, dann entschlafend, sondern von dem Wesen des Geistes waren, angethan mit dem nimmer sich verändernden Ernste, mit den nimmer endenden Schrecken der Ewigkeit. Das war die Last, welche, wie die Massen des steinigen Erdreiches auf das lebendige Wasser des Artesischen Brunnens, so auf den freudigen, zur Kindschaft geschaffenen Geist des seltenen Mannes gedrückt hatte. Ich will hier in einigen Zügen die Lebensführung eines ritterlich kämpfenden Geistes beschreiben, hinab in die tiefste Tiefe des inneren Elendes und hinan zur menschlich höchsten Höhe der Freuden des Siegers.

25. David Spleiß.

Das, was ich schon oben (B. II S. 359) von dem Wesen und Kräften eines freudigen Geistes im Menschen sagte, ist in Spleiß eine Gabe gewesen, zu welcher er die Anwartschaft mit dem leiblichen Leben zugleich empfing. Seine Mutter, eine arme, fromme Frau, war eines Tages, am Vorabende eines großen Festes, mit dem Aufschmücken der Hausgeräthe emsig beschäftigt und sang dabei ein schönes, an die Festzeit erinnerndes Lied. Sie hatte während der Arbeit ihren kleinen, kaum mehr als zweijährigen David auf eine tischartige Erhöhung hingesetzt, wo er mit den Blättchen und Zweigen einer Birke sein stilles Spiel trieb. Plötzlich aber wird das Kind so mächtig von dem Gesange der Mutter ergriffen, daß es, vor Freuden außer sich, Hände und Füße so heftig bewegt, daß die Mutter erschrocken zu ihm hinläuft, weil sie meint, es sei ihm etwas Besonderes widerfahren. Diese seine fromme Mutter hat aber, wie es scheint, den freudigen Geist noch in viel an-

derer Weise angeregt, als durch ihr damaliges Pfingstlied; sie hat ihm mit den ersten Menschenworten, die er lernte, zugleich jenen Namen sprechen gelehrt, in welchem der Mensch, das Geschöpf, mit seinem Schöpfer als mit dem Abba lieber Vater redet. Dieser kindliche Verkehr mit Gott, als mit einem immer nahen, lieben Vater, ist ein so innig tröstlicher gewesen, daß der Knabe wie der angehende Jüngling in der Kraft dieses Trostes alle Bitterkeit der äußeren Armuth leichter ertrug. Kam ihm doch aus diesem geistigen Verkehre manche unmittelbare Erfahrung, in welcher ihm das Verlangen zur unerwarteten Gewährung, das Hoffen zur Erfüllung, das Ahnden zur Gewißheit wurde. Ich erwähne nur einige dieser Erfahrungen.

Es lag in Spleiß ein unverlöschbar feuriger Drang zum Erkennen und Wissen, und zwar zu einem solchen, welches mathematisch begründet und sicher ist. Vielleicht ein Erbtheil von seinem Ahnen her, dem zu seiner Zeit berühmten Mathematiker und Physiker Stephan Spleiß*), der mit Euler und Bernoulli, sowie mit Leibnitz in geistreich lebhaftem, brieflichem Verkehre stand. Schon als Knabe pflegte er sich, während seine Altersgenossen irgend ein Spiel trieben, in dem Gemäuer eines nahe am Spiel-

---

*) Ein Sohn von diesem, der auch den Vornamen David führte, stand wegen seiner Naturkenntniß in so gutem Rufe, daß man über die paläontologischen Entdeckungen bei Cannstadt sein Urtheil einholte; ein Enkel des Stephan, der Thomas Spleiß, Professor der Mathematik und Physik, Bernoulli's Schüler, scheint die größeste, innere Verwandtschaft mit unserem David Spleiß gehabt zu haben. Er stand mit dem Philosophen Wolf, mit Geßner und anderen berühmten Männern seiner Zeit in freundschaftlichem Verhältnisse und Briefwechsel.

platze gelegenen Thurmes mit dem Zeichnen mathematischer Figuren zu beschäftigen; ein Stein auf der Gasse, die Kreise, welche, einer in dem anderen erwachsend, der Fall eines Körpers auf dem Wasserspiegel hervorbringt, konnten ihn oft lange in ein tiefes Nachsinnen über den Grund ihres Entstehens versenken. Mehr aber noch trieb ihn das Verlangen, Das zu wissen, was die Weisheit der Schulen von Gott und göttlichen Dingen lehre. Aber zur Befriedigung all' dieses sehnlichen Verlangens war keine Hoffnung mehr, als er, durch die Armuth seines Vaters genöthigt, die Knabenschule verlassen und als Copist von Briefen in dem Comptoir eines Kaufmanns, das eigene Brod erwerben mußte. Briefe abschreiben, nicht einmal welche an einen Freund, das ist für solch' einen jugendlichen Geist eine schwere Last. Da kommt ihm einmal die Lust an, in einer Feierstunde statt der fremden Briefe in Handesangelegenheiten einen eigenen Brief in eigener Angelegenheit seines Herzens zu schreiben. Und zwar nicht, wie er vielleicht eben gethan, an einen viel vermögenden reichen Geschäftsfreund seines Handelshauses in Holland, sondern an den allvermögenden Freund aller Menschenkinder, der da reich ist an Mitteln zu helfen, über all' unser Bitten und Verstehen. An den Freund, dem er von Kindheit an all' sein Anliegen und seine Gedanken gesagt und von welchem er immer Trost und Rath empfangen hatte. An diesen Wohlbekannten, wie in einem Spiele der kindlichen Einfalt, schrieb er einen Brief; hatte und kannte ja sonst Niemand auf der Welt, der ihm die Mittel geben konnte, aus einem armen lernbegierigen Schüler ein guter Lehrer für Kirche und Schule nach Gottes Rath und Willen zu werden. Will man das einen Zufall nennen, daß das Papier mit dem Briefe in die Hände und vor die Augen

eines Mannes kam, der das Geschriebene las, so war es dennoch kein Zufall, daß diesem Leser das Herz aufgethan wurde zur theilnehmenden Beachtung der kindlichen Bitte und daß er die Mittel besaß zu ihrer Erfüllung. Der Knabe wurde von dem kaufmännischen Schreibtische hinweggerufen, er durfte zuerst den vorbereitenden Unterricht der gelehrten Schulen seiner Vaterstadt genießen, dann auf etliche Jahre die Universität Tübingen besuchen.

Dem Loose der äußeren Armuth, die ihm das leibliche Leben verkümmerte, war der David Spleiß durch den Beistand seines Wohlthäters enthoben worden, da gerieth er in die Gefahr einer inneren Verarmseligung, welche das geistige Leben nicht blos zu verkümmern vermag, sondern dasselbe in ihrem Verlaufe unaufhaltsam zum Tode führt. Es lebten und lehrten damals in Tübingen mehrere Meister der Gottesgelehrtheit, welche dem hereinbrechenden Geiste der Verläugnung kräftig und fest im Glauben widerstanden und auch die Weisheit der Gassen (Proverb. 1 V. 20) wurde mit Achtung gegen die Wahrheit gelehrt. Spleiß nahm alle diese Elemente der Erkenntniß mit einer ungemein lebendigen Theilnahme auf. Weiß man es doch von ihm, daß er noch später einmal, als er schon in Holland als Hauslehrer stand, eine eilige Fußreise nach Heidelberg machte, um sich von dem ehrwürdigen Daub die Lösung eines Bedenkens zu erholen, das ihm beim Lesen einer Schrift dieses tiefforschenden Mannes angewandelt hatte. Aber in dem dunklen Gebiete des Wissens waren damals andere Lichter aufgestiegen, welche mit dem scheinbaren Glanze einer mathematischen Gewißheit und Schärfe die Augen blendeten. Der Unglaube, in seinen feindlichen Angriffen auf die gläubige Theologie, die sich fest an das geoffenbarte Wort hielt, hatte sich mit dem Waffengeräthe

einer angeblich sicheren Naturwissenschaft gerüstet, deren Folgerungen, wie man meinte, der Wahrheit der Bibel in augenfälliger Weise widersprachen. Hatte man doch auch hin und wieder schon die ohnmächtige Hand an die Bücher der Schrift gelegt und den Grund der Aechtheit derselben zu untergraben gesucht.

Solche Geister, wie David Spleiß einer war, halten niemals mit den anderen Leuten den gewöhnlichen Spazier- oder Fußgängerschritt ein, haben selbst bei ihrem Tagwerk eine andere Uhr im Kopfe, als die auf den Thürmen oder in den Taschen sind, sie werden mehr denn Andere durch einen inneren, übermächtigen Trieb in eine Weite geführt, welche über die abgemessenen Gränzen der Städte und Marktflecken hinausgeht, darinnen die Bürger und Landbauern unter polizeilichem Schutz und Aufsehen ihr alltägliches Leben führen. Dieser rastlose Geist konnte, als er von seinem Ruhepunkte des kindlichen Glaubens sich losgerissen, nicht mehr stille stehen; wie ein Felsenstück, das vom Rande des Kraters unaufhaltsam hinabstürzt in den Abgrund eines Vulkans, während das leichtere Gestein, auch wenn es in's Hinabrollen gerieth, an einer kleinen Vorragung des Randes, oder an einen still liegenden größeren Stein sich festhält und da beruhen bleibt, so riß er sich in seinem Forschen nach den äußersten Tiefen des wissenschaftlichen Erkennens durch alle die Halbheiten und scheinbar tröstlichen Vorspiegelungen des Rationalismus, des Deismus und Pantheismus hinab zum Atheismus: zum materialistischen Nihilismus. Selbst eine Naturgottheit, welche, so wie der festschlafende Wischnu auf dem Lotosblatte, auf der weislichen Anordnung ihrer Schöpfung und dem gesetzmäßigen Wirken der Naturkräfte beruht, konnte ihm keinen Ersatz bieten für das, was er verloren. Ein solcher Wischnu

mag in den Augen mancher Anderer ein guter Gott sein, welcher seinen Haushalt auch zum Wohlbefinden des Menschen, sowie alles Lebendigen der Erde sorgsam und trefflich bestellt hat; wer aber kann dem mit Banden der Ewigkeit in seinem Schlafe Festgehaltenen sein Ohr zum Hören, sein Auge zum Sehen der Noth des Einzelnen aufthun? Das Bauwerk steht vollendet da; die Zusammenfügung des Ganzen trägt und hält den einzelnen Stein; der Druck, der auf ihm lastet, hält mit dem Einzelnen zugleich die Ordnung des Ganzen zusammen. Was will die Stimme seiner Schmerzen, was will der Erdenstaub des Menschenherzens bei dem schlafenden Gotte, der auf dem Schlußsteine seines hehren Tempelgebäudes unerweckbar ruht? Und wie? ist nicht der Name, ist nicht das Wort G o t t, das mein Ohr vernahm, das mir vorhin tief zu Herzen ging, nur ein Widerhall meiner eigenen Stimme von der Wand des öden Gemäuers, in dessen Dunkel ich stehe. Meine Lampe brennt hell, ich leuchte in der weiten, leeren Todtenhalle umher, ich sehe, ich finde Nichts; das Echo meiner rufenden Stimme hat mich getäuscht. — — — Ich will es kurz sagen, Spleiß mit seiner, der damaligen Zeit vorauseilenden Forschung war dahin gekommen, wohin in unseren Tagen mehrere lauttönende Irrgeister gekommen sind, „welche erkannt haben, wie sie sagen, die Tiefe", darin es nicht mehr bedarf des Lampenlichtes der Ahndungen, Vermuthungen und vernünftigen Schlüsse, denn da unten auf dem feurigen Grunde des Vulkans leuchtet eine Flamme, hell wie des Tages Glanz. Wir suchen in der unermeßbaren Weite umher, wo ist hier denn ein Etwas, von dem uns der Wahn des Glaubens sprach? Schaue um dich zur Rechten und zur Linken, vor dich und hinter dich, du wirst da Nichts finden als d e n e w i g e n T o d d e s S t o f f e s.

Bis an das Erkennen dieser „Tiefe, als sie sagen", war mein bedauernswürdiger Freund in dem Rechenexempel seines Forschens nach mathematisch gewisser Wahrheit gekommen. Doch der Lebenskeim des kindlichen Glaubens, der vorhin in ihn gelegt war, hatte, gehalten in der Hand eines ewigen Erbarmens, der völligen Vernichtung widerstanden. Er war durch das Wasser des Rationalismus gegangen und es hatte ihn nicht ersäuft; er war durch das Feuer der gottverlästernden Verneinung gegangen und seine Flammen hatten ihn nicht verbrennen können.

Aber was mußte der Zustand eines mitten in den Flammen, dort neben dem ewigen Tode des Stoffes noch fortlebenden Geistes sein! Er war vergleichbar dem Hinsterben eines Erstickenden im Dampfe des Feuers. Der Zustand eines Kindes, dem an einem Tage der treue Vater und die liebende Mutter gestorben sind und das nun ohne Schutz und Obdach in der fremden Welt dasteht, ist allerdings ein beklagenswerther, doch was ist er im Vergleiche mit dem eines tiefffühlenden Menschen, dem die große Kunst der Menschenweisheit seinen Gott genommen hat, mit welchem er vorhin im Verkehre der vertraulichsten Liebe, wie ein Kind mit dem Vater gelebt hatte. Doch mitten in seiner Verlassenschaft war es ihm zuweilen, als ob er, gleichwie draußen an der verschlossenen Thüre, die Stimme eines ewig treuen Freundes vernähme, welcher theilnehmend nach ihm fragte und der von ihm, dem Abtrünnigen, noch nicht lassen wollte. Und als er einst in der Nacht „von dem Gedankenbilde des Nihilismus, wie von einem Koloß erdrückt, schlaflos sinnend auf seinem Bette lag, da blinkte ein vereinzelter, sehr kleiner Stern zu ihm herein und plötzlich durchdringt ihn die höchst erquickliche Gewißheit: es gibt eine Realität, wenn sie auch in der größesten Raumesferne ist,

es gibt ein Etwas." Mit dem Etwas zugleich schien der Glaube an einen Seienden, an des Daseins Zweck und die Lösung aller Räthsel näher gerückt. Solche Lichtstrahlen fielen auch öfters aus den Vorlesungen seiner gläubigen Lehrer in seine Seele hinein und bei dem Lesen von Schleiermacher's Reden über Religion wehte ihn ein Lebensodem an.

Aber all' diese Linderungen seines inneren Schmerzens waren vorübergehend. Das Gefühl der geistigen Verödung und Verlassenheit lastete auf ihm fort und fort. So stand es noch mit ihm, als er, von Gottes Hand geführt, nach vollendeten Universitätsstudien, dem Rufe zu einer Hauslehrerstelle in Holland folgte. Hier begegnete ihm eine Versuchung, die ihm, wäre sie dem Feinde gelungen, ein Fall zum geistigen Tode geworden wäre. Spleiß, so wie er später seinen damaligen natürlichen Zustand erkannte, sagte, daß in ihm ein Hang zum allerschmutzigsten Geize gelegen sei und zur größesten Härte, denn der Geiz vor Allem macht das Menschenherz hart. In Holland kam ihm aber der Antrag, in eine vortheilhafte Stellung nach Westindien zu gehen, wo er bald zu großem Reichthum gelangen werde. So lockend für seinen Hang zum Geldbesitz das Anerbieten war, überwand er die Versuchung dennoch durch Gottes Gnade und Kraft.

Der theure Freund, dem ich diese Mittheilung verdanke (J. Burkhardt), weist darauf hin, wie an diesem Beispiele erkannt werden könne, daß der neue, wiedergeborene Mensch insgemein, in seinen Neigungen und Eigenschaften den entschiedensten Gegensatz mit dem alten, natürlichen bildet. Denn, wer den David Spleiß, so wie er später war, in seiner kindlichen Nichtachtung des Besitzes, in den unermüdlichen Leistungen der Milde und Liebe gegen Andere gekannt hat, der wird es fast für unmöglich halten,

daß dieser Mensch jemals vom Geize besessen und zur Härte geneigt sein konnte. — Aber auch wir Anderen müssen wohl ein Widerspiel des alten natürlichen Menschen mit dem neuen, aus Gottes Gnade geborenen, zu unserer täglichen Demüthigung erfahren, wenn der feindliche Andrang auch nur noch ein innerer, verborgener ist.

Der Kampf mit jener inneren und äußeren Verlockung von dem Wege des Berufes zur Theologie, auf welchem er noch immer bleiben wollte, war glücklich bestanden. Aber dieser Weg war einsam, und gegenüber der Burg der Zweifel, durch welche er gehen mußte, ein sehr dunkler. Da traf der einsame Wanderer, mitten in seinem Dunkel, dort bei der alten Schwanenburg in Cleve einen treuen Reisegefährten, der mit ihm desselben Weges ging und dasselbe Ziel vor Augen hatte. Dies war mein theurer Ludw. Christ. Krafft, damals Prediger in Cleve, der nämliche, der mich zu dieser Reise in die Schweiz mit sich genommen und zur Bekanntschaft mit Spleiß geführt hatte. In dessen geistig erwärmender Nähe mußte ein Herz, wie das in Spleiß war, sich schnell aufthun. Dieser fühlte alsbald, daß er hier einen Mann gefunden habe, der ihn verstand; in seiner Lebendigkeit beschrieb er diesem den Jammer, der ihn drückte, den Zustand der geistigen Heimathlosigkeit, in welcher er auf seinen Irrgängen durch die Gebiete der theologischen Bedenklichkeiten und Zweifel gerathen sei. Krafft hörte das tief von Herzen gehende Selbstbekenntniß ernst und ruhig an. Er kannte den Druck, er kannte das Dunkel, darüber der Freund klagte, aus eigener Erfahrung. Die beiden Männer hatten sich von jetzt an, wie Spleiß nach seiner mathematischen Redeweise sich ausdrückte, in diametraler — nur nach dem einen, gleichen Mittelpunkte hingehenden — Richtung zusammengefunden, sie

stärkten und förderten sich gegenseitig in ihrem Suchen und Finden der ewig feststehenden Wahrheit. Namentlich erkannte Spleiß im traulichen Verkehre mit Krafft, dessen redliches Herz in kindlicher Einfalt auf der geebneten Bahn des geoffenbarten Wortes blieb, daß er in seinen bisherigen Kämpfen mit den Mächten des Unglaubens nicht die rechten Waffen gebraucht habe. Er war mit seinem Forschen auf ein Feld gerathen, wo ein ganzes, scheinbar wohlgerüstetes und unbesiegbares Heer ihm gegenüber stand, das die Feinde des geoffenbarten Wortes aus dem Reiche ihrer angeblich großen Naturerkenntniß zusammengezogen hatten. Die leichten Waffen der Spekulation reichten zum Kampfe mit solcher Heeresmacht nicht aus, mit dieser Waffengattung waren die Feinde selber überreich und stark versehen; der mathematische Tiefsinn konnte in ihre Wagenburg nicht einbrechen, er traf da überall auf das Heergeräthe der mathematisch wohl versicherten Gesetze. So sprach der Goliath des physikalisch-theologischen Unglaubens ungescheut dem Zeuge des Gottes Israëls Hohn, und wo er in seiner eisernen Rüstung hervortrat, da flohen vor ihm auch die sonst muthigen Kämpfer. Auch unser David Spleiß hatte sich, wie wir vorhin sahen, von dem Riesen schrecken lassen. Da gerieth über ihn, als er so einfältigen Herzens an der Hand seines Freundes Krafft dahin ging, der ewig junge Geist jenes David der alten Zeit, der als Hirtenknabe, nur mit der Schleuder und dem Steine bewaffnet, im Namen des Herrn dem Goliath entgegentrat und in der Kraft des Herrn ihn besiegte. Dort, auf der Seite der Gegner, waren die Heergeräthe des Gesetzes, das nur den Tod wirkt, mit ihm aber die Gnade, welche das Leben gibt; dort der Wahn von einem todten, im Naturgesetze erstarrten, hier der Glaube an einen lebendigen Gott,

der im Wort und in der Gestalt des Fleisches dem Menschen sich genaht hat, und der ohne Unterlaß bei den Seinigen ist und bleibt bis an's Ende.

Mit dem Siege über das gewaltige Schreckbild, das bis dahin ihn geängstet hatte, war dem treuen, ernsten Forscher noch mehr geschenkt worden, als ein bloßes Sichersein und Friedehaben vor den Angriffen des Feindes. Der vorhin wehrlose David hatte dem besiegten Riesen sein Schwert genommen; ein anderes, neues Licht des Erkennens, selbst der sichtbaren Werke seines Gottes, war ihm aus dem lauteren Erkennen der unsichtbaren aufgegangen. Was dieses heiße, das hat er in seiner nachmaligen doppelten Wirksamkeit als Prediger des Wortes und als Lehrer der Physik in Schaffhausen erwiesen. Seine Freunde und Schüler haben es in den öffentlichen, nach seinem Tode erschienenen Berichten über sein Leben und Wirken gesagt, was ihnen dieser Mann als Meister der Naturlehre und als Theolog gewesen. „Natur und Gnade, Theologie und Physik, Schöpfung und Erlösung, waren in seinem Geiste zu einem reichen und harmonischen Ganzen zusammengefaßt." Oder wie ein anderer dieser Freunde sich ausdrückt, „jeder seiner physikalischen Gedanken war theologisch, jeder seiner theologischen zugleich physikalisch. Man müsse, so sagte er, die irdischen Dinge lehren, um durch sie die himmlischen verständlich zu machen," denn die ganze Sichtbarkeit sei nur die Uebersetzung aus einem unsichtbaren Urtexte. Selbst den Predigten, darin er seiner Gemeinde im Dorfe Buch in kindlicher Einfalt den Gott in Christo verkündete, gab er einen eigenthümlichen Reiz, wenn er in allverständlicher Weise die Dinge und Erscheinungen der sichtbaren Welt durch das Licht der Gnade verklärte. Von seinen mathematisch-physikalischen Vorlesungen, die er am Collegium humani-

talis zu Schaffhausen hielt, und welche fast von allen Studirenden des Cantons vor ihrem Abgange zur Universität zwei Jahre lang gehört wurden, sagte einer dieser Zuhörer: „Man brauchte den originellen, lebendigen, von seinem Glauben ganz durchdrungenen Mann nur zu sehen, um zu begreifen, daß kaum einer der Jünglinge unberührt von ihm geblieben ist; ja es darf wohl gesagt werden, daß wenn in der Schaffhausen'schen Geistlichkeit eine schöne Summe lebendigen Glaubens und positiver Erkenntniß sich findet, die Keime davon großentheils in jenen der Mathematik und der Physik gewidmeten Lehrstunden zu finden sind*)."

So wie die gläubige Erkenntniß der göttlichen Dinge ihre tiefen Wurzeln auch in seinem Verständnisse der äußeren Natur geschlagen hatte, so hat sich auch seine Wirkung auf andere Menschenseelen als eine wahrhaft magische in geistiger und leiblicher Weise zugleich geäußert. Eben in jener Zeit, in welcher nach S. 188 der geistige Anhauch eines neuen Lebens aus Gott durch viele christliche Länder und Völker ging, in den Jahren 1817—1819, hat sich in der Gemeinde des kleinen Filialdorfes Buch im Hegäw, an welcher Spleiß als Prediger wirkte, eine Erweckung gezeigt, welche in der Nähe, wie in der Ferne, sehr lebhafte Beachtung fand. Denn sie war von Erscheinungen begleitet, welche denen verwandt und ähnlich erschienen, die in den ersten Zeiten der Kirche die Verwunderung der Ungläubigen erregten. Menschen, die vorhin als ehrbares Landvolk, sonst aber ganz in der Weise der übrigen Welt kaum für die alltäglichen Geschäfte und Ereignisse ihres

*) M. v. das Kirchenblatt für die reformirte Schweiz Nr. 17 J. 1854; Göbel, ref. Kirchenzeitung, September 1854, so wie andere gleichzeitige Berichte.

Lebens die nöthigen Worte hatten, wurden auf einmal von dem Drange und der Kraft erfüllt, mit beredtem Munde von dem neuen Leben zu reden, das durch den Glauben in ihnen erwacht war. Man hörte in den vorhin stillen, oder nur etwa bei Lustgelagen wie bei Parteihändeln lauten Häusern bei Tage, sowie selbst in Stunden der Nacht Loblieder singen, sah, wie die Liebe zu dem Herrn in augenfälligen Werken der Liebe zu den Brüdern sich kund gab; wie der Einzelne das, was sein war, nicht als sein, sondern als des Herrn und seiner Gemeinde betrachtete. Wie ein Feuer griff die Begeisterung des lebendigen Zeugnisses aus sonst so unberedtem Munde um sich, selbst die feindselig Abgewendeten wurden von der Liebe dieser ihrer vermeintlichen Feinde, von ihrer Demuth, ihrer Geduld, zur Gegenliebe hingerissen, so daß unter anderen Einer, der sich unbemerkt, in der Absicht, wehe zu thun, einer im verborgenen Winkel Betenden nahte, selbst von dem ihm vorhin widerwärtigen Drange zum Beten und lauten Bekennen hingenommen und in ein anderes Bild des Lebens umgewandelt wurde, als vorher an ihm sichtbar gewesen war. Allerdings ließen sich neben der Lichtseite dieses neu aufflammenden geistigen Feuers auch manche Schattenseiten bemerken; das, was für Andere ein Anhauch des Lebens zum Leben gewesen war, wurde für Einige ein Geruch des Todes zum Tode, im Ganzen aber bezeugte sich der ernstere Sinn an den Seelen, darin er erwacht war, durch einen Wandel, untadelig in Wort und Werken, durch Frieden in den Häusern und Herzen, Arbeitsamkeit, Nüchternheit, Keuschheit.

Als jedoch die geistige Bewegung von Buch aus auch in andere Gemeinden sich verbreitete, denen kein Seelsorger vorstand, welcher diese Zeichen einer neuen Zeit zu deuten

wußte; als von allen Seiten her der Kirche in Buch das Volk zuströmte, um die mächtige Stimme des Rufenden in der Wüste zu hören, da machte die Sache einen Lärmen, welcher bei den weltlichen, wie bei den geistlichen Behörden gar manche Bedenklichkeiten der Vorsicht aufweckte. Wenn diese an den Landleuten, die sie ja vorhin gekannt hatten, die Kraft und Freudigkeit sahen, mit welcher sie von Dem, was sie erkannten und glaubten, Zeugniß gaben, „da verwunderten sie sich, denn sie waren gewiß, daß es ungelehrte Leute und Laien waren.“ Man hob, in vergrößerndem Maaßstabe, jene vereinzelten Erscheinungen hervor, die ich vorhin als Schatten des aufbrechenden Lichtes bezeichnete; verurtheilte Alles, was in der Gemeinde von Buch geschehen war, als eine Schwärmerei, ihn, den Urheber, Spleiß, als einen gefahrbringenden Schwärmer, dessen Wirken, nöthigenfalls mit Gewalt, Einhalt gethan werden müsse.

Dieser Sturm, der alles angefangene Werk zu vernichten drohte, war seinem Ausbruche nahe, da kam auf seiner Reise in die Schweiz ein Mann nach Schaffhausen, und zum Besuche bei dem Vorstande der geistlichen Behörden, bei dem Johann Georg Müller, welcher den Sturm beschwichtigte und Frieden brachte. Dieses war der Mann des Friedens, Johann Michael Sailer, damals noch Professor in Landshut, später Bischof zu Regensburg. Spleiß erinnerte sich in dankbarer Liebe des tröstlichen Zuspruches dieses Friedensboten, mit welchem er, als beide aus dem Reisewagen gestiegen, allein den Berg gegen Herblingen hinangingen, ein Gespräch hatte, bei welchem ihm, wie dort den Jüngern auf dem Wege nach Emmaus, das Herz brannte. Sailer's Urtheil, auf Erfahrungen in diesen Dingen gegründet, beruhigte auch den ernsten, treu-

meinenden Joh. Georg Müller, und Spleiß konnte von da an ungestört bei seinem Werke an der Gemeinde bleiben.

Das Licht, das manche Augen so geblendet hatte, wurde im weiteren Fortgange seiner Wirksamkeit zu einem Leben, das nur durch stille Thaten der Liebe sich bezeugte. Durch welche andere That konnte sie dieses aber mehr und besser, als durch die Theilnahme an der Auferbauung des Reiches Gottes unter den geistig schlummernden Christen und scheintodten Heiden. Spleiß zwar, bei seiner jährlichen Besoldung von 300 fl., theilte mit dem größesten Theile seiner Gemeinde das Loos der Armuth, doch haben diese Armen Viele reich gemacht; haben unter sich eine Rettungs- und Pflegeanstalt für verwahrloste Kinder (eine der ersten in den Ländern deutscher Zunge) begründet und in blühendem Gedeihen erhalten, haben das Werk der inneren Mission in den Vereinen zur christlichen Belehrung der Handwerkerlehrlinge und Gesellen eifrig gefördert, vor allen aber ist Spleiß einer der ersten Väter des Missionswerkes unter den Heiden gewesen, das in Basel seinen Anfang nahm.

So war der Mann, von welchem ich noch viel zu sagen hätte und auch an einem anderen Orte noch viel zu sagen gedenke. Da sehe ich ihn noch in der Erinnerung vor mir stehen im Zürcherischen Gasthofe zum Raben, wie er mit Mund und lebhafter Bewegung der Glieder gegen den Nihilismus: die Zunichtemachungs-Lehre in der Naturwissenschaft und in der Theologie sprach. Das, was schon zu jener Zeit die sogenannt gelehrte Theologie gelehrt hatte, um alle Wahrheit und Göttlichkeit der Offenbarung zu nichte zu machen, das stellte er in wenig kräftigen Zügen vor Augen, verweilte aber dann länger bei jener Nichtigkeitslehre in der Naturwissenschaft, welche die gesammte

Leiblichkeit der Dinge in ein leibliches Unding, alles sichtbare Etwas in ein erdichtetes Nichts der Atome zersetzen wolle. Der Anfang und Ursprung alles sichtbar leiblichen Wesens sei zwar auch ein Nichterscheinendes, unseren leiblichen Sinnen Unbemerkbares, dabei aber nicht nur ein Etwas, sondern das rechte Sein, inmitten der Welt des Erscheinenden. — Der verklärte Leib unseres Herrn, der bei verschlossenen Thüren jetzt als erscheinender wirklicher und wahrhafter Leib den Jüngern sich erzeigte, vor ihren Augen aß, ihren Händen fühlbar war, ging eben so wieder in das Nichterscheinende über, als er aus diesem ein körperlich Daseiendes geworden war, und wer den Sinn und Zusammenhang der Worte Joh. 6 V. 62 recht erwäge, dem werde das noch fortwährend vor sich gehende Werden eines wahrhaft Leiblichen aus einem nicht irdisch Leiblichen, sondern Himmlischen, nicht unbegreiflich dünken. In den nicht erscheinenden, schaffenden Gedanken lägen freilich schon dem Vermögen nach Form, Maaß, Gewicht und andere Kräfte, nicht in dem Nihil der Atomen, aus denen der Bergkrystall, der Diamant u. a. und sogar der lebende Menschenleib sich gestalten sollten. Der für unsere Sinne nicht erscheinende Grund des erscheinenden Etwas sei das wesentliche, immer bleibende Etwas, durch dessen Kraft auch die erscheinenden, leiblichen Dinge zu einem zwar vergänglichen, dennoch aber wirklichen Etwas würden. — — Ich gab hier nur einige sehr unvollkommene Nachklänge aus Dem, was Spleiß über den Nihilismus in der modernen Naturwissenschaft sprach.

26. Die geistigen wie leiblichen Hochgebirge.

Wenn ich sage, daß während des kurzen, nur eintägigen Aufenthaltes in Zürich der mir neue Genuß des geistigen Ver-

kehres mit Spleiß und die wenigen Besuche, die ich in seiner und Krafft's Gesellschaft machte, meine Zeit so hinnahmen, daß ich nicht dazu kommen konnte, meinem Handwerk nachzugehen, wird man das wohl begreiflich finden. Escher von der Linth, der Mann groß von Rath und That, bei der Mitwelt wie bei der Nachwelt gesegneten Andenkens, den ich gern gesehen hätte, war verreist; auch von einigen anderen Genossen der Naturwissenschaft hörte ich dasselbe, mein lieber, brüderlicher Freund Gerold Meyer von Knonau, damals (1820) noch sehr jung, wurde mir erst mehrere Jahre nachher bekannt. Der ehrwürdige Geßner, Lavater's Schwiegersohn, war so sehr mit den Schlußarbeiten der Synode beschäftigt, die so eben ihrem Ende zuging, daß wir ihn nicht mit unserem Besuche belästigen wollten. Bei Breitinger traten wir in Lavater's Wohnung und lebendigeres Andenken ein. In welche Zeit der Wächter auf der Zinne, vor den Stunden der Mitternacht führten uns diese Erinnerungen! Einer dieser Wächter war noch auf seinem Posten. Das war der L. Heß, der Verfasser eines Lebens Jesu im Geiste der Wahrheit und des Glaubens. Wir fanden den hochbetagten Greis, gebunden durch die lähmende Schwäche des Alters, auf seinem Lehnstuhle sitzend. Spleiß war ihm wohlbekannt, er hob das zur Brust gebeugte Haupt empor und grüßte uns freundlich. „Noch immer da," sagte er zu Spleiß, indem er ihm die Hand bot, „bin aber immer und gerne bei meinem Herrn, sei es hier oder dort, weiß ja, an Wen ich glaube." — An dem Krankenbette mancher solcher Menschen, welche in dem Sinne, wie mein lieber Pfarrer Baier auf Rügen (m. v. S. 145 u. f.), musikalisch oder doch Freunde einer solchen Tonkunst in höherem Chor waren, ist es manchmal geschehen, daß nicht nur der

Sterbende selber, sondern die anwesenden Freunde Gesänge und Töne, wie aus einer anderen, seligen Welt herüber vernahmen; hier bei dem alten Heß erinnerte uns nichts an das leibliche Sterben, Alles nur an das geistige, ewige Leben, aber dabei war es uns, als spräche mit der Stimme des Alten noch eine andere Stimme von drüben herüber, wenn auch nicht im Ohre, doch im Herzen vernehmbar. Eine Stimme, gleichlautend mit jener, von welcher Petrus sagte, „du hast Worte des ewigen Lebens." Der alte Zionswächter ist noch mehrere Jahre nach unserem Besuche bei ihm auf seinem Posten gesessen, seine Augen waren zuletzt dunkel geworden, die Ohren hörten schwer. Als ihn aber einmal ein Besuchender anredete und fragte: „da sitzen Sie nun in Ihrem Lehnstuhle, sehen und hören fast nichts mehr, wird Ihnen da die Zeit nicht lang?" da erhob er auch, freundlich lächelnd, sein Haupt und sagte in seiner kindlich demüthigen Weise, daß er sich in seinem Leben viel mit den Gedanken an ein anderes Leben beschäftigt habe, welches von Ewigkeit her war; er habe in menschlicher Schwachheit ein Leben Jesu geschrieben, und in den Thaten dieses Lebens einen Stoff zum Nachsinnen und zur seligen Unterhaltung für Zeit und Ewigkeit gefunden. Darum könne ihm wohl die Zeit niemals lang werden.

Spleiß war gewöhnlich am Morgen etwas später zu sehen, als wir Anderen. Der Mann war an eine geistige Diät gewohnt, bei welcher allein er sich wohl befand; er pflegte zuerst lange und viel mit seinem Gott und Herrn zu sprechen, ehe er mit seinen Gefährten sprach, und er that Jenes so vertraulich und innig, wie ein Freund mit seinem Freunde, ein Kind mit seinem lieben Vater. Ich habe ihn manchmal still auf seinen Knieen gesehen, wie er aber beten konnte, das habe ich in seinen Predigten ver-

nommen. Es war ein Gebet, wie selten eines auf der Kanzel ist, und wie es dennoch sein soll. Obgleich nun wir Anderen schon etwas früher zum Fortgehen bereit waren, kamen wir dennoch allesammt am Morgen noch früh genug auf den Weg über den Albis, sahen bei Cappel die Stätte des Schlachtfeldes, auf dem im J. 1531 Zwingli fiel, waren am Mittag in Zug, am Abende in Arth; zogen am anderen Morgen über das damals noch gar öde aussehende Leichenfeld bei Goldau, in welchem der Bergsturz vom Jahre 1806 gegen 400 Menschen begraben hat; stiegen rüstig, zuletzt über den frisch gefallenen Schnee auf den Rigi hinan. Der Himmel hatte sich in den Nachmittagsstunden getrübt, die Wolken drohten mit Schnee, noch einmal aber vor Abend wurden die Höhen frei, der Schleier der Wolken und Nebel war zur Tiefe gesunken, die untergehende Sonne beleuchtete die Reihen der Alpen in Süden, Westen und Osten. Eine Aussicht, in welcher ein ganz eigenthümlicher, magischer Reiz lag. Unten in der Tiefe alle Wohnplätze der Menschen, alle Felder und Auen vom Nebelgewölk zugedeckt, nur die weißbeschneiten Höhen, hellbeleuchtet dastehend, auf denen kein lebender Mensch seine Hütte bauen konnte, auf denen für ihn kein Pflügen und Ernten ist, kein Baum oder Strauch ihm seine Früchte trägt. Ist es doch, als blickte man in eine Welt des Jenseits hinein, abgeschieden durch Grabesstille und Grabesruhe von dem Diesseits; in jener ein hellstrahlendes Licht, in dieser Nebel und Dunkel.

Aber die Freude dieses Anblickes dauerte nur kurze Zeit. Als die Sonne sank, da stiegen die Nebel auf, deckten die Sterne zu, ein Sturmwind erhob sich, trieb uns unter das nahe Obdach, brauste die ganze Nacht an dieses heran.

Da saßen wir denn am anderen Morgen auf dem mit

eben so viel Vergnügen als Mühe bestiegenem Rigikulm, in dem Wirthshause, dessen damalige Bauart so wenig fest war, daß es schien, als ob ein etwas stärkerer Sturm, als der in der vergangenen Nacht nicht nur das bretterne Dach, sondern das ganze große, meist aus Holz gebaute Hüttenwerk hinabführen könne in den Zugersee. Der Schnee, der in der Nacht frisch gefallen war, bedeckte die Höhe weit umher um das Haus, mehr denn Fußes hoch, und hatte sich hin und wieder zu Windwehen angehäuft, die sich jedem Versuche des Weitergehens wie Schanzen entgegenstellten. Und noch fortwährend fiel der Schnee in großen Flocken aus den Wolkenmassen, die nicht nur jede Aussicht nach der Ferne, sondern auch die in die Nähe bis auf wenig hundert Schritte mit ihrem Dunkel verschlossen. Wir aber mit unseren Reisegefährten und einigen schon gestern vorgefundenen, in der Karte spielenden Studenten, so wie dem uns begleitenden Führer, genossen zwar im gemeinsamen Wohnzimmer der wohlthuenden Ofenwärme, schauten jedoch dabei mit Ungeduld in den Wolkenschleier hinaus.

Der Schneefall, so meinte der Wirth, könne freilich einige Tage andauern, dann aber würde gewiß wieder ein warmer Wind kommen, der ihn zu Wasser machte, denn zum völligen Einwintern des Berges sei es noch zu früh im Jahre. — Das war ein schlechter Trost für uns; denn immer noch leichter schien es, hinunter zu kommen vom Berge, so lange sein Abhang die Schneedecke hatte, als beim Aufthauen des Schnees durch das abfließende Wasser. Eine Berathung wurde gehalten, bei welcher meine Frau die entscheidende Stimme hatte, denn für sie war die Aufgabe eine ungleich schwerere, als für uns Männer. Sie aber erklärte, daß ihr in ihrer Heimath, welche ja auch in einem Gebirge lag, von Kindheit an das Hindurchgehen

durch den Schnee eine gewohnte Sache geworden sei; sie stimme für das Weitergehen.

Unserem Wirthe auf dem Rigikulm kam unser Vorhaben freilich nicht so gar leicht und unbedenklich vor, denn alle Fußsteige, namentlich die nach dem Vierwaldstädter See hinab, waren vom Schnee überdeckt. Unser Führer jedoch, dem die unerwartete Verzögerung der Heimkehr zu seinem Haus und Feld eben so ungelegen sein mochte, als uns die Hemmung der Weiterreise, war sogleich zum Fortwandern bereit; er werde uns, sagte er, sicher und wohlbehalten hinabbringen nach Weggis, denn wenn er auch keinen Steig sehe, dienten ihm dennoch die Bäume und Felsen zu Wegweisern, und wenn wir nur erst eine Stunde oder vielleicht kaum so weit hinabwärts kämen, da würde aus dem Schnee ein Regen werden. Und so war es denn auch. Wir Männer mit dem Führer voraus brachen für die rüstige Hausfrau eine Fußtapfen-Bahn durch den Schnee, dessen Decke weiter nach dem Thale hinab immer dünner wurde, dessen fallende Flocken immer mehr mit Regentropfen sich mischten, bis zuletzt der Regen zur alleinigen Herrschaft kam, und uns alle, wohldurchnäßt, bis in's Wirthshaus von Weggis begleitete. Hier aber, auf dem warmen hohen Anbau neben dem geheizten Ofen, war bald alle Beschwerde des Weges vergessen. Der Regen hatte schon während der Ueberfahrt über den See sich gemindert, und der Kleinmuth, der sich bei dem noch immer sehr zweideutig aussehenden Wetter in Einigen von uns regen wollte, wurde schon am anderen Tage durch den heiteren Himmel und seine milden Lüfte beschämt. Die Weiterreise, dem Wunsche der jüngeren Begleiter aus Erlangen entsprechend, in das eigentliche Alpenhochland wurde beschlossen und ausgeführt.

Und wem sollte es nicht wohl sein und gefallen in dem altehrwürdigen Canton Unterwalden, gleich anziehend für uns durch die erhabene Schönheit seiner Natur, als durch die Denkwürdigkeiten seiner Geschichte. Schon das Rathhaus in Stanz erinnert durch die bei Sempach, Morgarten und Murten eroberten Fahnen; das Zeughaus mit seinen alterthümlichen, für ein kräftigeres Geschlecht gestählten Waffen, so wie durch Arnold Winkelried's Panzer an die Thaten solcher Männer, wie dieses Thal und Bergland sie erzeugte. Aber nicht nur Männer, welche den stählernen Morgenstern kräftigen Armes in den Schlachten führten, auch solche, welche ihrem Volke und ihrer Zeit als geistige Morgensterne vorleuchteten, hat der herrliche Canton Unterwalden groß gezogen. Unter ihnen namentlich den Helden an Rath und Verstand, den Retter und Erhalter des Friedens und der Eintracht im Volke der Schweizer, den Bruder Claus von der Flüe. Es war nicht nur ein historisches Interesse oder der Reiz einer romantischen Volkssage, sondern ein Gefühl von Ehrfurcht, das mich ergriff, als ich in der Kirche von Saxeln, dem Geburtsorte dieses aus dem Geiste geborenen Mannes, sein Grab, dann die Stätte seines Wohnhauses und in dem nahe bei dem Dorfe gelegenen Bergwalde seine Einsiedlerhütte besuchte. Denn das war keine von jenen Gaben, die mit dem Fleisch begraben werden, durch welche er schon in seiner rüstigsten Jugendzeit, wenn er unter den Tapfersten seines Volkes gegen die Feinde kämpfte, zugleich als der menschlich mildeste von Allen sich erwies, dann in seinem Amte als Landrath, wenn er das Recht mit einem unabweichbar richterlichen Ernste übte, zugleich in allen Seelen das Gefühl und die Erkenntniß weckte, daß in dem Gesetze nicht nur ein das Unrecht strafender, sondern ein

liebender Sinn wohne, der das Wohl und Heil der Menschenseelen sucht und findet. Als er, durch seinen Wandel, wie in all' seinen Worten der Reinste und Beste, vor den Augen seines Volkes der höchsten Würde eines Landammanns werth geachtet, dieselbe von sich ablehnte und aus dem äußeren Wohlstande seines häuslichen und geselligen Lebens in die Armuth und Stille einer Waldhütte sich zurückzog, bezeugte er da noch durch sein Wirken und Thun, daß ihm nicht das lebensmüde Fleisch das Verlangen, mit seinem Gott allein zu sein, eingegeben habe. Derselbe, nicht aus dem Fleische, sondern aus Gott geborene Geist war hier unter dem Gewande des Einsiedlers bei ihm geblieben, der vorhin im Kampfe der Schlachten ihn mit Muth, der ihn zu den milden Tröstungen der besiegten Feinde mit Liebe, bei den schweren Pflichten seines richterlichen Amtes mit Geduld und Weisheit erfüllt und ihn begleitet hatte zu den Arbeiten für sein Haus, zu der Erziehung und liebevollen Vorsorge für seine zehn Kinder und seine treumeinende Frau. Denn jene Vielen, welche, des Trostes wie des weislichen Rathes bedürfend, aus der Nähe wie aus der Ferne zu seiner Hütte kamen, konnten es bezeugen, daß aus ihm, dem erleuchteten Manne, ein Geist zu ihnen gesprochen habe, welcher niemals log, niemals irre führte, sondern mit prophetischem Blicke auf das Gute und Rechte, so wie auf das Ende der Thaten und Ereignisse hinwies. Und nicht in der einsamen Hütte im Walde, sondern höher und gewaltiger als da, sprach und wirkte dieser Geist aus ihm dort im Versammlungssaale zu Stanz, als er im Jahre 1481 in die Mitte der aus allen Cantonen zur Tagsatzung Versammelten eintrat. Der Augenblick schien damals gekommen, darin der Bund des Gemeinsinnes zwischen den Schweizern für immer getrennt und zerrissen

werden sollte. Da trat in die Mitte der feindselig gegen einander erbitterten Partheien ein Mann von hoher Gestalt, in der Einsiedlerkutte auf und erhob seine Stimme, strafend den Geiz, der, auf elenden Tand gerichtet, die Seelen bethört; ermahnend zur Einigkeit und zum Frieden. Es war der Bruder Claus von der Flüe, der hier zu denen, die ihn schon kannten, wie zu den Vielen, die ihn noch nie gesehen, mit solcher siegreichen geistigen Gewalt sprach, daß alsbald der Partheigeist verstummte und alle die Abgeordneten der Cantone zu dem Grundgesetze eines friedlichen Vertrages sich vereinten.

Man könnte hier fragen: welcher Beweis der Herrschergewalt des Geistes über das Fleisch war wunderbarer und größer: War es jener, den Claus während seines Einsiedlerlebens in seiner Enthaltung von den gewöhnlichen Speisen und der Erhaltung des Leibes nur vom Genusse des Sakramentes und des Quellwassers gab, oder war es dieser andere, bei welchem sein Geist nicht nur das vereinzelte, eigene Fleisch, sondern den fleischlichen Sinn einer wild entbrannten Menge bewältigte und mit seinen Kräften durchdrang? Beispiele von einer Erhaltung und Hinhaltung des leiblichen Lebens ohne die alltägliche Nahrung, beim bloßen Genusse des Wassers, hat es bis in die neueste Zeit gegeben*). Mögen sie als krankhafte Erscheinungen gelten, immerhin sind sie solche, welche unserer physiologischen Rechenkunst eine unlösbare Aufgabe stellen.

In den Thaten und Leben des Bruder Claus wird aber nichts Krankhaftes bemerkt. Der Geist, aus welchem

*) M. v. meine Geschichte der Seele, 4. Ausgabe, §. 13, S. 179—182.

er in der Versammlung zu Stanz zu seinem Volke sprach und welchen er damals in diesem weckte, ist nicht gestorben, sondern nur eingeschlummert, er wird wieder erwachen, wenn die Stimme ihn weckt, welche nicht den vorübergehenden Frieden der fleischlichen Waffen, sondern mit siegreicher Macht den Frieden verkündet, der aus dem Geiste ist: die Einigkeit, die nur in Einem, nicht in dem Vielen, gefunden wurde.

Auch das Volk, das wir in Saxeln und seiner Umgegend sahen und kennen lernten, schien durch Sitte und Sprache, ja selbst durch die äußere Gestalt, an den Claus von der Flüe und an die Genossen seiner Zeit zu erinnern. Ein ehrbar sittiges treuherzig blickendes Volk, das mit kräftigem Händedrucke den Gruß des Fremden erwidert, furchtlos und ohne Arg wie Leute von gutem Gewissen vor Gott und Menschen. Sie sind noch von urkräftig gesundem Stamme, dieses bezeugt an ihnen das bis in's Alter blühende Angesicht, der Wuchs wie die Wohlgestalt der Glieder und die Stärke der Stimme, vor Allem aber die gesunde Seele, die in solcher leiblichen Gestalt wohnt. Denn der bärtige Alte, der im Gasthause zu Saxeln neben uns saß, urtheilte in seinem, nicht viel Worte machenden Gespräche über die Dinge der Welt und seiner Zeit in einer Weise, die eines Landsmannes des Claus von der Flüe würdig schien.

Der Fremde, welcher vom Vierwaldstätter See hinaufwandert durch die Thäler und über die Hügel von Unterwalden nach dem hohen Gebirgsstocke des Titlis, der den Canton von dem Berner Gebiete abgränzt, wird sich vergeblich nach großen Getreidefeldern umsehen. Statt dieser findet er ein Land der Gärten und der Gemüsefelder, ein Grün der Wiesen, wie er kaum anderswo in so rei-

cher Ausdehnung es gesehen. Wer, an den anmuthigen Spekulationen und Träumen etwa eines G. F. Maier*) Gefallen findend, den Seelen jener Thiere, welche auf Erden dem mühseligen Dienste des Menschen auf Hoffnung unterworfen sind, nicht nur eine Fortdauer nach dem Tode, sondern ein Heim des Ausruhens und der Erquickung vergönnen möchte, der könnte wohl in dem Canton Unterwalden das irdische Vorbild eines Paradieses solcher Thierseelen finden. Denn hier auf diesen Wiesen grünen und gedeihen, unter dem aromatischen Dufte der Alpenpflanzen, die auserlesensten, von Menschenhand gesäeten Futterkräuter; den Höhen wie der Tiefe entquellen die Brunnen des klaren, reinen Wassers; am Ufer der kleinen Seen, die zum Eintauchen der Glieder locken, gibt das Gebüsch seinen Schatten; die Sonne scheint so mild herein, daß hier an manchen Orten die hochwüchsige Cypresse eine Heimath findet und am Abhange mancher Hügel die Bäume der eßbaren Kastanien eben so kräftig gedeihen, als in den Gegenden des südlichen Tirols. Ein Land ist Unterwalden, darin, wie einst im Lande der Verheißung, Milch und Honig fließen. Denn der Honig, den wir hier genossen, kam an Wohlgeschmack dem der Insel Rügen gleich und wo könnte es eine größere Fülle von Milch geben als in diesem Canton, der in seinem Gebiete von 13 Quadratmeilen 12,000 Kühen ihre Weide gibt, mit deren Hut und Pflege ein großer Theil der etwa doppelt so großen Zahl der menschlichen Einwohner des Cantons sich beschäftigt. Denn der vorherrschende Stand und Reichthum des hiesigen Volkes ist der altehrwürdige der Heerdenbesitzer und Hirten, die

*) M. v. seinen Versuch eines neuen Lehrgebäudes von den Seelen der Thiere, Halle 1750.

zugleich in ihren Gärten eine Fülle des Obstes und Gemüses, aus ihren Wäldern einen Ueberfluß des Holzes gewinnen, welcher nicht nur zur reichlichen Versorgung des eigenen Hausstandes, sondern auch der Bewohner der nachbarlichen Cantone, ausreicht. Wie verschieden ist diese Weise der Beschäftigung, so wie die Sprache der Unterwaldner von der des Volkes, das die Halbinsel Mönchgut auf Rügen bewohnt, und dennoch glaubte ich an beiden innere wie äußere Züge der Verwandtschaft zu bemerken.

Ja, als ein Paradiesgarten erschienen mir die herrlichen Thäler von Unterwalden, auf dessen voller Früchte hängende Bäume und dessen wechselndes Grün das niemals wechselnde Weiß des schneebedeckten Pilatusgebirges und des hohen Titlis, zum Ernste ermahnend hereinblickt, gleichwie in das erhaben schöne Melchthal, durch das wir so eben wanderten, der Geist der Erinnerung an den Helden Arnold von Melchthal. Wir sahen die Sängerinnen nicht, welche oben am Bergabhange das Lied sangen, aber der Wohlklang ihrer kräftigen Stimmen drang zu Ohren und Herzen. Die Abendsonne warf ihren Glanz auf einen der Gletscher, welche den Titlis weit hinab bedecken, als wir noch einmal auf einer Anhöhe nach dem Wege des heutigen Tages zurückblickten. Das Gefühl der Ermüdung hatte neben dem des Wohlbehagens nicht aufkommen können; dieses blieb bei uns, als wir im gastlichen Zimmer des Wirthshauses zu Lungern traulich noch lange beisammensaßen.

Es war ein Sonntagsmorgen, in dessen sabbathliche Feier mit der Seele des Menschen zugleich der klare, reine Himmel und die Tempelsäulen der Hochalpen einstimmten, als wir von Lungern aus über den Brünig hinüber stiegen nach Brienz und seinem nachbarlichen See. Mein

Freund Spleiß war heute so mittheilend und aufgeweckt, wie ich ihn nur selten gefunden. In ihm war zwar immer, an jedem Tage und in jeder Stunde Sonntag, doch ging ihm heute auch der Mund ganz besonders von Gesprächen, sonntäglichen Inhaltes, über. Nach der Art und Weise, die er an sich hatte, wenn er recht eindrücklich, Auge gegen Auge, mit einem Freunde reden wollte, blieb er öfter stehen, sprach mit Mund und Händen, indem er meine Arme, wie zur Mahnung an rechte Theilnahme, anfaßte. Und an dieser Theilnahme ließ ich es nicht fehlen, denn was er sprach, das war des Aufmerkens werth.

Dort im Walde zog sich der Fußsteig an einem gähen Abhange hin, auf welchem Felsblöcke herumgestreut lagen, die, wie es schien, ganz neuerdings vom Gipfel abgerissen waren. Während wir da, hörend und redend, zwischen den Bergruinen bald einige Schritte gingen, bald wieder stillstanden, kam ein Mann mit langen, eiligen Schritten hinter uns her, der uns im Vorübergehen zurief: „ihr Leute, hier ist nicht gut still stehen, der Berg hat seit gestern Steine gelöst und thut es noch.“ Spleiß schien die angebliche Gefahr erst jetzt zu bemerken. Doch antwortete er ruhig: „Laßt ihn lösen,“ endigte den Satz seiner Rede, den er begonnen und zog mich rasch neben den Felstrümmern über die frisch zerknickten Gesträuche und jungen Bäume hinab und hinüber auf den sichereren Weg, den der größere Theil unserer Reisegesellschaft gegangen war.

Das Gespräch war aber auch von solcher Art, daß es schwer hielt, für das Reden wie für das Hören eine geeignete Pause zu finden, obgleich er so eben von einem geistigen Pausemachen in der Sabbathsruhe, von einem Stillestehen auf dem einig festen Grunde der ewigen Wahrheit, gesprochen hatte. Nun, dieser Grund war in meinem

Freunde freilich fest genug. Sein Glaube an einen lebendigen, überall nahen Gott, dessen Aufsehen eben so väterlich sorgend den Odem des einzelnen Menschen bewahrt, als das Bestehen und Bewegen des Weltalls, war ganz aus einem Stücke. Namentlich war bei ihm dieser Glaube nach jener Seite hin, wo man das Brecheisen der physikalischen Einwürfe an sein Bollwerk anlegen wollte, so kräftig verpallisadirt, daß er sich von daher kein Haarbreit abgewinnen ließ. Nicht einmal durch das Gesetz der Schwere oder durch die Unabänderlichkeit der Bewegung der Erde um ihre Axe, wenn nicht bei einem Stillstande derselben Alles: Thürme und Städte, Berge und Wälder, ja Land und Meer über einen Haufen fallen sollte, ließ er sich, wenn etwa die Oppositionspartheі mit dergleichen gegen die Wahrheit des Wortes heranrücken wollte, zu einer Kapitulation bewegen. Der Meister, der die Welt: das Werk der Zeichen und Zeiten, geschaffen hat und im Gang erhält, könne, so sagte er, eben so leicht hemmen oder fördern, als der Meister, der eine Uhr gemacht hat, ihren Gang vorwärts oder rückwärts führen kann. Ueberdies, was sei die Schwere anders, als eine von dem Schöpfer selber ausgehende Macht des Zusammenhaltes der Dinge? Verhielte es sich doch damit in noch viel höherem Maaße eben so wie mit der Lebenskraft, welche im Leibe eines Thieres, wie eines Menschen, alles Flüssige und Feste in guter Ordnung zusammenhält, der Leib mag ruhen oder laufen, springen oder fliegen.

„Gebt mir einen Punkt, außer der Erde, darauf ich feststehen kann," sprach jener Weise des Alterthums „und ich will den ganzen Erdball bewegen." Einen solchen festen Punkt, außer der Welt des vergänglichen Wesens, hatte Spleiß in seinem Glaubensgrunde gefunden, darum war

die Bewegung, die er (nach S. 340) durch seine Predigt in dem Kreise einer ganzen Gemeinde hervorbrachte, eine so außerordentliche. Wenn die ganze Welt der fleischlichen Gelüste, des selbstsüchtigen Treibens, der rohen Unempfänglichkeit in den Seelen dieser Gemeinde so von ihrer Stätte gerückt wurde, daß sie von dem niederen Boden, auf dem sie träge geruht hatte, in die freie Höhe eines geistigen Lebens kam, dann war dieses nach seinem Maaße ein ähnliches Wunder vor den Augen der Nachbarn, die umher im Lande wohnten, als die Bewegung einer träge ruhenden Weltenkugel. Wie mächtig wirkt ein Wort der Rede, das aus einem alle Kräfte der Menschennatur durchdringenden, die Welt überwindenden Glauben kommt. „Uns war es, als ob ein Sturmwind unsere Herzen aufhöbe von der Erde, als er so mit uns sprach und wir konnten nicht anders, als seinen Worten glauben," sagten die Leute in Buch und ich konnte ihnen das wohl nachfühlen, als ich den Freund an der Stätte, wo er am liebsten war, sprechen hörte.

Nun, als einen Prediger von solcher Kraft hatte ich Spleiß auch aus seinem sonntäglichen Morgengespräche kennen gelernt, obgleich dieses keine eigentliche Predigt sein sollte. Aber der Mann war ja nicht nur an Sonntagen und Feiertagen der wohlbestallte Pfarrer an der Dorfgemeinde Buch bei Schaffhausen, sondern zugleich in den Wochentagen an der Hochschule seiner Vaterstadt Professor der Mathematik und Physik. Unser Gespräch wendete sich auf einen Gegenstand, der mir als eine spätere (bis jetzt noch nicht gelöste) Aufgabe meines Lebens, damals sehr am Herzen lag, auf eine Physica sacra. Ich theilte ihm Einiges von meinen Ansichten und vorbereitenden Arbeiten über diesen Gegenstand mit, und er freute sich der Mit-

theilung. Aber auch er gab mir jetzt aus dem Schatze seines Forschens und Denkens Altes und Neues mit, das mir, ich läugne es nicht, anfangs nicht nach meinem wissenschaftlichen Geschmacke und Sinne war. Mein Freund, der Rosenbäcker Burger in Nürnberg, hatte wohl auch, wenn er von den Naturlehren seines alten Prälaten Oetinger sprach (m. v. II. S. 365 u. f.) ähnliche Dinge behauptet und diesem hatte ich es gern nachgesehen, denn er war ein ehrenwerther, frommer Bürgersmann. Wie aber ein Gelehrter von Profession, ein Mann, so wie Spleiß, von mathematischer Gründlichkeit, wohlbekannt, wie er, mit allen neuen Entdeckungen seiner Wissenschaft, zu einer Geheimlehre solcher Art, denn als eine solche behandelte er sie, kommen konnte, das verstand ich nicht. Das zwar erkannte ich leicht, daß er sich, wie der alte Prälat Oetinger von sich aussagte, seine Logik aus dem Worte Gottes hatte bilden lassen, das Weitere aber, das hieraus folgte, ging mir zu weit. Ich führe nur Einiges davon an.

Ich selber, wohl mit allen mir bekannten Physikern unserer Zeit, betrachtete die Emanationslehre des großen Neuton, nach welcher das Licht als ein selbstständig leibliches Wesen, etwa von der Sonne oder anderen selbstständig leuchtenden Körpern ausgeht, als eine längst widerlegte Annahme und war entschieden für die Undulationslehre des scharfsinnigen Euler eingenommen, nach welcher das Licht kein selbstständiges leibliches Wesen, sondern eine Bewegung ist, die sich z. B. von der Sonne durch den durchleuchtbaren Weltenraum bis in seine weitesten Fernen fortsetzt. Diese Ansicht hatte ja die überzeugendsten Analogieen und Berechnungen für sich. Mein Freund Spleiß aber, auf alle meine Einwendungen, auf alle meine Berufungen

auf das Urtheil der Meister vom Fache, ließ sich in seiner Ansicht nicht irren: daß das Licht keine bloße Bewegung, keine bloße Kraftäußerung eines selbstständig leiblichen, körperlichen Wesens, sondern selbst ein solches selbstständiges Wesen sei, eben so wie die Seele, auf ihrer höheren, geistartigen Stufe, mit allen Aeußerungen ihres Lebens und ihrer Kräfte, nicht blos eine Erscheinung ist, die aus der Wechselwirkung der körperlichen Elemente des Blutes, des Gehirnes, der bewegenden Einwirkung der äußeren Eindrücke auf die Sinne hervorgeht und mit diesen erlöscht, sondern eine selbstständig bleibende Wesenheit für sich. Ja, er kehrte die Spitze jener Gegengründe um, die ich gegen ihn angewendet hatte, er stellte alle die Analogieen, welche ich als Beweise für meine Ansicht gebraucht, als Zeugen für die seinige hin. Nicht das Licht allein, sondern das ganze Reich der sogenannt unwägbaren Wirksamkeiten (Imponderabilien) *), wie der Magnetismus, Elektrizität, chemische Kraftäußerung, ja selbst Wärme und Das, was der hörbaren Einwirkung auf das Ohr seinen eigentlichen Ton gibt, war nach seiner Meinung das Reich einer höheren Leiblichkeit, deren Elemente dem Zuge nach einem anderen Mittelpunkte folgen als jener ist, welcher in der Schwere waltet. Das Licht und die Elektrizität waren ihm demnach eben so für sich bestehende elementarische Wesen, als es der zu vielen Verwandlungen geneigte Kohlenstoff in der niederen irdischen Körperlichkeit ist. — Wie bei dem Entstehen der Lebendigen, da, wo diese „im Verborgenen gemacht werden" (Ps. 139), die eigene lebende Seele zu dem Werke der leiblichen Schöpfung sich gesellt, das liegt außer den Gränzen unseres irdischen Verständnisses. Wie aber

*) Ich behalte die damals gewöhnlichen Namen bei.

in den Eisenstab, welcher vorhin regungslos und ohne Macht, dieses zu bewegen, neben anderem Eisen lag, schon durch die Anregung des Hämmerns; wie in den Bernstein oder das Glas, wie in das leicht entzündliche Holz durch den Druck und das Reiben eine Bekräftigung hineinfährt, welche einer Beseelung ähnlich ist, das zeigt unserer sinnlichen Wahrnehmung: am Eisen die erwachende magnetische, am Bernstein die elektrische Wirksamkeit, am heftig geriebenen Holze die wärmende und leuchtende Flamme. In all' diesen Erscheinungen ist aber kein eigentliches Leben, keine Seele. Ebenso wie einst der Sturmwind, das Erdbeben, das Feuer dem stillen, sanften Sausen vorangingen, vor dessen Annahen der große Seher sein Haupt verhüllte und wie nur in diesem das Leben wohnte, das in jenen dreien nicht war, so ist auch das Hereinbrechen der Elemente jener höheren Leiblichkeit in die irdische Körperlichkeit ein zwar mächtig bewegendes, sinnlich gewaltiges, dabei aber an sich selber ein seelenloses. Dennoch sind sie es, aus denen die Seele während der Zeit ihres Inwohnens im Leibe ihren nährenden Fortbestand empfängt, ja sie sind es, aus denen ihr der innere Leib gebildet wird, der bis zum großen Tage der Wiederbringung des Fleisches ihr bleiben mag. Dieser ist, wie das Bild, dem die Phantasie in unserer Seele Gestalt und Bewegung gibt, nur den Seelen selber, nicht den Sinnen von irdischem Stoffe sichtbar und wahrnehmbar. Zwischen uns und der nicht mehr irdisch elementaren Wesenheit der Seelen bildet der Tod eine Kluft, über welche jene nicht herüber, wir nicht hinüber können; die irdische Natur in uns mag am Rande dieser Kluft mit verhülltem Haupte stehen bleiben. Es ist gut und recht, wenn sie das thut. Wir wollen keinen Sprung vor der Zeit hinüberwagen; könnte uns zum Tode ge-

~~Tode~~ gerathen; wollen auch Das, was drüben ist nicht herüber ziehen, das könnte eine schlechte Gesellschaft mit sich bringen, vor welcher sich der Vorwitz wie vor Tod und Fluch zu fürchten hat. Steht uns doch, wenn wir ihn nur wollen, der beständige Zugang zu einem ungleich höheren Reiche offen, als die Elementarwelt den abgeschiedenen Seelen ist. Zu einem Reiche, das vergleichbar einer Region über den Wolken, welche von keinem Blitze und Donner heimgesucht wird, ein Reich des ewigen Friedens ist, ja das Reich Gottes selber, inwohnend auch in uns. Es hat dem ewigen Erbarmer, dem Herrscher über alle Reiche seiner Schöpfungen gefallen, daß er sich als Brod und als Wasser des Lebens unmittelbar in die irdische Körperlichkeit unseres Fleisches und Blutes einsenkte; selig, wer die Einladung: kommet und esset, kommet und trinket, vernimmt und ihr folgt. Aus diesem obersten Herrscherreiche, das sich zur armen, groben Erdennatur heruntergelassen, mag zu uns herüberkommen, was da wolle, wir fürchten das nicht, sondern hören mit verhülltem Haupte die Stimme, die aus dem stillen, sanften Sausen kommt. — —

Mag man aus diesen einzelnen Sätzen, die ich, freilich unwillkürlich eingekleidet in meine eigenen Worte und Vorstellungen, hier wiedergab, den Sinn errathen, der in den Lehren der Physica sacra meines Freundes lag. Mir selber ist dieser Sinn erst später klarer geworden, als wir bei unserem öfteren Begegnen im Leben noch Manches über denselben Gegenstand sprachen, und ich habe mehr in den Mittheilungen meines seltsamen Adepten gefunden, als ich anfangs darinnen fand. Der Unterschied zwischen diesen und den vorherrschenden der neueren Wissenschaft lag in der geistigen Grundrichtung, welche beide bei ihrem Ausgange und nach ihrem Endpunkte nehmen. Wenn man von

außen vom Tageslichte her in das dunkle Innere einer engen Höhle hineingeht, sieht man nach wenig Schritten Das nicht mehr, was vor Einem oder neben Einem steht und liegt, man muß das Gefühl der Hände und Füße zu Hülfe nehmen, um weiter zu schreiten. Sobald man sich jedoch im Dunkel der Höhle umwendet, nach dem Eingange hin, durch den das Licht hereinfällt, sieht und erkennt man alles Das, was zwischen uns und dem Lichte steht oder liegt; der Stein, an dem wir bei'm Hineingehen uns stießen, irret uns nicht mehr, und während wir vorhin nur langsam schleichend und tappend dem Dunkel zugingen, können wir jetzt, nach dem Lichte hin, sichere Schritte machen, und unseren Gang beschleunigen. Nicht nur von der Grundrichtung der physikalischen Ansichten meines Freundes, sondern von der seines geistigen Forschens und Erkennens überhaupt gilt der eben gebrauchte Vergleich. Er bedurfte keiner Grubenlampe der gewöhnlichen wissenschaftlichen Hypothesen und sinnreichen Kombinationen, achtete nicht auf jenen Lichtschimmer, den die Menschenweisheit von ihrem heutigen Tage, dieser mag trübe sein oder hell, gleichsam von hinten her auf ihre Betrachtungen der vergangenen wie der zukünftigen Tage fallen läßt, sondern er hatte in wie vor sich das feste prophetische Wort, auf welches er achtete als auf ein Licht; er kannte und genoß in sich jenes Leben, welches das einige wahre Licht des Menschengeistes ist. Er hatte gründlich jenes Aufmerken auf sich selber gelernt, welches das Unerkannte in uns in das Licht jenes Angesichts stellt (Ps. 90), dessen Furcht der Weisheit Anfang ist. Und dieser Anfang in der Tiefe, die zunächst vor ihm lag, war nicht ohne einen Fortgang geblieben, der ihn zu einem Höhenpunkte des Erkennens führte, von welchem

die Aussicht noch eine ungleich bedeutungsvollere war als die sinnlich große, vom Rigikulm herab.

27. Das Berner Oberland.

Der Briezer See und seine Umgebung sind Majestäten der Natur, in deren Nähe man leicht verstummt, deren Betrachtung man sich gern schweigend hingibt. Auch dieser kleine See mag zuweilen, von Stürmen aufgeregt, von dem fluthenden Wasser der Aar und der von den Bergwänden abstürzenden Bäche in mächtigen Wogen gehoben werden; heute aber war sein Spiegel so glatt, in den Bergen und Wäldern war Alles so still, daß man das Läuten der Sonntagsglocken aus weiter Ferne vernahm. Erst dann, als wir in unserem geräumigen Fischerkahne dem jenseitigen Ufer uns naheten, hörten wir das Rauschen der Wasserbäche, die auf vielen Wegen von ihren hochgelegenen Quellen hinab zu der größeren Gemeinde des Wassers im See sich versammelten. Die Ruderer in unserem Fahrzeuge führten uns zu der Stelle des Sees, an welcher man alle die sieben Fälle des Gießbaches überblicken kann, von den höheren Stockwerken seines Absturzes bis zu dem untersten Geschosse seines Einflusses in den See. Man ist hier, so wie in dem benachbarten Haslithal, auf eine Schaubühne getreten, welche von den beiden Herrschermächten der irdischen Natur: dem Hochgebirge und den Strömen des lebendigen Wassers erbaut ist, zur Lust der Augen und zur Erweckung des Menschengeistes aus der Dumpfheit des Fleisches. Wenn dort bei dem nachbarlichen Meiringen der Reichenbach mit seinen neun Abstürzen vom Gebirge herab zuweilen auch Baumstämme und Felsenstücke, wenn dann die Wasserfälle des Alp- wie

des Mühlibaches ihre Thau= und Regenfluthen weit über ihr Bette heraus wälzen, dann lernt der zuschauende Mensch noch andere, erhabenere Schrecknisse der Natur kennen als die waren, welche das römische Volk sahe, wenn es von den sicheren Sitzen seiner Schaubühne herab den Waffenthaten der Gladiatoren, oder dem ungleichen Kampfe der Menschen mit Löwen und Leoparden zuschaute.

Ich meine wohl, eine solche Nachbarschaft der Natur kann nicht ohne bildenden, mächtig erhebenden Einfluß auf die Kräfte des Leibes wie der Seele des Menschen sein. Wo kann man ein kräftig schöneres Volk sehen, als das im Haslithale und seiner Nachbarschaft es ist; wo hat sich der stärkende, veredlende Einfluß einer solchen Zusammengesellung des fortwährend stürzenden Wassers und der mitten in dem reißenden Falle unverrückbar feststehenden Felsengebirge herrlicher gezeigt als in dem alten Heldenlande von Skandinavien, in welchem der Glommen=, der Trolhätta=, der Dalelf=, der Niedelfwasserfall in der Reihe ihrer fast unzählbaren kleineren Genossen die großen Thaten Dessen verkünden, welcher über dem Kampfe der Elemente in ewigem Frieden steht. Und hat sich nicht selbst an jenen Urbewohnern von Amerika, welche Nachbarn solcher Bewegungen der Naturkräfte waren, ein anderer Sinn und Geist gezeigt, als bei den verwandten Bewohnern der Ebenen und Savannen? Das Wort „hochsinnig" läßt sich freilich vor Allem in einer geistigen Bedeutung nehmen, nicht selten jedoch findet sich das geistige Hochstreben mit einem Hochgenusse der Sinne zusammengesellt.

Leider habe ich das liebe skandinavische Land mit seiner kräftigen Natur der Berge und der lebendigen Wasser, so wie seiner ächt naturwüchsigen Bewohner mit Augen nie gesehen; aber auf meinen Wanderungen über die Berge

und Gewässer der schönen Erde haben nur wenige Stellen einen ähnlichen Eindruck in meinen Sinnen und Gemüth zurückgelassen als die Gegenden des Berner Oberlandes bei meinem erstmaligen Besuche in der Schweiz. Von dem Rheinfalle bei Schaffhausen gilt mir dasselbe, was ich soeben von dem bildenden Einflusse solcher Theater der Natur auf die empfänglichen, bildsamen Seelen der Menschen gesagt habe; selbst bei den Anwohnern des herrlichen Wasserfalles von Terni schien mich noch ein schwacher Zug ihres Naturells an den schweigsamen Ernst des Tacitus zu erinnern, dessen Geburtsstätte dort war.

Du mein alter Freund Neophytos, Archimandrit im Kloster des Sinai, mochtest wohl eine Ahnung davon haben, daß selbst dem Sinai-Horeb das Wasser einen höheren Reiz für die Sinne geben könne, indem Du, zum großen Verdrusse des Gärtner-Mönches ein kleines Behältniß des Regenwassers am Abhange des Horeb öffnen und den schwachen Guß vor unseren Augen vom Felsen herab in den Garten stürzen ließest. Du wolltest uns ein Schauspiel gewähren, das wir freilich daheim selbst bei mäßigem Regen an jeder Dachrinne gesehen, welches aber für Deine von der Wüste der Felsen umschlossenen Augen das köstlichste und zuleich seltenste war, das nur etwa an einem oder etlichen Tagen, ja selbst nur Stunden jener glücklicheren Jahre gesehen wird, in denen der Regen in Fülle das Gebirge netzt. Was wäre doch die schönste Gebirgslandschaft, was wäre ohne das lebendige Wasser selbst das Licht, auch wenn dasselbe so hell und täglich, wie die Sonne ihre Lieblingsinsel Rhodos, die nackten Felsen bestrahlte!

Spleiß wurde durch ähnliche Betrachtungen, sowie durch den Inhalt eines Aufsatzes in Fr. v. Meier's Blättern für höhere Wahrheit zu weiteren Mittheilungen

aufgeregt aus der Geheimlehre seiner Physica sacra. Von einem anderen nicht menschlich-sterblichen Geschlechte der Wesen redete er, welchem vor den Zeiten des Menschen die Erde zum Wohnsitze und Herrscherreiche gegeben war, hob den Unterschied und zugleich die hohe, künftige Bedeutung der Menschenschöpfung „aus einem Erdenklos, aus einem Element der niedersten Leiblichkeit" hervor, denn die tiefste Tiefe sollte jetzt von dem Hauche aus dem Munde des Schöpfers selber, von dem Geiste des göttlichen Lebens durchdrungen; das vor den Augen „einer aus Hochmuth gefallenen Geisterwelt Niedrigste und Geringste zum Höchsten erhoben werden."

Drüben von den grünenden Bergen der anderen Seite des Sees her ließen sich laut- und wohltönende Stimmen von Sängerinnen vernehmen, welche uns, wie alle ankommenden Fremden, begrüßten, von denen eine freundliche Gabe zu erwarten ist. Es lautete dort im Widerhalle der Felsen, als sängen die Berge selber mit und man hätte gern, länger im Kahne verweilend, den Gesang gehört, wenn neben der Aufgabe der heutigen Tagereise uns Zeit zum Stillstehen geblieben wäre. Auch oben auf der Höhe im Hause des Schullehrers eines kleinen Ortes, das zur Einkehr für Fremde eingerichtet schien, fanden wir bei Alt und Jung musikalischen Sinn sowie Geschicklichkeit, und an dem Hausvater einen Mann, mit welchem die beiden Reisegefährten von geistlichem Stande eine ihnen erfreuliche Unterhaltung hatten.

Mir war es, da wir jetzt in das Lauterbrunner Thal eintraten, als sei mir von diesem, so wie von den Bergriesen der Jungfrau wie des Mönches, und von den Gletschern bei Grindelwald schon bei meiner Wiege gesungen worden, so lebendig hatte sich mir Alles, was ich bei mei-

nem großen Appetit nach Reisebeschreibungen von frühester Jugend an über diese Gegenden gelesen, zu einem feststehenden inneren Bilde gestaltet. Noch am Abende gingen wir von dem Gasthause zu Lauterbrunnen hinaufwärts im Thale, erhoben unser Haupt zur Hinaufsicht nach den beschneiten Gipfeln des Eiger und seiner Nachbarn. Bei'm Abendessen im Gasthause fanden wir eine sehr vornehme und gelehrte Gesellschaft, unter ihr den berühmten Geschichtsforscher Professor Arnold Heeren aus Göttingen. Ich hatte in jüngeren Jahren die Schriften dieses Mannes mit großer Theilnahme gelesen, hätte gern, als dankbarer Schüler, ein Gespräch mit ihm angeknüpft, aber ich bedachte, daß zwischen einem großen Göttinger und einem kleinen Erlanger oder Nürnberger Namen wohl eine weite Strecke Weges innen liegen möchte, und der mir ehrenwerthe Mann schien mir auch zu müde von der Reise, um noch ein Brosamlein seines Gespräches mit einer adlichen Familie, deren Begleiter er war, auch für uns Andere vom Tische fallen zu lassen. Deshalb blieb ich gerne ein stiller Nachbar.

Der Staubbach, von der Morgensonne beleuchtet, war wohl am anderen Morgen unseres ersten Besuches werth. Hätte ihn freilich fast noch lieber dort oben sehen mögen, wo er sich noch als kräftiger Bach, im Angesichte der nahen Bergriesen, aus der Höhe von 900 Fuß herunterstürzt, als da unten, wo er, der tiefgefallene, zu einem staubartigen Nebel wird. Weiter hinauf im Thale hätte es auch noch Vieles zu sehen gegeben, doch mußten wir uns für dieses Mal mit einer kurzen Wanderung begnügen. Auf den jetzt durch Gletschereis versperrten Paß, in dessen vormaligen Alpenwiesen mit den vorüberziehenden Saumrossen zugleich die hier ansässigen, zuletzt lebendig unter dem Eise begrabenen Murmelthiere ihre Weide fanden, hatten wir von der Wenger-

alp hinüber eine theilweise Aussicht; der Wunsch, daß ich doch auch einmal dort jenseits des Passes das Walliser Rhonethal sehen möchte, ist mir erst acht Jahre nachher in Erfüllung gegangen.

In Lauterbrunnen wurde uns abgerathen, den Bergsteig über die Wengeralp und die kleine Scheidegg nach Grindelwald zu gehen. Denn diese Höhen seien hoch mit dem neulich gefallenen, in diesem Jahre nicht mehr hinwegthauenden Schnee bedeckt; kein Saumroß, noch weniger ein Mensch habe seit dem letzten Schneefalle dahin die Bahn gebrochen; die Sennhütten auf den Höhen wären von ihren Bewohnern verlassen. Dennoch fanden wir einen Führer, der erst vor wenig Tagen sich über die kleine Scheidegg Bahn gemacht hatte nach Grindelwald, und nach seiner Versicherung seien die Spuren seiner Füße nicht die einzigen im Schnee gewesen. Mich verlangte unbeschreiblich nach dem Genusse dieser Wanderung am Fuße der Jungfrau und des Hochrückens der Schweizeralpen hin; die liebe Hausfrau hätte Gelegenheit gefunden, auf dem Thalwege nach Grindelwald zu fahren, sie aber wies das alles von sich, „sie habe," sagte sie, „eben so wie wir Augen, die gerne etwas Erhabenes und Großes sähen, Füße, die eben so gut steigen könnten, als die Füße unserer jungen Reisegefährten; sie werde auch hier, wie beim Steigen vom Rigi hinab, ihrer Reisegesellschaft keine Beschwerde noch Schande machen."

Ich habe meinen Freund Spleiß, dessen ganzes Wesen zwar so oft in lebendiger Bewegung war, niemals so leicht beweglich und leiblich munter gesehen als auf diesem Wege, der freilich, was seinen erhabenen Naturreiz betrifft, ein königlicher Weg genannt werden mag. Es war, als hätte er dort auf den Höhen etwas von der Freudigkeit der

Gemsen angezogen. Unser Wirth in Lauterbrunnen, der gestern Abend mit schwarzem Frack, seidenen Strümpfen und Schuhen zur Tafel aufwartete, begegnete uns auf einer der nächsten Höhen in gar einfach ländlicher Tracht, tragend in dem Reff auf seinem Rücken einen riesenhaften Käse. Ihm rief Spleiß einen sinnvoll scherzenden Gruß zu, dessen Sinn sich auf den Hang der Schweiz zum Gelde bezog. Denn es war in dem Hause jenes guten Mannes etwas theuer gewesen, aber das Volk im Thale ist dürftig, lebt fast vorzugsweise vom Besuche der Fremden. Gott gesegne den armen Leuten ihren Gewinn! Nun, Spleiß dachte eben so, erinnerte jedoch zugleich an einen anderen vormaligen Reichthum und Besitz der Schweiz, der jetzt in's Abnehmen gekommen und dennoch besser sei, als der Besitz der alten Thaler und Louisdore in den Kisten und Kästen. Heiterer, fröhlicher Laune fuhr er aber, nach dieser Begrüßung im Vorbeigehen, fort, uns aus der Geschichte der Natur so wie des Volkes seiner vaterländischen Alpen allerhand, Scherzhaftes und Ernsthaftes, zu erzählen. Er verglich unter Anderem die vormalige Einfalt der Sitten, den frommen genügsamen Sinn der Gebirgsbewohner mit dem, der jetzt in's Land eingeschlichen sei, vornämlich durch den Besuch der Fremden, welche so vieles Geld sehen lassen, daß es zum Mitbesitze lockt. Auch ich konnte zu dem Bilde der alten Zustände, das Spleiß entwarf, einige Züge hinzufügen, aus den Berichten eines Greises, den ich gekannt hatte, und welcher in seiner Jugend — wenn ich nicht irre, als Sammler von Arzneigewächsen für die Apotheke des Hallischen Waisenhauses und zugleich mit Arzneien — in diese Hochgebirge gekommen war. Damals fand man in den Häusern mancher auch der wohlbemittelten Heerdenbesitzer des Gebirges noch keine Teller. Die Stelle von

diesen vertraten die tellerförmigen Eintiefungen in die dicke Platte des hölzernen Tisches; aus diesen aß man mit dem hölzernen Löffel seine Suppe, genoß das Fleisch, durfte sich dabei wahrhaft an der musterhaften Aufmerksamkeit erfreuen, mit welcher solche einfache Hausgeräthschaften gereinigt und sauber gehalten wurden, noch mehr aber an der Reinheit der Sitten dieses Volkes, welches, unbekannt mit dem Fremden, nur vom nahen Quell und dem Ertrage der eigenen Heerde sich nährte, durch den Fleiß der eigenen Hände sich kleidete. Was damals in der Welt geschah: von den Kriegsthaten Friedrichs des Großen und seinem Ruhme, wußten diese Hirten nichts, wohl aber von Dem, was Gott an den Menschen gethan. Denn die Unterhaltung mit und aus Gottes Wort war ihnen die liebste, und nach einer Bibel aus dem Hallischen Waisenhause hielten sie eifrigere Nachfrage als nach den Arzneien aus der dortigen Apotheke.

Es war ein unvergleichlich schöner Herbsttag; selbst in der Nähe der Schneefelder wehte eine milde Luft. Da vor uns lag die Jungfrau in ihr reines Weiß gekleidet und neben ihr die anderen hochragenden Zeugen der Macht aus der Höhe. Als der Lufthauch, der von Süden her über die Gebirge fuhr, wärmer wurde, lautete es wie ein ferner Donner. Es waren Lawinen, welche die Jungfrau von ihrer Höhe herabrollte in ein fernes Thal und bald sahen wir es auch mit unseren Augen, wie sich von der uns zugekehrten Seite des Berges eine und die andere Hochwand des Schnees ablöste und mit den Massen der tieferen Lagen sich hinabriß in das Thal, das zwischen uns und dem Fuße der Jungfrau sich hinzog. Zuerst nahm das Auge solche mächtige Bewegungen wahr, dann hörte

das Ohr den donnernden Hall und ein kalter Windstoß eilte an uns vorbei.

In einer von ihren Bewohnern verlassenen Sennhütte hielten wir von dem mitgenommenen Vorrathe des Brodes und seinen Zuthaten ein mäßiges Mittagsmahl. War es uns doch, als ob in dem Wasser des benachbarten Brunnens ein flüchtiger, anregender Geist sei, wie etwa sonst in geistigen Getränken. Spleiß nahm während des Essens das vorhin abgebrochene Gespräch auf. Im vorigen Jahrhunderte, so erzählte er, stieß das Wasser, das unter einem der Gletscher dort in dem benachbarten Thale hervorkommt, den Körper eines wahrscheinlich in einer der Spalten des Eises verunglückten Mannes hervor. Es war ein Greis mit silberweißem Haare und langem Barte, in einer Tracht, von welcher auch die ältesten Leute des Gebirges nichts Aehnliches gesehen. Keine Kunde aus den Tagen der Väter, kein Kirchenbuch wußte von dem Genossen einer vielleicht Jahrhunderte alten Zeit, aber der Leib war unten in dem mächtigen Eiskeller frisch geblieben. „Ich wollte, ich hätte ihm, dort auf dem Kirchhofe zu Grindelwald oder wo es sonst war, die Leichenpredigt halten dürfen. Ich hätte den Leichnam selber aufgerufen zum Zeugen jener Zeiten, da die Stimme der Boten, welche Frieden verkünden, zuerst in diesen Bergen gehört wurde; an die Zeiten, da das Volk die Ohren und Herzen der Predigt vom Glauben aufthat und in der Kraft dieses Glaubens zu einer Gemeinde Gottes sich erbaute, von welcher wohl noch viel andere und höhere Heldentugenden und Heldenthaten zu rühmen wären, als die der Freiheitskriege sind.“ — „Nun der Frost des Eiskellers, obgleich er dem Leben des Alten ein Ende machte, hat dennoch zur Erhaltung des

todten Leichnams seine guten Dienste gethan. Es gibt aber hie und da in unserer Schweiz ein geistig Altes, das auch im härtesten Froste nicht sterben kann, denn es ist nicht von sterblicher Natur. Und wenn dieses auch, wie der zusammengefrorene Mann aus dem längst vergangenen Jahrhunderte in unbekannter Tracht vor den Augen der jetzt lebenden Menge daliegen sollte, so ist es doch nicht todt, sondern nur entschlafen, und der Langschläfer wird wieder erwachen und die Stimme hören."

Wir hatten auf der ersten Hälfte unseres Weges nur wenig Schnee gefunden, auf der zweiten lag er häufiger und höher. Doch war der Steig, näher gegen Grindelwald hin, ziemlich gebahnt und gangbar. Die Alpen zu unserer Seite: der Eiger und Mettenberg gaben uns jetzt ein anderes Schauspiel als das der Lawinen gewesen war. Aus ihren tiefen Schluchten stiegen Dämpfe herauf, wie aus dem Körper eines heftig gejagten, vom Laufe erhitzten Rosses. Da kocht uns ein Regen auf, sagte Spleiß, als die ansteigenden Dampfsäulen nach oben hin immer mächtiger zusammenflossen und als dichtes Nebelgewölk die Berghäupter bedeckten. — Bald hatte sich der ganze Himmel getrübt. Doch sahen wir noch heute den herrlichen Gletscher; unter den vielen, die ich auf späteren Reisen gesehen und zum Theil auch bestiegen, mir der erste, wenn auch nicht der größte.

Im Gasthofe zu Grindelwald fanden wir schon die Gesellschaft aus dem nördlichen Deutschland, mit der wir am gestrigen Abende in Lauterbrunnen zusammentrafen. Sie waren die Straße, den Thälern entlang, gefahren, hatten die Reise freilich bequemer gemacht als wir. Dennoch triumphirte unsere Reisegefährtin über den wohlgelungenen Sieg unserer Füße über die Mühe des Steigens, denn

wir hatten durch diesen Sieg eine Ausbeute der Erinnerungen gewonnen an die Herrlichkeiten und Mächte der Natur, deren Schatz uns für das ganze Leben geblieben ist. Was wir heute empfanden, das sind Psalmen und Lobgesänge, deren Harmonieen im Geiste nachtönen, bis an's Ende seiner Pilgerschaft.

Der mächtige Rauch, der gestern gegen Abend aus den Schluchten der Berge heraufstieg, war nicht ohne Bedeutung gewesen; es hatte sich aus ihm nicht zwar wie aus anderem Rauche ein leuchtendes Feuer, wohl aber ein dunkles Regengewölk entwickelt, aus dem sich während der Nacht und noch am Morgen des 26. September das Wasser mächtig ergoß. Die Reisenden aus Norddeutschland, nachdem sie vergeblich auf besseres Wetter gewartet, waren fortgefahren, wir aber, nachdem wir zwar auch lange, doch nicht vergeblich auf den Dorfschuhmacher gewartet, mit welchem einer unserer jungen Begleiter ein nothwendiges Geschäft hatte, beschlossen auch, lieber in und durch den Regen hurtig fortzuschreiten, als aus den Fenstern des unheimlichen Gasthauses in ihn hineinzublicken. Wir nahmen deshalb Abschied von unserem, weniger zwar für das Herz als für unsere Tasche „theuren" Wirthe und zogen freudigen Muthes durch das Thal der wilden Lütschinen hinunter, das bei dem heutigen Wetter von ganz schaurigem Aussehen war. Wie kann sich doch das Lieblichste und Herrlichste, wie kann sich unserer Augen schönste Lust in eine Schreckgestalt verwandeln, wenn die liebe Sonne, die es beleuchtete, ihren Schein verhüllt.

Uns aber entzog die Sonne nicht sehr lange ihren Schein, bald nach Mittag brach dieser durch das Nebelgewölk, das seines Weges weiter über die Gebirge zog. Als wir am Nachmittag den Weg von Interlaken nach dem

Thunersee hinabgingen und dann in einem Fischerkahne über den See hinfuhren, da standen uns noch einmal dort im Osten das Wetterhorn und das Finsteraarhorn vor Augen, angethan mit ihren weißen Kleidern, hell gemacht vom Lichte der Sonne, gleich Anbetenden aus der Schaar der Aeltesten. Bald sollten wir jetzt scheiden aus der Nähe dieser Urväter der Berge; nur noch einmal in Bern ihren Anblick aus der Ferne genießen. Doch hätte das Hinscheiden uns bald noch ein bedenklicheres werden können, als in der Nähe von Thun beim Einbruche der Nacht ein großes Fahrzeug so heftig auf unseren kleinen Kahn stieß, daß dieser dem Zusammenkrachen und Sinken ziemlich nahe kam.

Das Ausruhen und die Gespräche auf unserem Zimmer im Gasthause zu Thun haben in meiner Erinnerung ein ganz besonders wohlthuendes Gefühl zurückgelassen, ohne daß ich zu sagen vermöchte, von was an diesem Abende eigentlich die Rede war. Es mag sein, daß die dunkle Erinnerung an die eben überstandene, schnell vorbeigegangene Gefahr auf dem Wasser, dem bürgerlich bequemen Gastzimmer und dem sicheren Beisammensitzen noch einen besonderen Reiz hinzuthat, doch beruhte das wohlthuende Gefühl mehr noch auf einem anderen Grunde. Man fand sich da nicht nur zwischen festen, sicheren Wänden, die kein fremdes Schiff umstoßen kann, sondern zwischen Menschenseelen, die in ihrem Inneren unbewegt und sicher sind, weil ihr Hoffen und Begehren und all' ihr Thun auf ewig festem Boden steht.

Wie dieser kräftige Halt der Persönlichkeit einem Menschen so besondere innere Macht über andere Menschen gebe (m. v. S. 358), das konnte ich am anderen Tage auf unserer Wanderung von Thun nach Bern wahrnehmen. In einem Wirthshause, darin wir still hielten, sprach

Spleiß über Dinge, die uns und ihm am nächsten, anderen Leuten aber in der Regel ziemlich fern lagen; er hatte noch nicht lang gesprochen, da wurden die Anwesenden im Zimmer aufmerksam, hörten mit ehrerbietiger Theilnahme ihm zu. Eine Jungfrau, wie es schien, die Tochter des Wirthes, stellte sich, eifrig aufhorchend, ihm gegenüber, er fragte sie nach ihrem Taufnamen, und dieser (Katharina), durch seine Bedeutung an rein und Reinheit erinnernd, gab ihm Veranlassung, von Dem zu zeugen, was die Reinheit sei, und woher allein sie draußen in der äußeren Natur, so wie im Inneren des Menschen, komme. Es waren Worte, die, wie man wohl bemerken konnte, nicht bloß der Hörerin, sondern auch Anderen kräftig zu Gemüth gingen. — Ein merkwürdiger Mann, dieser Spleiß. Eine innere Majestät, welche verborgen in einem Incognito durch die Welt ging, so unscheinbar und werthlos von Aussehen, als ein Stücklein eisenhaltiger Thon, darin ein Edelstein eingewachsen ist.

Da lag denn das schöne, mächtige Bern vor uns. Außen vor der Stadt, bei einem Wäldchen, war die vermuthliche Stelle, an der sich ein unglücklicher Fremdling, den ich nahe kannte, mehrere Jahre vorher das Leben nahm. Der Boden seines äußeren Wohlstandes daheim war zusammengebrochen und das innere Wohlbefinden ruhte auf keinem festen Grunde. Hätte er hier einen Mann gefunden, der auf so sicherem Grunde und Boden stand, wie unser Reisegefährte aus Schaffhausen, der hätte ihm wohl die Hand gereicht und ihn kräftig herausgezogen aus der Fluth der verzweifelten Sorgen an's feste Land.

Bern würde überall, wo es stände, einen ehrenvollen Rang unter anderen Städten eines Landes einnehmen, denn es ist von stattlicher Bauart und schmuckem Aussehen.

Mehr aber noch als die Kunst seiner Erbauer hat die Natur an ihm gethan, denn von solcher erhaben schönen Lage wie Bern sind nur wenige Städte in Europa. Wenn man sich schon mit Wohlgefallen durch die breiten Straßen ergangen hat, deren Häusern die Arkaden zur besonderen Zierde und Bequemlichkeit dienen, und man tritt dann hinaus auf die Plattform am Münsterplatze, da weiß man nicht, wohin man zuerst und vorzugsweise den Blick wenden soll, ob auf das alterthümlich prachtvolle Gebäude des Münsters oder auf die Herrlichkeiten der majestätisch schönen Welt, die hier nah und fern vor Augen liegt. Unten am Fuße des felsigen Hügels rauscht der Fluß vorbei, der nicht mit Unrecht den Namen des Adlers: Aar führt, denn sein Quell ist bei dem Horst der Adler, deren Schwungkraft er mit sich von der Höhe der Alpen herabbringt, wenn er selbst noch hier unten bei Bern, gleich dem Adler, der auf seine Beute fällt, sich von einer Höhe seines Felsenbettes hinabstürzt in die Tiefe*). Und von dem Fernblicke auf die Kette der Alpen, den man dort auf dem Münsterplatze von Bern genießt, geht eine Kraft aus, durch welche selbst das Gemüth eines Alten wieder jung wird, wie ein Adler.

Hier aber auf der Plattform vor dem Münster nicht allein, sondern im Münster selber; auf den Höhen der Aargletscher, die sein Fuß erstiegen, nicht allein, sondern auf den noch erhabeneren Höhen, zu denen sein Gemüth sich aufschwang, hat ein Geist den Adlerflug gelernt, der wie ein Aar unter den anderen Geistern seines Jahrhunderts durch die Zeit zur Ewigkeit gezogen ist: der große

---

*) Der Wasserfall der Aar bei Bern erinnert, nach einem freilich kleineren Maaßstabe der Höhe, an den Rheinfall bei Schaffhausen.

Albrecht von Haller. Wie hatte mich schon als Jüngling der Aufblick zu diesem mächtig hohen Vorbilde so erhoben und zum Nacheifern bewegt! Mag es sein, daß ein junges Windspiel vergeblich der Schwalbe nachläuft, die vor ihm nahe am Boden dahinschwebt; er wird sie nie erreichen, aber die Schnelle seiner Füße wird im Versuch des ungleichen Wettlaufes bekräftigt. Die Gaben, welche die Menschen empfangen, sind nach ihrem Maaße unendlich weit verschieden; der freundliche Geber aber, von dem sie kommen, ist und bleibt für Alle Derselbe in Zeit und Ewigkeit. So wie ich es fünfzehn Jahre nachher bei meiner mir unvergeßlich werthen Reise nach Holland gethan, als ich in Leyden all' den nachgelassenen Spuren von Boerhave's Wirksamkeit nachging, so that ich es hier in Bern mit all' den Erinnerungszeichen an den preiswürdigen Sohn und Bürger dieser Stadt, welcher im Reiche des Geistes höher noch dasteht, als der vielbesungene, heldenkräftige Dietrich von Bern im Reiche der Welt. Da sieht man noch das von Haller begründete Waisenhaus. Möge es im Andenken an das Wesen und Thun seines Stifters in vielen Seelen den Gedanken wecken an Das, was der Zustand der hilfsbedürftigen Verwaisung nicht blos in leiblicher, sondern in geistiger Hinsicht sei, und mit den Gedanken zugleich das Verlangen: den vaterlos Herumirrenden das Brod und sicher Obdach wieder zu geben, dessen sie bedürfen.

Bern hat es freilich im Besitze seines großen Gebietes und seiner Herrschaft über das nachbarliche Hochgebirge leicht gehabt, reich zu werden an gesammelten Gütern, namentlich an denen der schweizerischen Natur. Ueber dem Beschauen selbst schon der riesengroßen Bergkrystalle vergaß ich es fast, unter den auserlesenen, alten wie neuen

Werken der Bibliothek mich umzusehen. In der schon damals sehr reichen Gallerie der vaterländischen Naturgeschichte, welche sich achtzehn Jahre vorher (1802) begründet hatte, fühlt sich der Freund der Natur, der aus dem niederen Lande hieher kommt, von der Betrachtung der irdisch hochgeborenen Thier= und Pflanzenwelt der Alpen so hingenommen, daß er sich wenigstens für etliche Tage wo nicht eine Hütte, doch ein Wanderzelt dabei aufschlagen möchte.

Einige mir sehr werthe Männer, welche ich in Freiberg als Mitgenossen der Werner'schen Schule hatte kennen gelernt, waren nicht in Bern anwesend, sondern, ich weiß nicht mehr wohin? verreist. Unter ihnen nenne ich den edlen v. Tscharner. Zu neuen Bekanntschaften blieb uns keine Zeit, denn namentlich Spleiß war durch die Pflichten seines Amtes zur Eile getrieben.

28. Basel.

Von Bern bis nach Solothurn zu Fuße, von da, mit Spleiß zusammen in einem Fuhrwerke reisten wir am Michaelistage (1820) nach Basel. Außer uns dreien hatten noch zwei „Europäer" (nach S. 265) ihren Sitz in unserem schwerfälligen Fuhrwerke genommen, davon der eine, aus der französischen Schweiz, an unseren deutschen Gesprächen, weil er sie nicht verstand, keinen Theil nahm und deshalb auch weniger sie störte, als der andere, der ein junger deutscher Gelehrter von ordinär=europäischer Gesinnung und Gesittung war. Aber die Straße über den Jura und der sehr gemäßigte Schritt unserer Pferde gab uns Gelegenheit, gar oft und viel die Berge hinan und selbst auf ebenem Boden zu Fuße zu gehen, da konnten

wir ungestört bald an dieser bald an jener leiblichen wie geistigen Aussicht uns ergötzen. Die leibliche Aussicht in die Nähe wie in die Ferne, die wir, namentlich auf der Höhe des Hauensteins, genossen, war allerdings der näheren Beachtung würdig. Die Umrisse des gäh aus der Ebene ansteigenden, wie in scharfer Giebelform auslaufenden Gebirges sind von anderer Art als die der urgebirglichen Alpen, deren Reihen mit ihren weißen Scheiteln sich nun fern von uns in Süden hinzogen. Das übermächtig Hohe hat sich hier schon mehr zum menschlichen Verkehre herabgelassen; diese Berge mit ihren zackigen Felsengestalten, Höhlen und engen Schluchten sprachen auch uns heimathlicher noch als die Alpen an, denn sie erinnerten uns sehr an die Berge bei Muggendorf und Streitberg. Das Läuten der Glocken zum heutigen Festtage, das aus den Thälern und von mancher der Höhen sich vernehmen ließ, das fröhliche Volk, das uns auf unserem Wege begegnete, zusammen mit der wohlthuenden Milde des heiteren Herbsttages stimmten das Herz zur Fröhlichkeit. Im Vergleiche mit den Hochalpen erscheinen diese Berge von zweitem Range wie ein glücklicher Mittelstand, gegenüber den Thronen und Mächten, die über dem alltäglichen Verkehre des bürgerlichen Lebens erhaben stehen. Wenn aber der eigenthümliche Reiz, den jene menschlich heimathlichen Höhen in sich tragen, in deren Gebüschen die Nachtigall singt, an die Weihe des Dichters, so mahnen die Alpen, auf denen der Adler horstet, an die Salbung des Propheten, der mit eröffnetem Blicke die Vergangenheit und ferne Zukunft der Wege Gottes schaut.

Eine Stimmung zu solchen Gedanken, wie das Verweilen in den Hochalpen sie anregt, hatte wohl mein Reisegefährte Spleiß mit sich hiehergebracht in das niederere

Land. Nach seiner Weise spann er, wie eine kunstfertige Spinne, den Faden seines Gespräches an etwas heute von uns Gesehenes an; erinnerte an die volksthümlich mittelalterlichen Bildnisse des Erzengels Michael und des von ihm besiegten Drachens, die wir am Morgen des heutigen Michaelisfestes zu Solothurn auf einer Plattform des alten, prachtvollen Thurmes ausgestellt sahen und gab dann allmälig dem fast scherzhaft lautenden Anfange eine ernste Wendung auf die Betrachtung jener geistigen Bilder, die uns das Buch der Verheißungen darstellt, von den auch uns näher rückenden Kämpfen des Lichtes mit der Finsterniß, so wie von dem endlichen Siege der Wahrheit über die Lüge. Es gilt Ernst bei solchem Kampfe, sagte er. Was aber ein bis zum Tode freudiger Muth vermöge, das haben dort bei Basel die 1600 Männer erwiesen, als sie, bei St. Jacob am 25. Aug. 1344 dem fast 20mal stärkeren, wohlgerüsteten Feinde durch ihre löwenmüthige Todesverachtung einen Schrecken einjagten, der von nachhaltigerer Wirkung war, als ein erkämpfter Sieg. Und doch ward dort, bei St. Jacob an der Birs, nur um eine menschlich gut erscheinende Sache gekämpft; freudiger noch und kräftiger muß der Muth sein im Kampfe um ein göttlich Gutes, ewig Wahres.

Der Franzose, der mit uns fuhr, hatte auf dem ganzen Wege kein deutsches Wort gesprochen, als wir aber, noch ziemlich zeitig am Nachmittag, von dem Hügel herab Basel vor uns liegen sahen, da rief er fröhlich: „Bale da ist." Vielleicht erwartete ihn in der Stadt Etwas, das ihn so heiter stimmte, und mir ging es nicht anders, ich hatte mich längst auf dieses Ziel der diesmaligen Reise gefreut, das ja schon dem Knaben und Jüngling, wenn er die alte

„Basler Chronik von Wurstisen“ las, als ein höchst ehren- und beachtenswerthes erscheinen mußte.

Ich kann dem Drange nicht widerstehen, hier mit wenig Zügen den Eindruck zu beschreiben, den mir mein erster Besuch in Basel in der Erinnerung zurückließ. Wohl mag schon der Name der Stadt, wie der Chronikenschreiber sagt, deutschen Ursprunges sein, und nach der alten und unsicheren Rechtschreibung stammverwandt mit dem Worte Paß. Denn wie ein Paß über das Gebirge jene Richtung nimmt, welche am meisten durch die Natur angebahnt ist, so hatte man zur Ueberfahrt, zum Paß über den Rhein, die Gegend von Basel gewählt, weil der Fluß hier durch seinen ruhigeren Lauf und die Gestalt seiner Ufer mehr denn anderswo den Verkehr zwischen dem südlichen und westlichen, dem nördlichen, sowie östlichen Landstriche erleichterte. Ein Gut vor allen, unentbehrlich im leiblichen Haushalt des Menschen, scheint es gewesen zu sein, das auf diesem Wege aus dem Lande der Burgundionen, dem jenseits wohnenden Volke zugeführt wurde: das Salz*). War es doch, als sollte schon in diesen ersten Zügen der äußeren Geschichte von Basel vorbildlich auch der Verlauf und die Entwickelung der inneren und die künftige geistige Bestimmung der Stadt angedeutet werden. Der Same des alten deutschen Ursprunges hat sich nicht nur im Namen, sondern mit seltener Aechtheit in dem Geiste und Wesen von Basel erhalten. Der deutsche Heinrich I., von 924 bis 33, hat auf den Trümmerhaufen und der Asche, welche das heidnische Barbarenheer aus Ungarn von der früheren Ortschaft zurückgelassen, die eigentliche mit Mauern umgebene Stadt erbaut, welcher Kaiser Heinrich II.

*) M. v. d. Basler Chronik von Wurstisen S. LXXVI.

86 Jahre nachher durch den herrlichen Bau des Münsters ihre bedeutungsvollste Zierde gab. Basel hat seine Bestimmung als Paß und Vermittler, dem Verkehre der Völker zu dienen, in einem von Jahrhundert zu Jahrhundert gesteigerten Maße, nicht allein in leiblicher, sondern auch in geistiger Weise fleißig erfüllt .Das thatkräftige, unternehmende Volk seiner Bewohner hat zu diesem Geschäfte nicht mehr der Fischerboote, die über den Rhein führten, noch des bewundernswürdigen Baues der 715 Fuß langen Brücke bedurft, die seit 1226 die beiden Ufer verbindet, sondern nur jenes ehrenhaften Vertrauens, das sein Name im Handel wie im Wandel bei den Nachbarn wie in fernen Ländern sich erwarb. Auf diesem guten, festen Grunde beruht der äußere Wohlstand seiner Bürger, welcher sich weniger durch äußeren Prunk an Einzelnen als durch kräftiges Wirken Aller zum Besten des Gemeinwesens kund gibt. Schon in diesem Geiste eines bürgerlichen Gemeinsinnes, der an der Achtung von göttlicher wie menschlicher Ordnung sich festhält, wird das geistige Salz erkannt, welches wie das leibliche Salz dem äußeren, so dem inneren Menschen zur Gesundheit dient. Und wie in ihrer ältesten Zeit die Stadt Basel eine Niederlage des irdischen Salzes gewesen, das von hier aus zu den Nachbarn ging, so ist sie dies in einem höheren Sinne geworden, als sie unter anderen in treuem, deutschen Sinne der tief gekränkten Ehre und Rechte des Kaisers Ludwig und seines Hauses (im J. 1348) gegen fremde Bosheit und Tücke sich ernstlich annahm. Das, was damals der Bürgermeister der Stadt freimüthig gegen die Gewalthaber aussprach, das war nicht blos im Namen seiner Gemeinde, sondern im besseren Sinne des ganzen deutschen Reiches gesprochen (Basler Chronik S. CLXVIII). Und wer möchte den Geist des

Ernstes und der Wahrheitsliebe, wer könnte die Kraft des geistigen Salzes verkennen, die sich in der Kirchenversammlung zu Basel (1433, 34 u. f.) kund gab. Bei solcher und vielen anderen Gelegenheiten ist von dieser Stadt das geistige Salz, das Wort der Wahrheit und sein Bekenntniß reichlich ausgeführt worden in andere Lande. Ist sie doch auch nächst Halle die erste Stadt auf dem Continent gewesen, die des Werkes der Bibelverbreitung sich ernstlich annahm.

Allerdings hat auch eine Zucht des göttlichen Ernstes und zugleich der erhaltenden schützenden Vorsehung über dieser Stadt und ihren Bewohnern so augenfällig gewaltet, wie über wenig anderen noch fortbestehenden Städten. Denn welche von diesen ist so oft und hart von Schrecknissen der Natur, von Erdbeben, Wasser- und Feuersnoth, von der schädlichen Pestilenz, von dem Vernichtung drohenden Feindesschwerte heimgesucht worden, als Basel. Namentlich als in den Jahren 1348, 49 die pestartige Seuche von Osten her über viele Länder von Europa ging, da hat sie hier, im Winkel des Rheinlaufes, in so furchtbarer Weise sich niedergelassen, daß allein in Basel 14000 Menschen dahinstarben und von einem Ende der Stadt zum anderen nur drei Ehen vom Tode ungeschieden blieben. Und gleich als ob selbst die Erde, darin die Gestorbenen ruheten, den Ueberlebenden ferner keine Ruhe gewähren wollte, schreckte diese wenig Jahre nachher (am 18. Oktober 1356 des Nachts) ein Erdbeben von ihren Ruhelagern auf, unter dessen wiederholten Stößen die Häuser, die Mauern mit ihren Zinnen und Thürmen und selbst einige der Kirchen zusammenstürzten. Nur die Münsterkirche zeigte sich von so fester Bauart, daß bloß ein Theil des Chors und der Fronaltar Beschädigung erlitten. Zu

dem Schrecken, den das Erdbeben erregte, kam noch der des Feuers, das unter den Trümmern der Häuser ausgebrochen war und einen Theil der darunter begrabenen Habe verzehrte. Von den Bewohnern, die sich hierauf in's Freie oder auf den St. Petersplatz flüchten wollten, waren Viele durch die stürzenden Mauern erschlagen worden, und als andere mit dem Leben Gerettete in die Stadt zurückkehrten, da fanden sie außer dem feststehenden Wahrzeichen derselben: außer dem ehrwürdigen Münster, nur noch etwa 100 Häuser unversehrt. Seitdem haben sich die Anfälle der pestartigen Seuche so oft wiederholt, daß man derselben auswärts den Namen: Basler Tod gegeben und auch die Erdstöße, so wie Theuerung, Hungersnoth, feindliche Gewaltthat und innere Ruhestörungen erinnerten die Bürger der guten Stadt öfters an die Unsicherheit des Erdenlebens und aller seiner Güter, so wie an den Unbestand jenes äußeren Friedens, den die Welt geben und nehmen kann.

Aber unter all' den äußeren Wechseln und Heimsuchungen ist das geistige Salz, das dieser Stadt verliehen war, nicht verdorben und dummig geworden, dieses bezeugt noch fortwährend der herrschende Sinn ihrer Bewohner. Selbst das Aussehen der reinlichen, nicht prunkhaft, doch wohlgebauten Stadt erinnerte mich sehr an mein altes Nürnberg, und unter den Bürgern in Basel ist es mir in gleicher Weise heimathlich und wohl geworden, wie früher unter den alten, damals schon meist zur Ruhe gegangenen Freunden in Nürnberg.

Dieses Gefühl eines heimathlichen Wohlseins wandelte mich schon am ersten Abende meines Aufenthaltes in Basel bei einem Besuche im Missionshause an. Denn wie hätte man sich da unter den Jünglingen und Männern nicht

alsbald zu Hause finden sollen, die uns wie alten Freunden und Bekannten entgegen kamen, als Spleiß, der allerdings in diesem Hause ein alter Bekannter war, uns mit dem Losungsworte (der Parole) einführte, welches für uns Alle das gemeinsame war. Es ist eine eigene Sache um das schnelle Einverständniß und brüderliche Zusammenfinden solcher Seelen, wie die waren, die an jenem mir in der Erinnerung sehr werthen Abende in Basel zu einander kamen. Was ist denn das, was den Mond, was den schönen Morgenstern oder Abendstern, was den Jupiter und die anderen Gestirne, die mit unserer Erde um die gleiche Mitte des Himmelsraumes wandeln, zu einer Lust unserer Augen macht? Ist es der eigene Körper des Mondes oder des Morgensternes oder ist es nicht vielmehr und nur allein das Licht der Sonne, das all' diese Wandelsterne bestrahlt? Es könnte der Mond, es könnten der Morgenstern, Jupiter, Mars und Saturn am Himmel stehen, so wie sie für sich selber, ohne das Licht der Sonne sind, wir würden sie gar nicht einmal bemerken, denn sie wären unsichtbar für uns, wie der Neumond oder wie der Morgenstern, wenn er seine dunkle von der Sonne abgewendete Seite uns zukehrt. Das, was unseren Blick auf diese Mächte des Himmels hinzieht, und was unser Auge an ihnen erfreut, ist eben nichts Anderes, als das Licht der Sonne, das auch über unsere arme, für sich allein nächtlich dunkle Erde Licht und Wärme ausgießt, Leben und Freude weckt und erhält. Dieses geschieht so schon im Leben der Erde jener Menschenseelen, die nicht in einer geistig dunklen Tiefe, wie das Felsengestein in einer leiblichen verschlossen sind, sondern im Lichte leben und sich bewegen. In diesem Lichte sehen die Lebendigen eines das andere und nur das Licht ist es, das in den Augen des

einen geschaffenen Wesens den anderen ihre Gestalt und Schönheit gibt. Denn was wäre für uns ein Paradies, auf dem ein tiefes Dunkel der Nacht läge? Und so wird auch in der anderen Welt, da, wo das Urbild des Abbildes: der Glanz des erschaffenen Lichtes die seligen, aus diesem Lichte geborenen Geister bestrahlt, das ein Hochgenuß ihrer Seligkeit sein, daß einer im anderen den Abglanz Dessen erkennt und liebt, welchem sie Alle in ewiger Liebe vereint sind, weil er zuerst sie geliebt.

Ich habe öfters draußen auf dem Felde, wo das große Buch der Gleichnisse vor unseren Augen aufgeschlagen daliegt, einem Tagwerk zugesehen, das ein Haufe kleiner Thierlein, welche das Licht lieben, mit großem Eifer verrichtete. Es war das Tagwerk der fleißigen Ameisen, welche ihre in der Puppenhülle, gleichwie in Windeln liegenden Brüder und Schwestern aus dem Dunkel heraustrugen an's Tageslicht und an den Schein der Morgensonne. Die guten kleinen Thiere waren bei diesem Geschäfte so unermüdlich, daß sie sich durch nichts stören ließen, was um sie her vorging, es war, als sähen und hörten sie nichts von dem Bauernwagen, der wenig Schritte von ihrem Haufen entfernt in's Holz fuhr. Und ihre Arbeit war keine leichte. Denn die Last, die jede von ihnen aus den dunklen Kammern heraustrug in den Sonnenschein: das Gewicht einer jeden solchen Puppe oder eines sogenannten Eies betrug nicht weniger als das Gewicht der Trägerin selber, ja wohl noch mehr. Ich habe mich bei dem Anblicke dieser treuen Dienste des einen Thieres am anderen öfters verwundert und erfreut. Wäre es blos ein solches Geschäft des Mitleides, wie die Pflegerinnen der jungen Ameisenbrut drinnen in den Kammern ihres Baues verrichten, wenn die kleinen hungrigen Würmchen ihren

Mund nach Futter aufsperren und wenn dann ihre barmherzigen Schwestern ihnen den Mund füllen, dann möchte es weniger wunderbar erscheinen, als der noch gewaltigere Drang zu dem viel mühseligeren Geschäfte des Hinaustragens an die Sonne. Denn das kleine Würmchen oder Lärvchen kann den Mund doch bewegen und durch diese Regung sein Bedürfniß kund geben, die Puppe aber liegt bewegungslos wie ein Todtes da, kann das Bedürfniß nach dem lieben Sonnenscheine durch nichts kund geben. Ihre barmherzigen Schwestern aber kennen das Licht und seine belebende Kraft, sie haben Freude an dem Lichte und können diese Freude, wollen die Wärme und Leben weckende Kraft des Lichtes nicht allein genießen, denn alle, die in der kleinen Welt des Baues bei einander leben, sind ja Kinder der gleichen Mütter, Glieder einer Gemeinde, eines Stammes. Darum nehmen sich die lebendig Beweglichen so eifrig der im Todtenschlafe der Puppe beschlossenen Brüder und Schwestern an, um ihnen die Wohlthat des Lichtes zu gewähren, welches für sie ein höheres Gut ist, als die Speise. Und die Barmherzigkeit, selbst dieser kleinen, schwachen Thiere, achtet keiner Mühe, keiner Gefahr des Lebens. Wenn die Feinde kommen — etwa die Henne mit ihren Jungen, — um die Pflegerinnen sammt den Pfleglingen zu verschlingen, da fliehen jene nicht davon, verkriechen sich nicht in ihren Bau, der unter einem Felsensteine sicher liegt, sondern sie bleiben und suchen nur die Schutzlosen eilig vor den Feinden zu retten, — sie sind getreu bei ihrem Werke bis zum Tode.

Dieses Bild aus dem Buche der Gleichnisse fiel mir ein, als ich an jenem ersten Abende zu Basel im Missionshause war, welches damals unter der geistigen Pflege des ehrwürdigen Blumhardt stand. Alles, was man da

hörte und sah, das erinnerte an das ernste, schwere und doch so selige Tagwerk des Missionars: den Menschenseelen das geistige Licht und Leben zu bringen, die noch im Dunkel und Schatten des Todes sitzen. Die Zeit der Apostel, die späteren Zeiten der Heidenprediger, welche den Völkern den Frieden brachten, haben uns Vorbilder gelassen, von deren geistigem Annahen — in der lebendigen Erinnerung an sie — eine Wärme ausgeht, welche, wie die der Morgensonne in den Ameisen, ein Leben der Liebe weckt, das sich nicht unbezeugt lassen kann, sondern alsbald zur That wird. Unser Freund Spleiß wurde auch bei den Gesprächen dieser Abendstunde ganz besonders warm. Er beschrieb aus der Erfahrung seines eigenen inneren und äußeren Lebens die Schatten des geistigen Dunkels und Todes, in denen er sich während der Zeit seines Irregehens im heidnischen Aberglauben befunden habe. Wie jammervoll bang, wie leer, wie todtenstill habe er sich damals gefühlt und wie sei ihm geworden, als er an der Seite seines theuren, treuen Bruder Krafft aus dem Dunkel heraustrat. In solchen Tagen lerne man ganz verstehen die Worte des 126. Psalms: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, da werden wir sein wie die Träumenden, — da wird unsere Zunge voll Rühmens sein. Da wird man sagen unter den Heiden: der Herr hat Großes an ihnen gethan." Ja, auch die gefangen Gewesenen, wenn sie frei werden aus ihren Banden durch die Kraft Gottes, sollen gesegnete Boten des Friedens werden, in deren Thun und Wesen die Heiden erkennen müssen: der Herr hat Großes an ihnen gethan. Darum laßt uns nur recht frei werden von der Gefangenschaft der Finsterniß, in der wir von Natur Alle stecken. Wir kennen Den, welcher allein uns frei macht: Christum.

Es mögen noch Viele leben, denn ein großer Theil der Anwesenden waren Jünglinge, welche sich erinnern werden, wie bewegt Spleiß war, als er den Jammer seiner geistigen Gefangenschaft und mit wenig Worten den Frieden, und die Freuden seiner Errettung beschrieb und dabei seinen Freund Krafft als ein Werkzeug seiner Rettung nannte. Ich habe den merkwürdigen Mann niemals, habe auch wenig andere Menschen jemals so aus der Tiefe herauf bewegt gesehen, als er es heute war. Andere Male erinnerte mich sein eigenthümliches, leicht aufblitzendes Naturell an jene Höhen des Luftkreises, welche in heiteren, warmen Sommernächten von den Blitzen des Wetterleuchtens durchzuckt werden, von denen außer dem erkennenden Auge kein anderer Sinn etwas wahrnimmt; an diesem Abende aber glich die Erschütterung, von welcher sein ganzes Wesen ergriffen war, einem Gewitter, dessen Macht von allen Sinnen empfunden wird, das aber in einen wohlthuenden Regen sich auflöst. Anregend zur tiefsten Theilnahme und zugleich wohlthuend und erquickend waren die Selbstbekenntnisse, war die freudige Rührung des Mannes, die er wie ein Geretteter aus den Fluthen aussprach, wenn er sich aus dem zerbrochenen Fahrzeuge auf sicherem Lande findet. Eine solche, aus dem ganzen Menschen kommende Bewegung theilt sich in unwiderstehlicher Weise auch Anderen mit, und viele der damals Anwesenden werden das erfahren haben und bezeugen.

Was ich so eben berichtete, das waren etliche Züge aus der Geschichte einer oder etlicher Abendstunden, die ich im Missionshause zu Basel zubrachte. Aber dieses Haus selber hat eine mehr als 40jährige Geschichte, deren Züge aus mehr als einem Welttheile zusammengetragen werden könnten und auch bereits von guten, reinen Händen zu=

sammengetragen sind. Ich darf hier nur wie ein Wanderer, der vorübereilt, das Gesammtbild in's Auge fassen, das aus jenen vor den Augen der Welt daliegenden Zügen hervorgeht.

In der Schöpfung des Geistigen wie in der des Leiblichen wird aus Abend und Morgen immer und überall der neue Tag; aus Stunden der Angst wird das neue Leben; die wahre, dauernde Freude aus einem Schmerze der Creatur geboren. Man hat mit Recht in dem Kampfe des Befreiungskrieges unseres Volkes so wie selbst in der großen Noth der Theuerung, die im Jahre 1816 über die Länder und Völker von Europa kam, Weckstimmen erkannt, welche viele Seelen zur That des geistigen Lebens aufriefen. Auch die Begründung des Missionshauses zu Basel ist aus vielen Tagen und Stunden der Angst und Gefahren hervorgegangen. Die Festung Hüningen hatte sich seit länger als anderthalb hundert Jahren der guten, friedlichen Stadt gegenübergestellt, wie ein mächtiger Raubmörder, dessen Einbruch in jeder Stunde zu fürchten ist. Der Feind und Zerstörer des Friedens, Frankreichs König Ludwig XIV. hatte das Dorf Hüningen durch Ankauf an sich gebracht, aus welchem der berühmte Meister in solchen Werken: Vauban, die Festung erbaute, die durch ihre Lage und ihre Kanonen die Nachbarschaft von Basel so beherrschte, daß diese Stadt mit ihren Mauern und Gebäuden wie an dem Fuße eines Vulkanes da lag, der, wenn die Stunde seines Ausbruches kam, sie mit seinen Lavaströmen und Flammen vernichten konnte. Am nächsten und fast unvermeidlich erschien ein solcher Ausbruch während des letzten Kampfes, den Napoleon auf Leben und Tod mit den verbündeten Mächten zu bestehen hatte. „Da geschah es," so berichtet ein Zeuge aus jener Zeit, „daß unter den

zahllosen Völkerhorden, die von den Verbündeten gerufen, selbst aus dem inneren Asien zur Befreiung Deutschlands heranrückten, auch heidnische Tartaren und Kalmücken erschienen. Abtheilungen derselben konnte man im Jahre 1815 von Basel aus unter dem österreichischen Heere erblicken, welches die nahe gelegene französische Festung Hüningen belagerte, und etliche fromme Männer vereinigten sich zu dem Gelübde, ein Missionsseminar für eben diese Völker zu begründen, wenn der Herr es zuließe, daß Basel von den Kriegsverheerungen, welche furchtbar um die Stadt droheten, befreit bliebe. Hüningen (von den Oesterreichern erobert) sank in Asche und Basel blieb unbeschädigt. So wurde im Jahre 1815 der Grundstein zu dem Missionsinstitute gelegt *).

Man kann wohl sagen, daß für diesen folgenreichen geistigen Aufbau in Basel schon seit 30 Jahren die Stätte bereitet, und die Steine ganz zugerichtet waren, so daß man, wie dieses von dem großen erhabenen Vorbilde aller der kleineren Nachbilder von gleichem Namen gesagt ist, „keinen Hammer, noch Beil, noch irgend ein Eisenzeug im Bauen hörte" (1 Kön. C. 6 V. 7). Diese Vorarbeiten zum Baue waren auf einer Werkstätte geschehen, deren ich schon oben (Bd. II S. 384) erwähnt habe. Die Basler Sammlungen, welche seit 1786 bis zu unserer Zeit in 72 Jahrgängen von der Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden im Herzen und im Hause der Einzelnen so wie ganzer Völker gezeugt und für dieselbe gewirkt haben, sind eine dieser Werkstätten gewesen. Man pflegte vormals in den Beschreibungen der Städte Wahrzeichen von sinnlich bemerk-

*) M. v. die Missionsgeschichte und Missionsgeographie des Calwer Verlags 1846 S. 4.

barer Art anzugeben, durch welche jede einzelne Stadt sich vor anderen auszeichnete. Diese Wahrzeichen sind großentheils von vergänglicher Art gewesen: eine Feuersbrunst hat sie verzehrt, die Gebäude, an denen sie zu finden waren, sind vor Alter zusammengestürzt oder ein neuer Geschmack der Baukunst und Verzierungen hat sie verdrängt. Von höherem Werthe als solche todte Wahrzeichen der Städte sind schon jene lebenden, durch welche die Werkthätigkeit und besondere Geschicklichkeit ihrer Bewohner vor den Bewohnern anderer Städte sich auszeichnet. Ein solches Wahrzeichen möchte für Nürnberg die uralte Kunstfertigkeit der Messingarbeiten für den gewöhnlichen Haushalt, die Bereitung der feinen metallenen Saiten, ja selbst der Spielwaaren, sein, an denen die Kinderwelt vieler Völker und Länder sich vergnügt, so wie für Venedig die Glasperlen. Am höchsten jedoch stehen unter allen solchen Wahrzeichen der Städte jene geistigen, die nicht aus einer Geschicklichkeit der Hände ihrer Bewohner, sondern aus dem Grunde der Vielen gemeinsamen Gesinnung hervorgehen. Die Basler Sammlungen, so wie die Tausende der deutschen Bibeln, welche aus dieser Stadt ausgingen, sind ein bleibendes, fortwirkendes Wahrzeichen für dieselben gewesen und zu diesen beiden ist seit 40 Jahren das dritte: die Missionsschule getreten.

In den Werkstätten, darin eine Stadt jene Dinge fertigt, welche ihr in eben erwähnter Weise als Wahrzeichen vor anderen Städten dienen, sind gar viele Arbeiter. Das jüngere Geschlecht von diesen wird von den Alten zu dem Werke angeleitet und erzogen, und ohne solche Anleitung der Alten würde die eigenthümliche Kunstgeschicklichkeit sowie die Richtung derselben abnehmen und ersterben. Mehr aber noch als bei diesen leiblichen Werken sind für

einen gemeinsamen geistigen Aufbau jene alten Säulen nothwendig und förderlich, an die sich in unverrückbarer Festigkeit der Bauplan halten kann. Das sind die Männer von unwandelbar treuer Gesinnung, die der Herr des Baues selber dazu berufen und bereitet hat und ohne Aufhören mit seinem Rathe leitet. Solche alte Werkführer sind oft vor der Welt unscheinbare Leute, der Bauherr aber kennt sie und weiß sie täglich bei dem Werke zu brauchen: sie sind Gefäße und Träger des Geistes, aus dem dieses Werk hervorging, durch den es gefördert und erhalten wird.

Eine solche alte Säule des Glaubensmuthes und der Freudigkeit im Dienste seines Herrn steht in Basel da, und könnte wohl auch mit zu den Wahrzeichen der Stadt gezählt werden. Es ist ein Mann, der gern im Innern des Baues, von der Welt ungesehen und ungenannt, dastehen möchte, denn er weiß doch, daß ein anderes Auge auf ihn sieht. Er ist als Handlanger in seinen Dienst eingetreten und möchte nicht mehr heißen als ein Handlanger. Er wird mir aber doch erlauben, daß ich seinen Namen in brüderlicher Liebe nenne, denn wenn er von seinem Werke abgerufen wird, wenn er längst zu seiner Ruhe gegangen ist, da werden die Leute doch auch laut über ihn sprechen, sowie seinen Namen nennen und sie mögen das immer thun. Denn der Name Spittler ist ja nur der Incognitotitel, den die alte gute Säule unter den Menschen führt. Auf dieser werden einst andere Namen zu lesen sein als der irdische Tauf- und Zuname, vor allen der neue Name des Bauherrn selber und seines Baues, aus dem der Pfeiler ewig nicht mehr hinauskommen wird. (Apok. 3 V. 12.)

29. Ein Geselle des Handlangers.

Bei der ersten Anregung zur Gründung des Missionshauses war der alte gute Handlanger unermüdet thätig gewesen. Sein Geschäft für den Bau hat ihm aber niemals so viel eingetragen als bei einer Gelegenheit, deren ich hier besonders erwähnen will. Eines Abends, im Jahre 1818, kam ein Jüngling zu ihm, in dessen ganzem äußeren Wesen sich eine ungewöhnlich hohe feine Bildung, durch Blicke und Worte aber die Hoheit eines Ernstes und einer kindlichen Liebe aussprach, welcher kein Herz, das den Ausdruck verstand, widerstehen konnte. Der Jüngling hätte des Empfehlungsbriefes nicht bedurft, den er zu Spittler brachte. Doch ersah dieser aus dem Briefe, wo und woher der Ueberbringer sei. Ich berichte hier jedoch nicht nur Das, was der Brief enthielt, sondern Das, was der Ueberbringer desselben noch mündlich zur Ergänzung seines Inhaltes hinzufügte. Er war ein junger Graf aus Rußland, in der Welt hochgestellt durch seine Geburt, seinen ererbten Reichthum, seine durch Fleiß und Talent erworbene, gelehrte, so wie vielseitig allgemeine Bildung. Bald nach Vollendung der Universitätsjahre hatte der Jüngling in St. Petersburg eine ehrenvolle Anstellung als Collegien-Assessor im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten erhalten, welchem damals Capo d'Istria vorstand. Die Augen dieses Herrn Ministers sahen mit Wohlgefallen und großen Erwartungen auf den Jüngling und seine Gaben. Aber die Augen eines anderen, höheren Herrn waren auf ihn gerichtet; ein Zug der vorbereitenden Gnade hatte schon früher an seinem Herzen gewirkt, und dieses Herz nahm den Zug in sich auf und folgte ihm. In Dorpat, am Gymnasium, hatte der Rector Rosenberg, ein guter

Kantianer, ihn mit der Bibel bekannt gemacht und ihm das Lesen derselben empfohlen. Der Saame von göttlicher Herkunft war gut, der Boden aber bedurfte zur fruchtbaren Aufnahme noch eines Thaues, der es befeuchtete und erweichte. Denn der starke Sonnenschein, den der Glanz der Welt darauf fallen ließ, hatte eine Rinde gebildet, die zwar nicht von Stein, auch nicht sehr dick, dennoch der Aussaat hinderlich war. Wenn auch dem Kinde das Vermögen zum Stehen und Gehen aus dem Quell der inwohnenden Lebenskraft selber kommt, so bedarf es doch öfters einer hülfreichen Menschenhand, um an dieser sich aufzurichten vom Boden und die ersten Schritte zu versuchen. Auch dem Jüngling aus fernem Norden, ich will ihn hier bei seinem Namen nennen: dem Felician Zaremba erging es so; zu seinen ersten Schritten auf dem Wege seiner wunderbaren Wallfahrt bedurfte er einer ihn emporhebenden, führenden Menschenhand. Die Hinweisung auf diese helfende Hand kam ihm lange vorher, ehe er ihrer bedurfte, von einer unerwarteten Seite her. Der Schwager des Schulrektors in Dorpat, durch welchen er mit der Bibel bekannt wurde, war Secretär beim Censurgerichte, hatte in seinem Geschäfte gar manches Buch in die Hände bekommen und gelesen, unter anderen auch Jung Stilling's Schriften. Er sagte einmal zu Felician: wenn er in innere Unruhe und Noth käme, solle er Jung Stilling's Leben lesen, das würde ihm Licht und Ruhe geben. Der Jüngling merkte sich diese Worte und Jahre nachher erfuhr er, daß ihm die Weisung recht aus Gottes Hand gekommen sei.

Als er einst in Petersburg, uneingedenk der inneren Anregungen aus früher Jugend, und nur auf die äußere Gegenwart bedacht, auf der Straße geht, begegnet ihm ein lieber Freund, der ihm nicht blos die Jugendzeit, darin

beide sich gefunden, sondern auch die Anregungen, die ihm damals geworden, in Erinnerung bringt. Denn als er nach der herzlichen Begrüßung auf der Straße den Freund in seiner Wohnung besucht, findet er diesen eifrig in der Bibel lesen. Der Ermahnung des Jugendgenossen, daß doch auch er das Buch der Bücher wieder fleißiger lesen möge, folgt er gerne. Er liest und liest, aber es war, als ob die Geschäftigkeit des Tages, der Leichtsinn des geselligen Lebens, die scharfe Zugluft, die von der Nähe der Fürstenhöfe ausgeht, eine Eisdecke über sein Herz gezogen hätten, auf welche der Same des Wortes Gottes hinschlug und auf der er abglitt, wie die großen Regentropfen auf einem kupfernen Dache. Aber das Anschlagen that nicht wohl, es erregte Unruhe, Zweifel und Noth. Der Freund, der ihn zur Bibel hingewiesen, konnte dagegen keinen Rath schaffen, ihm ging es selber wie einem Menschen, der einen so leisen Schlaf hat, daß diesen das Auftreffen der Regentropfen auf das kupferne Dach beunruhigt und stört. Da fällt dem Felician das Mittel ein, das ihm der Censursekretär gegen solche innere Unruhe anempfohlen hatte; er findet im Buchladen Stilling's Leben und aus diesem Buche wehet ihn ein kühlender Hauch von Osten her an, der die unruhige Aufregung stillt. Das Herz wird ihm weich, die Eisrinde vergeht, der Saame des Wortes Gottes findet Zugang zu dem bereiten Boden. In Stilling's Umgebung wird ihm so wohl zu Muthe, als sei er im Hause eigener Eltern und Geschwister. Er liest noch viele andere Schriften aus dieser für ihn gesegneten Hand, das Gefühl seines Heimwehes wird immer stärker, er möchte aus dem unruhigen, schalen Treiben der Welt, die kaum mit der Zunge, noch weniger aber mit dem Herzen nach Gott fragt, hinaus, möchte unter Menschen kommen „die nach der Bibel leben;"

welche Gott und die Brüder von ganzer Seele lieben. In dem Lande dieser Leute wollte er gern, als der Geringsten einer, sei es als Schuster, als Schneider, als Schornsteinfeger oder im höchsten Falle als Schulmeister, als Krankenwärter dienen und sein Brod essen. Der Zug der Liebe nach einem Lande, nach einer Gemeinde der Gläubigen, in denen die Liebe lebt, wird immer unwiderstehlicher und mächtiger; er bricht durch alle bisherige Hemmungen und Bedenklichkeiten hindurch. Was fragt er nach äußerer Ehre und hohem Range, was fragt er nach seinem Vermögen, das seiner einzigen Schwester, das einigen seiner Verwandten sehr zu statten kommen kann; es gilt bei ihm: Alles dahingeben und Christo nachfolgen.

Mag der leichte Weltsinn über ein so thöricht scheinendes, jugendliches Beginnen lachen, das innere Gewicht, welches dieses in Bewegung setzte, war nicht leicht, sondern schwer. Wie das innere Eis vom Herzen, so war auch das äußere Eis auf dem Meere gebrochen, und gleich einem Flüchtlinge, doch mit ehrenvollem Abschluß seiner Dienstgeschäftigkeit durch Urlaub zu einer Reise in die Schweiz, besteigt er ein Schiff, das nach Deutschland, zunächst nach Lübeck, segelt. Von hier aus erst schreibt er den Verwandten und Freunden seinen eigentlichen ernsten Entschluß: seine bisherige Stellung für immer zu verlassen, allen Ansprüchen, die ihm Stand und Vaterland gaben, zu entsagen. Wie ein Sterbender vererbt er seine Güter, sein Vermögen, denn er geht einer anderen Aussicht entgegen.

Noch ist es ihm selber nicht klar, wohin er eigentlich gehen solle und wolle. Nur das eine Hoffen steht ihm fest und leuchtet ihm wie ein leitender Stern auf seinem Wege voran, daß Gott, der ein lebendiger Gott sei, wel-

cher dem Menschen das Verlangen, das nach Ihm fragt, in's Herz gibt, auch ihn, nach Seinem wunderbaren Rathe, zu dem Ziel- und Ruhepunkte seines Verlangens hinleiten, ihn zu Leuten führen werde, die nach der Bibel leben.

Die Lebendigen alle, „wenn sie der Odem des Herrn treibt" (Jesaj. 63 V. 14), folgen der Führung des bewußtlosen Naturdranges (Instinktes) ohne Aufenthalt, wie der Wandervogel, der über Land und Meer zieht. Auch der Geist des Menschen wird von jenem Odem des Herrn angeweht, wenn ihm die Stunde kommt, da der Winter vergangen, der Regen weg und dahin ist, die Turteltaube sich hören läßt im Lande. Wenn die Liebe, die sein ganzes Wesen dahinnahm, die Stimme des Freundes vernimmt: „stehe auf" da geht sie aus, auch in dunkler Nacht, auf die Gassen der Stadt und hinaus auf die Straßen, sie fürchtet nicht die Wächter, die in der Stadt umhergehen, sondern fragt nur Alle, die ihr begegnen, nach Ihm, den sie sucht. In Zaremba's Herzen war der Drang dieser Liebe so unaufhaltsam und mächtig, daß er, als er die Heimath verließ, wie einer, welcher, dem Untergange entfliehend, nicht vom Felde umkehrt, um seine Kleider oder etwas aus seinem Hause zu holen, nur auf sein Davoneilen bedacht war. Er hatte das baare Geld, das er mit sich nahm, nicht gezählt, nicht berechnet, wie weit es wohl zu einer Reise ausreichen werde; an Empfehlungs- und Creditbriefe hatte er nicht gedacht, sondern eher noch an das Gebot, das der Herr den Jüngern auf den Weg gab den er sie sendete, daß sie nicht bei sich tragen sollten einen Beutel oder Geld im Gürtel. Als er den deutschen Boden betrat und nun die Frage, wohin er eigentlich gehen wolle, ihm öfter und dringender in den Sinn kam, da trat ihm die Erinnerung an Jung Stilling und seine

Schriften recht lebendig vor die Seele. Zu diesem Manne würde es ihn vor Allem hingezogen haben, wenn er noch gelebt hätte; der alte, treue Pilger war jedoch schon ein Jahr vorher (am 2. April 1817) zu seiner Ruhe eingegangen. Aber das Land, darin Stilling gewohnt hatte, so dachte der junge Reisende, müßte doch wohl noch am meisten ein solches sein, darin sich die Menschen fänden, „die nach der Bibel leben."

Seine werthvolle Uhr, eine goldene Kette und andere Kostbarkeiten, die an seinen Stand erinnerten, bedarf er nicht mehr, er will nichts mehr vor Menschen sein noch scheinen: er verkauft diese Dinge in Hamburg. Bis Lauenburg fährt er, wandert zu Fuße durch die Lüneburger Haide, darin es damals noch keinen solchen geistigen Haltpunkt gab wie das Hermannsburger Missionshaus ist, fährt dann wieder mit der Post bis nach Marburg. Hier bemerkt er, daß sein Reisegeld bis auf Weniges aus seiner freigebigen Hand dahingegangen sei; doch kümmert ihn das nicht; sorglos, ohne einen Weg zu wissen, denn er hatte sich nicht einmal mit einer Reisekarte versorgt, wandert er, wie er wohl einige Male als Student gethan, mit der Reisetasche auf dem Rücken nach dem Rheine hin und seinem Laufe entlang nach Süden. So erreicht er an einem Sonnabend Nachmittag im Herbste die Gränze von Baden, darin Stilling gelebt und gewirkt hatte; er kommt nach Weinheim. Sonderbar und zugleich bedeutsam scheint es ihm, daß gerade bis dahin der Rest seines Reisegeldes noch gereicht hatte; hier aber freilich war derselbe bis fast auf den letzten Kreuzer verzehrt. Nun, so denkt er, jetzt wird der Herr seine Hand aufthun, ich werde Leute finden, die mich und meine Kräfte brauchen können; Leute von der Art, wie ich sie suche.

Er hätte sich im Wirthshause gern mit der nothdürftigen Sättigung eines armen Wandersmannes begnügt, hatte auch dieses ausdrücklich nur begehrt, seine feine Kleidung aber, sein ganzes Wesen zogen ihm jene höhere Beachtung zu, durch welche der Wirth ihn ebenso in Verlegenheit setzte als er, der Gast ihn, durch die Fragen nach solchen Leuten, die er hier suchte und zu finden hoffte. Zaremba geht am Sonntag zu dem ältesten Geistlichen in der Stadt, bittet diesen in kindlicher Einfalt, ihm den Ort zu nennen, wo die Leute sind, „die nach der Bibel leben?" Verwundert über die seltsame Frage, die ihn fast am Verstande des Jünglinges irre machte, sagt der alte Herr: „hier im Lande leben allerwärts Christen." Zaremba faßt seine Frage genauer: „solche Leute meine ich," sagt er, „die in Stilling's Geist und Sinn nach der Bibel leben." — „Ein Enkel von Stilling," so antwortete der Dekan, „wohnt hier und ist mein Kollege: der Stadtpfarrer Schwarz, der wird sich wohl mit Ihnen verständigen und Ihnen die gewünschte Auskunft geben." Der Dekan führt den jungen Reisenden selber zu Schwarz hin, und dieser erkennt alsbald in dem Fremdling aus dem fernen Norden einen geistigen Verwandten und Blutsfreund; nimmt ihn herzlich auf. Er versteht den eigentlichen Sinn der Frage, versteht das Verlangen des Jünglings, das ihn hieher geführt hat. „Nach Basel," so sagt er, „in's Missionshaus sollten Sie gehen, dort finden Sie, was Sie suchen; dort, scheint es mir, ist das Ziel, zu welchem der Herr Sie berufen und bestimmt hat." Hierauf schildert er ihm den ehrwürdigen Missionsvater Blumhardt, das Wesen und die innere Einrichtung des Missionshauses; seine Bestimmung zur Vorbereitung der Zöglinge für den Dienst und die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden. Der Jüng-

ling fühlt sich in seinem Herzen wie von einem Pfeile getroffen. „Das ist's, das ist's, was ich suchte," ruft er freudig aus. Das Dunkel ist ihm aufgehellt, alle Räthsel gelöst, sein Weg liegt eben und gebahnt vor ihm, er will sogleich zur Weiterreise aufbrechen. — „Bleiben Sie, bleiben Sie," so ermahnt ihn Schwarz; „Sie müssen mit uns zu Mittag essen und morgen gerade fahre ich nach Heidelberg, dahin sind Sie mein Begleiter und wir besprechen daselbst das Weitere."

Wie mag es dem jungen Wandersmanne zu Muthe gewesen sein, als er am Abende im Wirthshause auf sein einsames Zimmer kam und hier sein Gefühl, seinen Dank etwa in ähnlicher Weise aussprach, als das Lied von Arnold: „So führst du doch recht selig Herr die Deinen, ja selig und doch meistens wunderlich." Denn wenn er bedachte, wie er in Dorpat durch einen Schulrektor, der doch selber den Inhalt der Bibel nur durch das Augenglas der Kantischen Philosophie las, zur ersten Bekanntschaft mit dieser, durch einen Censursekretär zu der mit Jung Stilling's Schriften gekommen, wie die letzteren ihm in St. Petersburg das Herz für die Aufnahme des göttlichen Wortes weich gemacht, das Auge zum besseren Verständnisse derselben geöffnet hatten; wenn er weiter bedachte, wie ihm Stilling nicht blos in der Welt des Geistigen, sondern auch auf seinem Wege durch die sichtbare leibliche Welt ein leitender Stern geworden war, der ihn zu seinem bestimmten Berufe gebracht hatte, da mußte ihm diese Führung als eine selige erscheinen. Selig war sie für ihn, und zugleich wunderlich. Denn daß sein Reisegeld gerade noch bis nach Baden, in das von ihm sogenannte „Stillingsland" gereicht hatte, daß er hier einen Enkel von Stilling fand, gleichsam am Wege stehend, als ob er hier auf ihn warten

sollte, um ihm seinen eigentlichen Posten, zu dem ihn Gott aus Rußland gerufen hatte, anzuweisen und ein Stück Weges dahin mitzunehmen, das Alles war doch in der That wunderlich.

In der Nacht geht seine Seele wandern, rückwärts in die Erinnerungen an den zurückgelegten Weg und vorwärts in die Aussicht auf den Weg, der nun vor ihm liegt. Da auf einmal stellen sich die Sorgen ein, die bisher gar nicht in seinem Herzen aufgekommen waren. Nach Basel war noch ein weiter Weg — sein Geld war zu Ende; er wußte nicht einmal, wie und wovon er seine Rechnung im Wirthshause bezahlen solle. Nun, er vertraute der unsichtbaren Hand, die ihn hieher gebracht, die ihm das Ziel seines Sehnens und seiner Bestimmung so deutlich und klar gezeigt hatte — diese wird wohl weiter sorgen.

Für die Abreise nach Heidelberg war erst eine spätere Vormittagsstunde festgesetzt. Er verläßt das Wirthshaus ohne Frühstück und als er von seinem Gange zu Pfarrer Schwarz zurückkehrt und nun zur Abreise mit diesem sich anschickt, da legt er alle seine Habseligkeiten, die er in der vollgepackten Reisetasche mit sich trägt, auf den Tisch und ersucht den Wirth, sich zu wählen, was ihm gefiele, um sich damit für seine Bewirthung bezahlt zu machen. Dieser Mann aber hatte ein Gemüth, das für die Anregungen einer höheren Liebe nicht verschlossen war; das ganze Wesen seines Gastes hatte ihn mit einer Achtung und Bewunderung erfüllt, wie er sie vielleicht kaum jemals gegen einen Menschen gefühlt hatte. Mit Thränen in den Augen eilt er hinaus, kommt mit einer Flasche Wein und einem kalten Frühstücke wieder, nöthigt seinen Gast, der ja heute noch ungegessen sei, etwas zu genießen, will von einer Gabe

für seine Bewirthung nichts wissen. Es ist dieses eines der Beispiele, die in Zaremba's Verkehr mit anderen Menschen oft vorkamen: einer jener Fälle, darin sich die Kraft jenes (wie ein Freund es bezeichnet) Unnennbaren in seinem Wesen, das ihm die Seelen unterwarf, deutlich kund gab.

In Heidelberg fand der Wanderer bei dem Vater Schwarz (dem Professor) dieselbe freundliche Aufnahme als bei dem Sohne in Weinheim. Er will sich aber nicht halten lassen, will unverzüglich zu dem Ziele seiner Berufung hinziehen. „Haben Sie denn auch Geld zur Reise?" fragt man ihn. Der gottvertrauende Wanderer antwortet darauf mit „Nein". Da schreibt ihm Schwarz einen Circular-Empfehlungsbrief an alle seine Amtsbrüder im Lande, an deren Wohnort sein Weg ihn vorüberführt. Ueberall, wo man ihn nur recht in's Auge gefaßt hatte, findet er freundliche Aufnahme, am meisten in dem guten Pfarrhause zu Altenheim, wo ihm die ersten Hefte des Basler Missions-Magazins zur kräftigen Stärkung seiner Freudigkeit dienen und von wo er auch den Brief mitnimmt, der ihn bei Vater Spittler einführte. Auch hierbei mußte er erkennen: das hat Gott gethan. Denn der Vorstand des Missionshauses: Inspektor Blumhardt war verreist; die Anderen wußten nicht recht, ob sie dem seltsamen Fremdlinge Hoffnung zur Aufnahme machen dürften oder nicht. Konnte er sich doch nicht einmal darüber ausweisen, ob er wirklich der sei, als den er sich nannte. Denn seinen Paß hatte man ihm am Thore abgenommen und zurückbehalten, und wäre dieses auch nicht gewesen, so blieb es doch immer eine fast unglaubliche Sache, daß ein junger Graf aus Rußland sein Vermögen, seine ehrenvolle Anstellung, seine glänzenden Aussichten für die Zukunft sollte verlassen haben, um auf Gerathewohl, ohne nur ein eigentlich bestimm-

tes Ziel vor Augen zu haben, nach Deutschland zu ziehen, und daß derselbe nun auf einmal, nachdem er vom Basler Missionshause die erste Kunde gehört hatte, in dieses eintreten wolle. „Wie wird sich der junge Graf, wenn er wirklich einer ist, unter der armen Leute Kindern, unter den meist gar noch unwissenden und ungebildeten Zöglingen der Anstalt zurechte finden und eingewöhnen können?“

Blumhardt kam. Man kann wohl sagen, das war ein Mann, auf dem der Geist eines Gamaliel ruhete; jener Geist des Glaubens und der Erkenntniß, der festen Ruhe und Treue, welcher der Welt um sich her und selbst den Feinden Achtung gebot (Apostgesch. C. 5 V. 34) und fruchtbar war in jenen Gaben und Werken, welche Heidenapostel erwecken und erziehen können (Apostgesch. 22 V. 3). Ein solcher Gamalielssinn erkannte wohl bald, was in Zaremba war; doch fügte es Gott, daß gerade in jenen Tagen noch ein anderer Zeuge für die ächte Gesinnung und den Werth des fremden Jünglings auftrat. Dieses war der theuere, für das Werk des Herrn geweihte, Dr. Pinkerton, ein Mensch, der überall von der Wahrheit zeugt, weil diese in ihm selber lebt. Pinkerton hatte längere Zeit in Petersburg verweilt und gewirkt; er fand den Jüngling Zaremba mit all' den höheren Kreisen, mit den Männern, die ihm selber näher befreundet waren, wohlbekannt, gewann, wie ein alter Bekannter, sein ganzes, kindliches Vertrauen, so daß er, der vielerfahrene Kenner der Menschenherzen, zu Blumhardt sagen konnte: „Sie haben an dieser jungen Seele eine Perle in's Haus bekommen.“ Und dieses Wort hat sich als wahr erwiesen. Man kann wohl sagen: der Jüngling war so wunderbar aus weiter Ferne hieher berufen und geführt worden, da-

mit er in geistiger Weise das Missionshaus mit erbauen helfe. Die Zöglinge der Anstalt fühlten bald die überwältigende Macht der Demuth und Liebe, die von diesem ihrem Mitschüler ausging, der durch äußere, wie innere Gaben so hoch stand. Was sich trennen wollte, das versöhnte er mit einer Freundlichkeit, in welcher zugleich eine Hoheit lag, die alles Widerstreben besiegte. Und was er, der Mensch von klarem Verstande, gründlicher Vorbildung und leichter Fassungskraft, durch den Unterricht der Lehrer von außen wie von dem Lehrer in seinem Inneren empfing, das war nicht für ihn allein ein reicher Schatz, sondern wurde es auch durch die Mittheilung aus kindlich treuem Herzen für seine Mitschüler. Ja, ich darf das wiederholen: ein wesentliches Stück in der Geschichte des Missionshauses von Basel ist das Eintreten des damals 23jährigen Felician Zaremba in dasselbe am 7. Dez. 1818. — Seine ordnungsgemäße Entlassung aus dem russischen Staatsdienste hatte er, wie es scheint, durch Pinkerton's Vermittlung, aus Petersburg erhalten.

Ich habe hier nur den einen äußerlichen Theil der Geschichte und Lebensführungen meines Freundes Zaremba mitgetheilt. Die eigentliche innere Geschichte seines Lebens mit ihren äußeren Früchten und Thaten in Basel, in Astrachan, dann zu Schuscha unter den Tartaren; seine Lebensrettung und Erhaltung bis zu seiner jetzigen Stellung als Prediger am Missionshause liegt unter einem geistigen Siegel, dessen Eröffnung meiner Hand nicht gebührt, noch erlaubt ist. Die Führung mancher innig demüthigen Seelen geht durch ein Feld der Läuterungen und Tröstungen, von welchem uns, wenn wir mit Fragen und Forschen hineindringen wollen, das Gefühl sagt: „Tritt nicht herzu, ziehe deine Schuhe aus von deinen

Füßen, denn der Ort, darauf du stehest, ist ein heiliges Land."

30. Ein weiterer Ausbau des Werkes.

Ich habe soeben in Zaremba nur Einen aus jenen geistigen Bausteinen genannt, welche dem Missionshause zu Basel zugeführt wurden, durch eine Aufsicht und Leitung, welche nicht aus menschlicher Kraft noch Berechnung kam. In einer anderen Gegend des fernen Nordens wurde ein Jüngling von dem Zuge ergriffen, dem Werke des Herrn unter den Heiden zu dienen: der Schwede Fjellstädt. Aermer zwar an äußeren Gütern, menschlich geringer von leiblicher Geburt, aber eben so reich an Hoffnung, so fest im Vertranen, eben so hoch am Stande der inneren Berufung als Zaremba, kam er nach Basel, wirkte als gesegneter Sendbote des Evangeliums in Südindien, dann in Kleinasien, wo ich in Smyrna an seinem Umgange mich erfreute und stärkte, jetzt als Inspektor am Missionsseminar zu Lund in Schweden. An jungen Kindern, welche mit besonderer Leichtigkeit und Fertigkeit sprechen lernen, darf man diese Gabe meist der zärtlichen, zuthätigen Liebe der Mutter zu dem Kinde und des Kindes zu der Mutter zuschreiben. Diese gegenseitige Liebe und der fortwährende Verkehr des Unmündigen mit der Mutter thut bei dem Kinde mit dem Herzen zugleich den Mund auf; denn was kann beredter machen als die glückliche Liebe? Der Zug einer solchen ewigen Mutterliebe hat meinem Freunde Fjellstädt sein Ohr geöffnet, seine Zunge gelöst, daß er 26 Sprachen der Völker verstehen lernte, in 12 derselben predigen konnte. Sei mir gesegnet, du Mann von sanftem, stillem, in Liebe kräftigem Geiste.

Die Zahl der Sendboten, welche von Basel aus unter

die Völker der Erde gingen (sie betrug im Ganzen gegen 200), ist zwar durch den Tod sehr gelichtet worden, aber das Werk der Lebenden, wie der zur Ruhe Gegangenen, steht in gesunder Kraft da, als ein Zeugniß an so wie über den Heiden. Pfander, der Kämpfer für die göttliche Wahrheit des Christenglaubens gegen den hochmüthigen Wahn der Mohamedaner in Indien, während seines Lebens von den Feinden gefürchtet, wirkt noch immer als eine siegreiche Macht durch seine Streitschriften gegen die falsche Lehre fort. Dr. Gobat, der jetzt an der Stätte des irdischen, sichtbaren Zions seinem Herrn in Treue dient, hat mit derselben Treue, in der Kraft Gottes vielen Völkern das Heil und die Gerechtigkeit verkündet, die von Zion ausging; Weitbrecht hat in Indien eine reiche Aussaat zum großen Tage der Ernte hinterlassen; Dr. Krapf, Rebmann u. A. sind heldenmüthig und mächtig in Wort und That zu den Völkern des südöstlichen Afrika's eingedrungen, von denen Mehrere die Stimme des Evangeliums noch niemals vernommen hatten; Kölle hat den geistigen Weg zu Afrika's Bewohnern durch die Forschung ihrer Sprachen gebahnt; Mögling, Weigle, Dr. Gundert u. A., welche als gelehrte Theologen den Meistern ihrer Wissenschaft an einer unserer vaterländischen Hochschulen ebenbürtig gewesen wären, haben, als sie zum Missionswerke unter den Heiden in Indien sich gürteten, jenen Reichthum des Geistes gerne hinter sich gelassen, um in Armuth und Einfalt das Eine, das Noth thut, zu gewinnen und anderen Seelen zu bringen. Viele der treuen Zeugen und kräftigen Rüstzeuge ruhen in Ost, in Süd und Norden in ihren Kammern, als Saatkörner, welche dort im Boden starben und vergingen, damit sie ihre Frucht brächten.

Das Basler Missionswerk ward eine Leuchte, die nicht unter einem Scheffel verdeckt und verborgen blieb, an ihrem Lichte entzündeten sich neue Kerzen: die zahlreichen Hülfsvereine in der Schweiz, in Frankreich, in Deutschland — vor Allem in Würtemberg. Derselbe anregende Geist aber, welcher das Werk in Basel hervorgerufen und begründet hatte, weckte, unabhängig von jener Anregung, auch in anderen Gegenden dasselbe geistige Leben. Die Missionsschule in Berlin, welche schon seit dem Beginne des Jahrhunderts der theuere Vater Jänicke mit geringen Mitteln angefangen hatte, erhob sich seit 1823 zu dem jetzigen Missionsseminare und einer von Goßner begründeten Schwesteranstalt. Ein Jahr darauf (1824) entstand das Missionsinstitut zu Paris, bald nachher die freudig gedeihende rheinische Missionsgesellschaft in Barmen, während zu gleicher Zeit der niederländische Verein zu Rotterdam das Missionswerk wieder eifrig aufnahm, das die Holländer schon im 17. Jahrhunderte auf Ceylon und anderen Inseln des indischen Archipels mit Ernst begonnen hatten. Wie ein Quell, der schon nahe bei seinem Ursprunge zu einem mächtigen Bache wird, sind die Pflanzstätten für Sendboten des Evangeliums in anderen Gegenden des nördlichen Deutschlands in gesegneten Anbau gekommen, namentlich die in Leipzig, die zu Hermannsburg in der Lüneburger Haide und die für Prediger an den verlassenen lutherischen Gemeinden in Nordamerika zu Neudettelsau in Bayern.

Wenn man aber von solchem Werke des Herrn in seiner Kirche spricht, da möchte man gern den Mund aufthun und des Redens nicht müde werden. Was gibt es auch Höheres und Lieblicheres zu sagen, als die Geschichte der Missionen von den Zeiten der Apostel an bis zu unse-

ren Tagen. Kann sich doch jede Zeit und fast jedes christliche Land in Europa seiner Glaubenshelden rühmen, die, bis zum Tode treu, den Heiden das Licht des Evangeliums brachten. Der Geist, welcher in den letztvergangenen Jahrhunderten einen h. Franziscus Xaverius bewegte, ist auch in dem „Indianer-Apostel", dem John Elliot aus England, unter den Wilden in Amerika kräftig gewesen, hat den Norweger: Hans Egede in die Eisfelder von Grönland begleitet, ist mit dem Miss. Schwarz aus Halle nach Indien gezogen, hat sich an der kleinen Gemeinde der Philadelphier in Herrnhut und ihren vielen Sendboten, die in der Einfalt und Treue des Herzens sich ganz dahingaben, nicht unbezeugt gelassen. Das Werk, das diese mit ihrer geringen Kraft so treu begonnen, das haben gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts ganze Nationen in ihre Hände genommen. Denn damals, als in dem gegenüber gelegenen Frankreich der Geist der Vertilgung tobte, ist in England dasselbe geschehen, was in Basel sich zutrug, als der Stadt von dem nachbarlichen Hüningen her der Untergang zu drohen schien. In den Jahren 1792, 1795, 1804 sind in England Missionsgesellschaften entstanden, welche durch die allgemeine Theilnahme aller Stände zu einer geistigen Macht wurden, die dem Reiche Christi unter den Heiden nach allen Richtungen hin eine Bahn gebrochen hat. Diesem Werke schlossen sich 1808 die Amerikaner und 1816 in beiden Welttheilen die Methodisten an. Im Ganzen zählten im J. 1842 sämmtliche protestantische Missionsgesellschaften Europa's und Amerika's 708 Hauptstationen, 974 Missionen, mit 131 Gehilfen aus ihrem Vaterlande und 4089 hinzugetretenen Nationalgehilfen. Diese wirkten in allen Gegenden der Erde, ausgestreut unter die Heiden, aus denen sie eine Gesammtzahl

der zum Christenglauben Bekehrten von etwa 400,000 Seelen um sich versammelt hatten.

Doch wir wollen den Segen der Missionen hier nicht in seiner weitgehenden Ausdehnung in den Ländern, wie unter den Völkern, sondern in der nächsten Nähe seiner Wirksamkeit, an einigen Beispielen betrachten.

Wenn in einem neugeborenen Kinde nur erst die Bewegung der Brust und ihrer athmenden Lunge erwacht ist, die den Anhauch des Lebens von außen aufnimmt und durch alle Glieder des Leibes verbreitet, dann gibt sich auch bald an diesen Gliedern die bewegende Kraft kund. Das Verlangen nach dem Worte Gottes, der Eifer zur Erweckung der Liebe zu ihm und seiner Erkenntniß, welche sich in dem Werke der Bibelverbreitung und der Missionen kund geben, ist die erste Bewegung eines neuerwachten, geistigen und göttlichen Lebens in einem Theile der europäischen Christenheit gewesen. Wir vergleichen sie mit Recht den Athemzügen, durch welche der Mensch die Anregung des leiblichen Lebens empfängt. Denn woher anders kann dem geistigen Menschen das Leben kommen und erhalten werden, als aus dem „Wort des Lebens“? Wie an einem Ohnmächtigen sich die bleiche Wange röthet und das Aufblühen der Kräfte ihm wiederkehrt, wenn seine Brust wieder athmet, so hat sich der Segen der Missionsthätigkeit in einem vielseitigen, werkthätigen Streben zum Besseren und zugleich in einem Wohlbefinden und Gedeihen der äußeren wie inneren Zustände kund gegeben. Zunächst ist dieser Segen immer an der Stadt oder dem Lande deutlich erkennbar gewesen, darin ein solches Werk mit Ernst und Liebe aufgenommen wurde. Basel gibt uns ein Beispiel davon. Das Werk der Mission ist hier nicht auf das Haus

beschränkt geblieben, das von ihm den Namen trägt, sondern es ist in viele Häuser und Herzen eingegangen mit seiner bessernden und belebenden Kraft. Allerdings wiederholt sich auch hier wie überall das Nebeneinanderstehen der entschiedenen Gegensätze; das entschieden gläubige Bekenntniß der Wahrheit durch Wort und That ruft den eben so entschiedenen Widerspruch des Unglaubens und der Lüge hervor. Denn je klarer das Licht leuchtet, desto mehr fühlt sich die Finsterniß von ihm gezüchtigt und vernichtet. Dennoch kann der Freund des wahren, inneren Friedens hier mit seinem Gruße im Herzen durch alle Gassen gehen; er fühlt es, daß der Geist, welcher den Frieden von sich stößt, keine Uebergewalt hat. Und wie sind hier im Verlaufe der Jahre neben dem einen großen Werke des Zeugnisses an die Heiden so viele andere Werke der Erbarmung an den Menschenseelen entstanden; Thaten zur Linderung der äußeren wie der inneren Noth geschehen. Bei vielen dieser Werke und Thaten ist der oben erwähnte Handlanger geschäftig gewesen, ja man kann wohl sagen, daß er immer zunächst dabei war, wenn und wo etwas dieser Art in Bewegung kam. Und mit ihm der gute, treue Nachbar des geistigen wie des leiblichen Basel, der Vater Zeller in Beuggen, dessen Nachbar, wenn solcher Wunsch nicht zu hoch wäre, man selbst einmal im Himmelreich werden möchte. Ja, das gute Basel hat Viel gethan und ist in seinem Thun und Geben nicht müde, sowie auch nicht arm geworden. Denn den inneren Segen seiner Thaten hat der äußere auf jedem Schritte begleitet; die dahingestreuten Saatkörner, wenn der Thau der Liebe sie befeuchtete, haben vollwichtige Aehren auch für die Tage der Erde getragen.

Das Feuer der neuerwachten Liebe zündete von Basel

aus bald weiter in dem benachbarten Würtemberg*). Hier fand die Bewegung mehr denn anderswo ein bereit Volk. Als in den Zeiten der Reformation eine fremde Herrschermacht die kirchliche Uebung des evangelischen Gottesdienstes untersagt hatte, da bildeten sich die Privatversammlungen der Gläubigen in den einzelnen Gemeinden, welche späterhin durch Spener's Einfluß und den lebendigen Verkehr mit der Brüdergemeinde eine so feste Haltung und allgemeine Verbreitung fanden, als nirgends sonst. Diese Haltung blieb dem Volke, als die großen mächtigen Zeugen der Wahrheit, die ihm Gott gegeben: Bengel, Oetinger, Storr, Hahn und der Haufe ihrer treuen Mitkämpfer längst dahin waren und im Stande der Lehrer an der Universität, sowie in den Schulen und Kirchen nur noch einzelne Säulen aufrecht standen. Die Saamen jener alten, dahingenommenen Bäume waren noch im Boden des Volkes geblieben und der Lebenshauch von Basel her wehte ungehemmt über die junge Aussaat hin. Welches andere Ereigniß der Erde hätte in einem Volke lebendigere, wärmere Theilnahme zu wecken vermocht, als das Werk der Bibelverbreitung und der Mission, das in Basel sich begründete. Es waren nicht die gläubigen, reich begabtesten Theologen allein, die sich aus Würtemberg dem Werke anschlossen, mit freudigem Muthe die Lehrerstellen an der Missionsschule übernahmen, nicht allein die Schaar der Zöglinge, die sich von Anfang an und seitdem fortwährend dahingezogen fühlten, sondern fast das gesammte Volk, unter ihnen die Armen, denen zur Sättigung kaum das

---

*) Ich entnehme die hier nachstehenden Züge aus der trefflichen Schrift des Prälaten Dr. Kapff: „der religiöse Zustand des evangelischen Deutschlands nach Licht und Schatten."

tägliche Brod bleibt, stellte sich mit Leib und Seele zu dem Werke ein. Ich könnte da von vielen Beispielen erzählen, welche an den rührenden Liebesbeweis der Wittwe am Gotteskasten erinnern. Hat doch selbst im vorigen Jahre der großen Theuerung und der schweren Heimsuchungen, welche der Wasserschaden über das Land brachte, das arme, kleine Würtemberg für das Werk der Missionen über 100,000 Franken gesammelt und (wenn auch weniger als andere Jahre, dennoch) 22,416 Exemplare der heiligen Schrift verbreitet. Aber ich will nachher an einem noch ganz neu vor Augen liegenden „Schauspiel der Engel" es zeigen, was der durch Liebe lebendige Glaube vermag. Hier aber weise ich nur auf eine Sabbathsfreude hin, welche kein anderes Volk in höherem Maaße genießt, als das im Würtemberger Lande. Das sind die Missionsfeste, welche alljährlich in jedem kleinen Bezirke des Landes, von wenig Stunden im Umfange, gefeiert werden. Da wird keine Stimme des Unfriedens gehört; das Volk, das von allen Seiten her dem Feste zuströmt und in der überfüllten Kirche, sowie an ihren Thüren, 3 bis 4 Stunden lang mit freudiger Theilnahme verweilt, vernimmt da nur die Kunde von der Ausbreitung des Reiches des Friedens und der Gnade unter allen Völkern. Oefter wird diese Kunde von einem Augenzeugen gebracht, denn aus Würtemberg sind seit 30 Jahren über 200 Sendboten, im Dienste verschiedener Missionsgesellschaften, in die Länder der Heiden ausgegangen, von denen manche als besuchende Gäste, oft auch zur Stärkung ihrer leidenden Gesundheit, in ihr Vaterland kommen. Was ein solches Missionsfest sei und wirke, das weiß ja auch das nördliche Deutschland aus dem Besuche in Herrmannsburg, in Barmen, neuerdings in Leipzig, diesem freudig aufblühenden Missionsfelde meines lieben Vaterlandes

und anderwärts. Ich bleibe jedoch hier bei dem Nachbarlande von Basel, bei Würtemberg, stehen, um an diesem Lande zu zeigen, wie sich an die That des Glaubens und der Liebe, die sich im Missionswerke kund gibt, alsbald die anderen verwandten Thaten anschließen.

Das kleine Häuflein der Gläubigen, welches sich schon früher, obgleich es unter dem Namen der Pietisten von der Menge verspottet und verlästert war, inniger als anderswo zusammenschloß und gegenseitig durch brüderlichen Verkehr in der Liebe und in der Erkenntniß des Heiles sich zu fördern sucht, hat sich mitten in der Zeit der Noth und politischen Rasereien ihrer Landsleute auffallend vermehrt. Versammlungen zur gegenseitigen Erbauung, welche, wo dies sein kann, unter der Leitung des gläubigen Geistlichen stehen, finden sich in jeder Stadt, ja fast in jedem Dorfe. In einem der letzteren, das 3000 Einwohner zählt, halten sich 600 zu diesem engeren Verbande, dessen Mitglieder, ferne von dem hochmüthigen Gelüste, von ihrer Kirchengemeinschaft sich zu trennen, vielmehr die eifrigsten Anhänger derselben sind *). Pflege- und Erziehungsanstalten für arme Kinder gab es 20 schon vor dem Jahre 1848 in Würtemberg. Ihre Zahl hat in den Jahren der großen Noth eher zu- als abgenommen; die Zahl der armen Kinder, welche ohne diese Hülfe in Hunger und Elend umgekommen wäre, ist jedenfalls seitdem gewachsen und dennoch hat es diesen Häusern, zu denen noch 3 Kinderheilanstalten, 2 Pflegeanstalten für Taubstumme, 2 für Blinde kommen, niemals an den nöthigen Mitteln gefehlt, obgleich sie nur durch freiwillige Beiträge des Volkes, nicht des Staates, erhalten werden, der noch seine eigenen

---

*) M. v. Kapff a. a. O. S. 38.

wohlthätigen Anstalten unterhält. Theilt doch das arme Volk in Würtemberg von dem Ertrage seiner Obstgärten und Felder den noch ärmeren Eskimos in Labrador und Grönland mildiglich mit, denn in jedem Jahre überbringt das Schiff, welches diese Vereinsamten besucht und versorgt, eine Ladung von gedörrtem Obste und Erbsen aus Würtemberg mit sich, zu welcher jede dürftige Hütte des Würtembergischen Landvolkes ein Weniges, die Bemittelteren aber nach ihrem Vermögen beitragen.

Im grellsten Widerspruche mit all' dem hier Gesagten steht, wie es scheint, allerdings das Verderben, welches sich ganz besonders in den unlängst vergangenen Jahren der großen Verirrungen Deutschlands auch in dem dortigen Volke gezeigt hat; namentlich auch die Rohheit und Frechheit seiner Zeitungsschreiber und öffentlichen Vertreter. Aus diesem Lande ist ein Paulus, ist eine Philosophie hervorgegangen, die zum Hohne aller feststehenden Wahrheit aus dem Etwas ein Nichts, aus dem Nichts ein Etwas und dennoch auch wieder Nichts machen lehrte, und außer ihr eine ganze Schaar der Lästerer und Verstörer. Die schlechtesten demokratischen Blätter, dies weiß man, sind von verdorbenen, würtembergischen Candidaten der Theologie redigirt worden; ein solcher ist auch bekanntlich der Verfasser des Buches über die „Selbstauflösung des Protestantismus" gewesen. Wir wollen zu diesen unläugbaren Thatsachen nur einige wenige Bemerkungen machen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß in den Jahren der letztvergangenen politischen Raserei der demokratische Geist in solche Gemeinden, denen längere Zeit fromme Geistliche vorstanden, nur wenig Eingang fand und daß in ihnen Ordnung, Eintracht, Fleiß und Wohlstand meist gesichert blieben, während das Gegentheil in jenen Gemeinden sich zeigte, welchen eine solche

gute, geistliche Leitung fehlte. Daß jedoch auch an manchen Orten, denen man das nicht zugetraut hätte, noch ein besserer Keim im Volke lag, bezeugt das seit der Crisis lautgewordene Verlangen der vielen vorher verödeten Gemeinden nach christgläubigen Predigern, der Eltern nach Schulen für ihre Kinder, darin das Eine, Nothwendigste gelehrt wird, die allgemeiner erwachende, ernste Gesinnung und Berufstreue im geistlichen Stande, wie dieses schon der Andrang zu den Predigerkonferenzen kund gibt, zu denen sich jetzt eine fünfmal größere Zahl der Theilnehmenden versammelt als früher. Und von Würtemberg mag wohl mehr denn von vielen anderen Gegenden das gelten, was von der Zusammengesellung des Lichtes mit dem Schatten gesagt werden kann. Die feste Entschiedenheit der einen geistigen Richtung ruft ja überall die entgegengesetzte hervor (nach S. 412), und die Schatten werden erst schwinden, wenn das Licht, wie die gerade über dem Scheitel stehende Sonne, zur vollen Herrschaft gelangt ist.

Ich habe hier, wo ich von der weiter weckenden Wirkung des erwachten Missionseifers in Basel sprechen wollte, nur einen Blick in die Nachbarschaft der Stadt gethan, und auch aus dieser zunächst nur Würtemberg beachtet. Wie sich das Leben des Glaubens, wenn es in den Gemeinden erwacht, nach allen Seiten hin durch Thaten der Liebe zu dem Herrn und seinem Worte, so wie zu anderen Menschenseelen kund gibt, das bezeugen uns bis zu unseren Tagen viele Beispiele. Es sind jetzt 40 Jahre, seitdem die evangelische Bevölkerung des rheinpreußischen Wupperthales (Elberfeld, Barmen) ihre Bibelgesellschaft begründet und hierdurch ihre Freude am geoffenbarten Worte und an seiner beseligenden Kraft unter den Menschenseelen lebendig bezeugt hat. Diese Gesammtgemeinde, die am Be-

ginne des Zeitraumes aus 45000 Seelen bestand, hat während desselben 4 neue Kirchen, 10 neue Pfarrstellen, 1 Waisenhaus und 1 Armenhaus, fast ganz auf eigene Kosten, begründet; die Opferwilligkeit für die Sache des Herrn hat sich mitten durch die Jahre der Noth und der Theuerung so gesteigert, daß die Gemeinde, deren Seelenzahl bis 1854 auf 80,000 gewachsen ist, alljährlich 842,400 Franken zu Thaten der Liebe*) für jene Sache verwendet, eine Summe, zu welcher zwar auch die Armuth ihr Scherflein willig beiträgt, welche aber dennoch zum größten Theile nur von dem bemittelten Theile der Bewohner des Wupperthales dargebracht wird. Allerdings muß mehr als die Hälfte dieser Gemeindebeiträge zur Linderung der Noth der Armen dienen, die andere kleine Hälfte aber wird außer zu dem Werke der äußeren und inneren Mission und der Bibelverbreitung, außer der Befriedigung der kirchlichen Bedürfnisse, zur Unterstützung so vieler Werke und Thaten des gemeinsamen Eifers für die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden angewendet, daß man von diesen Wupperthaler Gemeinden sagen kann: ihre Lindigkeit, ihr Eifer zum Wohlthun in der Liebe und im Namen des Herrn ist kund geworden allen anderen Gemeinden, ja Allen, die aus der Nähe und Ferne die Hilfe der Christenliebe ansprachen und suchten.

Nicht aber zunächst die äußere Mitwirkung des Mutterhauses im Wupperthale, sondern der gemeinsame Geist der Liebe, welcher in diesen wie in anderen Werken des wiedererwachenden geistigen Lebens waltet, hat in der Nachbarschaft ein anderes Mutterhaus begründet, dessen

*) M. s. die Berechnung dieser Summe und ihrer Verwendung bei Kapff a. a. O. S. 41.

Töchter als Botinnen des Friedens in weite Ferne, Trost und Hülfe bringend, ausgehen. Dies ist die Diakonissinnen-Schule in Kaiserswerth, welche seit 1836 besteht; anjetzt mit 190 ihrer Zucht und Pflege befohlenen Seelen. Welches Aufmerken, welche freudige Theilnahme dieses Werk des Glaubens weit umher geweckt hat, das zeigte sich vor etlichen Jahren, als sich bei einem öffentlichen Aufrufe der Vorstände 150 treumeinende Jüngerinnen für den Eintritt in das Mutterhaus und seinen Dienst meldeten, von denen 70 aufgenommen wurden. Neben den 32 Stationen, welche das Haus mit Pflegerinnen der Kranken und der hilflos Verlassenen versorgt, stehen namentlich die in Jerusalem, Smyrna und Constantinopel in gesegneter Wirksamkeit da. Ein gleicher Drang in dem beschwerlichsten und gefahrvollsten unter allen Diensten, die treue Liebe zu dem Herrn zu bezeugen, hat auch die anderen Diakonissinnenvereine hervorgerufen, deren das protestantische Deutschland bereits 10 besitzt. Diese Vereine gehören, wie dieses auch Kaiserswerth bezeugt, nicht blos großen und reichen Städten, wie Hamburg, Berlin, Kassel und Stuttgart, an, sondern solche Pflanzen aus der Hand Gottes und zu seines Namens Ehre wachsen, befeuchtet vom Thau des Himmels, kräftig und lustig auf, aus vereinsamter Stätte, deren Namen das Volk des Landes nicht kannte, weil an ihr kein Säen noch Ernten war. Ein solches Werk des kräftigen Glaubens und der ernsten Treue, die sich an's Wort hält, ist die reich gesegnete Diakonissinnenanstalt zu Neu-Dettelsau in Bayern.

Wen bei dem Blicke auf den herrschenden Zustand der Kirche der Gedanke niederbeugt, daß diese allenthalben, wie einst die Gemeinde zu Ephesus, die erste Liebe verlassen habe, und von dieser gefallen sei, den möchte ich im Geiste

mit mir in eine Wüste nehmen, dahin der Herr sein Volk geführt hat, und zu allen Zeiten führen kann, um freundlich mit ihm zu reden. Eine solche Wüste der Völker, durch den Segen Gottes blühend und grün geworden, zeigt sich zu Hermannsburg in der Lüneburger Haide. Die Geschichte der dortigen Missionsschule und ihre belebende Anregung auf Tausende von Seelen ist ein liebliches Bild der ersten Liebe des apostolischen Zeitalters. Wer sich an dem Anblicke dieses Lebens der ersten Liebe tröstend aufrichten, innerlich erwärmen und erquicken will, der lese das Hermannsburger Missionsblatt, herausgegeben von L. Harms *), namentlich schon den ersten Jahrgang 1854. Er wird dann gern in die Worte des Lobliedes einstimmen: „der Herr ist nun und nimmer nicht von seinem Volk' geschieden; er bleibet ihre Zuversicht, ihr Segen und ihr Frieden." Als ein Wunder des kindlich treuen Glaubens erscheint der ganze Bau des Missionshauses in Hermannsburg, seine innere Bevölkerung mit tüchtigen, zu ihrem Dienste geweihten Sendboten, die Ausrüstung eines eigenen Schiffes, die Begründung einer Colonie und Bleibstätte der Missionen im südöstlichen Afrika. — Woher sind die Summen zum Bau des Hauses und der Schule, zum Bau und zur Ausrüstung des Schiffes, zur Begründung der Colonie, woher das tägliche Brod gekommen, das all' die Angehörigen in und außer dem Hause brauchen? — Allerdings, so wie das Werk dasteht, hat es eine Gnade nicht blos vor Gott, sondern auch vor Menschen, in der Nähe und Ferne gefunden, welche auch durch die That der Liebe sich bezeugt. Wenn man jedoch die Geschichte der Missionsschule zu Hermannsburg von ihrem ersten

---

*) Dresden, bei Justus Naumann.

kleinen Anfange an liest und ihr auf jedem Schritte folgt bis dahin, wo die beiden Brüder Harms im Glauben an den lebendigen Gott nicht nur für ihre Schule ein Haus erbauten, sondern wo zu diesem Hause sogar ein Schiff auf dem Meere kam, da muß man ganz in die Worte einstimmen, die der theure Pfarrer L. Harms darüber spricht*). Ihm war nicht im Traume der Gedanke eingefallen, ein eigenes Schiff für das Missionswerk in Hermannsburg bauen zu lassen. Da kommen einige Schiffe der deutschen Flotte nach Bremerhafen, auf diesen sind junge Seeleute, von denen einige zum Glauben erweckt werden. Diese denken daran, sich als Kolonisten eine Heimath im südlichen Afrika zu suchen und den armen Negern christlichen Glauben, Gesittung und Arbeitsfleiß zu bringen. Dazu bedürfen sie aber der Zusammengesellung mit Missionären. Einige dieser jungen Seeleute waren früher in Hermannsburg gewesen: sie erzählen den anderen von dem dortigen Mis-

*) „Der Könige Geheimnisse" (so sagt er S. 21) „soll man verschweigen, aber des Herrn Wunder soll man rühmen! Und der Herr thut Wunder, noch heut zu Tage thut er Wunder. Und wißt ihr, welche Menschen mir als die allernärrischsten auf Erden und zugleich als die allerärmsten auf Erden vorkommen? Es sind die, welche meinen, der Herr thue kein Wunder. Denn das ist ganz dasselbe, als ob sie sagten: der Herr ist todt und wir haben Ihn zu Grabe getragen. Sie sind die allernärrischsten, denn sie glauben an einen todten Gott, und die allerärmsten, denn ein todter Gott kann nicht helfen. O wie ganz anders spricht unser Gott. Er sagt: Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende; Er spricht: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden; Er spricht: Alles, was ihr bittet in Meinem Namen, das will Ich euch thun!"

sionshause; an dieses wenden sie sich mit ihrer Anfrage. Die Antwort ist, daß man sich erst gegenseitig müsse kennen lernen; wer sich an das Werk des Missionshauses anschließen wolle, müsse in dieses kommen und seine Probezeit aushalten. Auf solchen Vorschlag gehen Mehrere ein, aber nur Etliche, in denen ein fester Grund war, halten aus bei den Anforderungen, die man an den Fleiß ihrer Hände und ihr ordnungsgemäßes Benehmen macht. Diese lebenden Trümmer aus der aufgelösten deutschen Flotte waren es, die, gleich den Resten eines gescheiterten Schiffes, welche die Fluth an's Festland treibt, in dem Kopfe und Herzen des Missionsvaters L. Harms den Plan und Gedanken festsetzten, seiner Schule, außer dem Hause auch ein Schiff bauen zu lassen, in welchem er neben den eigentlichen Missionären eine ganze Colonie von christgläubigen Handwerkern, Landbauern u. a. nach dem südöstlichen Afrika führen wollte, um durch diese kleine Gemeinde mitten unter den Gallas ein Mutterhaus der Verkündigung des Christenglaubens durch Wort und That zu begründen. Aber ein Schiff, außen ganz, wie es zur Fahrt in die heißeren Gegenden der Erde sich's gehört, mit Kupfer beschlagen, kostet schon ohne die innere Ausstattung über 15,000, mit dieser aber über 19,000 Thaler. Die Leute, als sie von dem Plane hörten, dachten, es sei dem guten Harms etwa „ein Sparren im Kopfe losgegangen, daß nicht mehr Alles darin richtig stände." Er aber, als er vor Gott die Sache oft durchdacht und durchwacht hatte, dachte „geradezu macht die besten Renner" und einmal, in der Stille der Mitternacht, stand er muthig vom Gebete auf und rief so recht aus vollem Herzen, daß er beinahe vor seiner eigenen Stimme erschrack „nun vorwärts in Gottes Namen."

Wohl muß ich aber daran erinnern, daß der Pfarrer Harms auch von menschlicher Seite nicht für sich allein das kühne Wagestück unternahm. Da hatte Gott der Herr den edlen Stüve in Harburg, den Nagel in Hamburg zur thätigen Theilnahme erweckt; die kurzen Berichte über die Missionsfeste in Hermannsburg, ohne nur im Mindesten um Gaben zu betteln, hatten doch dergleichen selbst aus weiter, unbekannter Ferne, Gott allein weiß, wie? herbeigezogen: aus Neuorleans in Nordamerika, Antwerpen in Belgien, Amsterdam in Holland, Narwa und Odessa in Rußland. Und selbst in der Nähe brachten einfache Landleute 100, 300, ja 500 Thlr. für das Missionsschiff; fast alle in der Gemeinde, manche selbst über ihr Vermögen, steuerten bei und der Aermste hat seinen Groschen gegeben mit freudigem Herzen und dieses Alles unaufgefordert (a. a. O. S. 26, 27). Und der Mann, der einmal in einem Jahre 500 Thlr. mehr einnahm, als er in seinem Haushalte brauchte und diese 500 Thlr. dem Missionshause brachte, nahm im nächsten Jahre 1000 Thlr. mehr ein*) und brachte auch diese dar, gerade wie ein armer Taglöhner, dem die Gabe des Zehnten von seinem Arbeitsverdienste auch so gesegnet wurde. Dachten doch selbst die Bräute bei ihrem Jawort nicht etwa an ihr Hochzeitskleid, sondern an eine Summe, die der Bräutigam zur Mission geben sollte, und selbst arme Kinder sparten sich ihr Sonntagsbrod am Munde ab, um das Ersparte für den Dienst unter den Heiden zu bringen. (Missionsmag. 1854 S. 116 und 118.) Sind dieses und so vieles Andere, das man in jenen Berichten lesen kann, nicht Thaten der Liebe, die an die Geschichte der ersten Missionsgemeinde der Erde, an die Geschichte der Tage der Apostel, erinnern? Und wie blüht schon jetzt die Colonie der Anbauer eines

*) d. h. beschwindelte im nächsten Jahr das Publicum noch ärger!

wüste gelegenen geistigen wie leiblichen Arbeitsfeldes in Port Natal, zur Freude und zum Segen nicht nur des Mutterhauses in Hermannsburg, von dem sie ausging, sondern Aller, die an den Herrn glauben und Ihn von Herzen lieben. Nun, wer an diesem ihm noch unbekannten Werke auch seine Freude haben will, der lese die kindlich einfachen Berichte darüber selber.

Ich kehre aber wieder zu den Erinnerungen an meinen damaligen ersten Aufenthalt in Basel zurück. Im stillen Zimmer unseres Gasthauses setzte Spleiß in seiner Weise die Unterhaltung fort, die im Missionshause begonnen hatte. Spann er doch den Faden dieser Unterhaltung weit über die Zeit hinaus, in die Ewigkeit hinein, denn er gerieth in die freudigste Bewegung, wenn er sich den Gedanken ausmalte, daß er einst dort, in der Welt des Jenseits, durch Gottes Gnade ein Lehrer der Seelen werden könne, welche im Leben der Erde den Namen des Herrn niemals gehört haben, von der Erkenntniß des Heiles niemals bestrahlt worden sind. „Die Menschenkinder aus den Völkern der Heiden“, so sagte er, „würden dort in ihrem Dunkel für solche Strahlen wohl empfänglich sein.“ — Für dieses Mal mußte ich mich bald von meinem lieben Reisegefährten trennen. Sein Beruf führte ihn nach Schaffhausen zurück und Krafft mit seinen jungen Freunden begleitete ihn, wir aber blieben noch einen Tag in Basel allein.

Sollte ich doch von da noch einen ganz besonderen Segen, nicht bloß auf den Weg der Heimreise, sondern auf den Weg meines ganzen Lebens mitnehmen. Ich hörte noch am letzten Nachmittag eine Predigt von dem ehrwürdigen Vater von Brunn, diesem Erwählten unter den Erstlingen aus dem Hause Israël. Er, so

wie in einem größeren Kreise Neander, sind ein Zeugniß für die, wenn auch in der Mehrzahl noch vergraben liegenden Gaben des erwählten Volkes, unter anderen Völkern und Menschen|Israëls Gesalbten zu verkünden. Wer den Vater von Brunn sah und von seiner Lebensgeschichte wußte, der erkannte in ihm einen künftigen Genossen jener Schaar, die da hergekommen sind aus großer Trübsal, welche aber schon auf Erden, mitten im Läuterungsfeuer der äußeren Trübsal, in ihrem Inneren „volles Genügen, Fried' und Freude" hatten. Die Bekanntschaft mit ihm, so wie einige Jahre später mit seinem glaubenskräftigen Sohne, ist mir als ein großer Gewinn von meiner Schweizerreise geblieben.

Von anderen Männern, die mir nahe befreundet waren, sah ich außer dem geliebten Handlanger Spittler, bei diesem meinem ersten Besuche in Basel nur wenige, und auch diese nur auf einige Augenblicke. Ich werde später an sie erinnern. Zaremba aber, der theure Jüngling, schloß sich in liebendem Vertrauen an mich an, war am letzten Tage mein Führer, war unser Begleiter zum Postwagen, der schon am Sonntag Abend nach Straßburg abfuhr. In Hoffnung des Wiedersehens nahmen wir Abschied von einander und diese Hoffnung ging mir schon in Erlangen, später zu München, in Erfüllung und bleibt uns Beiden noch auf Weiteres hin.

31. Ruhestunden in Straßburg, Heidelberg, Frankfurt, Würzburg.

An eine Beschleunigung unserer Reise durch Dampfwägen und Eisenbahnen war in damaliger Zeit (1820) noch nicht zu denken, diese Vorzeichen eines neuen mächtigen Umschwunges in der Geschichte der Völker hatten nur eben

hin und wieder in einzelnen Anfängen sich geregt. Zu dem Abschiede von Basel und von den Freunden, die uns bis zum Wagen begleiteten, hatte uns noch die Abenddämmerung geleuchtet, während der langwierigen Durchforschung aber, welche die Douane an der französischen Grenze mit den Reisenden und den vielerlei Versendungen vornahm, die den Postwagen erfüllten, war es späte Nacht geworden. Wir hatten es nicht zu bedauern, daß unsere Diligence nicht den Weg am Rheine hin über Neu-Breisach, sondern den westlichen über Mühlhausen nach Straßburg nahm, denn schon vor Kolmar sahen wir die Vogesen vom Morgenlichte beleuchtet und behielten den ganzen Vormittag dieses stattlich schöne Gebirge mit den Resten und noch stehenden Gebäuden seiner Ritterburgen im Auge. Ich bin später noch mehrere Male in der Nachbarschaft der Vogesen gewesen, ihr Anblick hat mich immer erfreut, niemals ist aber der Eindruck auf den inneren Sinn und sein Gefühl ein so mächtiger gewesen, als damals in den ersten Frühestunden nach meiner Abreise aus Basel. Zur Steigerung meiner Stimmung und meiner Empfänglichkeit für den äußeren Eindruck hatte wohl auch die Schlaflosigkeit der vorhergegangenen Nacht etwas Wesentliches beigetragen.

Schon in einer frühen Nachmittagsstunde des heiteren, milden Herbsttages lag das mächtige Straßburg vor uns, mit seinem vierhundertjährigen Denkmal einer kräftig nach oben anstrebenden Baukunst: dem Münster. Was will dieses hehre Werk eines ernsten, christlichen Gemeinsinnes unserem jetzt lebenden Geschlechte sagen, und wie wenig wird der Sinn seiner Ansprache von der Nachwelt verstanden! Wir hatten kaum die Diligence verlassen und in der Nähe der Post ein Gasthaus aufgefunden, da eilten wir nach

dem Münster hin, an dessen Beschauen wir uns von außen wie von innen erfreuten und erhoben.

Ich habe von Straßburg und seinem Münster in meiner Reise nach dem südlichen Frankreich und nach Italien gesprochen und berufe mich hier darauf. Bei jenem ersten Besuche in der merkwürdigen alten Stadt war mir die Bekanntschaft und der Verkehr mit der lebenden Gegenwart nicht minder anziehend und wichtig, als der mit der mächtigen Vergangenheit. Denn das Leben und Wirken des merkwürdigen Pfarrers im Steinthal, des Friedrich Oberlin, von welchem ich damals zuerst ausführlicheren Bericht erfuhr, war ein Gegenstand, eben so werth der Beachtung, als das hehre Münster. Das Werk, das jener Mann an dem Steinthal und seinen Bewohnern gethan hat, ragt eben so hoch, wenn auch nicht in den Himmel, den das Auge sieht, doch in einen hinauf, den der Glaube kennt.

In Straßburg lebte damals noch der jüngste Bruder unserer Mutter Martin in Bärenwalde (Bd. II S. 15), der Kaufmann J. G. Wappler. Ihm hatten wir im Auftrag der guten Mutter viel zu sagen, denn obgleich sie diesen Bruder, den sie nach dem Tode ihrer Eltern als Kind zu sich in's Haus genommen, mütterlich gepflegt, erzogen und bis zu seinem selbstständigeren Alter versorgt hatte, von allen ihren Geschwistern am zärtlichsten liebte und diese Liebe eine gegenseitige war, hatten sich die guten Leute dennoch Jahre lang nicht geschrieben. Namentlich der guten Mutter kam das Briefschreiben gar hart und sauer an, so daß sich die beiden Geschwister nach fast patriarchalischer Sitte nur durch Reisende, die nach dem Elsaß gingen, oder von dort nach den sächsischen Handelsorten kamen, Nachricht von ihrem Befinden gaben und sich

grüßen ließen. Nun, als solche patriarchalische Boten kamen auch wir in das Haus des Oheims, wurden aber da sogleich wie eigene Kinder mit solcher Liebe in Beschlag genommen, daß wir uns nur mit Mühe die Freiheit vorbehalten konnten, wenigstens in unserem Gasthause zu schlafen. Namentlich die Tante, die Hausmutter Wappler, war eine Natur von seltenem, reinem Gepräge der Herzensgüte und von jener bleibend edlen Form der Bildung, welche der Geist durch den Umgang mit Gott und mit solchen Menschen empfängt, die den Herrn kennen und Ihn lieben. Demuth und Liebe, das waren die beiden Grundzüge; ein heller Verstand und ein gesundes Urtheil, Lebensklugheit und haushälterischer Fleiß die weiteren Liniamente des Wesens dieser guten Hausfrau. Sie mußte in ihrer Jugend schön gewesen sein und war dieses noch im vorgerückten Alter. Mit meiner Hausfrau war sie bald so befreundet, wie eine Mutter mit der eigenen Tochter. Wir durften uns Beide einer solchen Bekanntschaft, noch auf Erden gemacht, freuen, denn als wir einige Jahre später wieder nach Straßburg kamen, fanden wir nur noch den Oheim als trauernden, einsamen Wittwer.

Aber noch eine andere Bekanntschaft machte ich schon bei diesem ersten Besuche in Elsaß im Hause des Oheims; nicht zwar persönlich und mit leiblichen Augen, dennoch so lebendig und so nahe, als hätte ich sie in eigener Person gemacht. Dies war die Bekanntschaft mit dem merkwürdigen Pfarrer im Steinthal, dem Johann Friedrich Oberlin, dem unsere Verwandten in großer Liebe zugethan waren. Als auf ihn die Rede kam, da wurde die gute Tante sehr beredt, denn von diesem Manne sprach sie gern. Sie war öfter im Steinthal zu Besuche und in dem Hause des Vater Oberlin, in seiner Kirche gewesen, erzählte mir

auch namentlich von den belehrenden Stunden am Sonntag Nachmittag, in denen der Pfarrer die Frauen und Jungfrauen seiner Gemeinde um sich versammelte, und wie ein Vater unter seinen Kindern zu ihnen sprach von Gott und seinen alten wie ewig neuen Thaten an den Menschen und Völkern, so wie von seinen sichtbaren Werken. Die Tante bewies dabei eine große Gabe der lebendigen Mittheilung. Ohne daß es ihr nur im Entferntesten einkam, die Stimme, die Mienen, die Geberden des Vater Oberlin nachzuahmen, war es mir doch bei ihren Berichten so zu Muthe, als sähe ich den lieben Mann vor mir stehen und hörte seine eigenen Worte; sähe die Mienen seiner freudig zuhörenden Gemeinde.

Ich konnte in den Tagen, die ich damals in Straßburg zubrachte, gar nicht von den Gedanken an den Vater Oberlin wegkommen. Denn nicht blos bei der Tante, sondern am anderen Tage bei dem treugesinnten, lieben Pfarrer Krafft, bei Kaufmann Wegelin und bei Professor Ehrmann wurde ich, recht nach Herzenslust, in das Steinthal und in Oberlin's Haus geführt, und hätte den geistigen Besuch so gern mit einem leiblichen versiegelt, und der Einladung des Oheims gefolgt, mich, sobald als sein Geschäft es erlaubte, nach Waldbach zu führen, wenn mir meine Zeit des Verweilens nicht so genau wäre zugemessen gewesen. Es gibt aber Bekanntschaften, deren eigentlicher Vollgenuß uns doch erst für die Ewigkeit verspart ist, und ich danke Gott, daß ich wenigstens noch dem theueren Daniel Legrand auf meinem Lebenswege begegnet bin, in welchem Oberlin's Geist und Thatkraft noch so fortlebt, daß er den Nachlaß des Greises, den Frieden, den Segen des Steinthales mit sich in jedes Haus bringt, unter dessen

Dach er, wie einst unter das meinige, als besuchender Wandersmann eingeht.

Die Zeit des alten Bundes hat in solchen Tagen, in denen der Abfall des erwählten Volkes von seinem Gott, in denen das Verderben desselben und seine abgöttischen Gräuel am furchtbarsten waren, seine Treuen im Lande: seine Richter gehabt, welche an dem Fels ihres Ursprunges festhielten, und welche Vielen im Volke den Bund mit Jehovah stärkten. Ein solcher war für seine Zeit, mitten in den Gräueltagen der französischen Revolution, der Pfarrer Oberlin. Er predigte den lebendigen Glauben an Christum und seine Gerechtigkeit; lehrte treulich das Gesetz der göttlichen und menschlichen Ordnung. Er bezeugte den Frieden mit Gott und den Menschen in einem freudigen Gewissen nicht durch Worte allein, sondern durch die ganze That seines Lebens, und ist hierin treu bestanden bis an sein Ende*).

Am Tage nach meiner Ankunft in Straßburg war mein erster Ausgang zu dem ehrwürdigen Saltzmann. Es ist nicht der Schnepfenthaler Pädagog, sondern jener, dessen Jung Stilling in seinen Wanderjahren, bei der Beschreibung seiner Studienzeit in Straßburg, als Actuar Saltzmann mit Liebe erwähnt. Auch in Göthe's Werk „aus meinem Leben" wird seiner mit Achtung und Liebe gedacht. Fr. v. Meier in Frankfurt hatte mich zuerst auf einige Werke dieses christgläubigen Juristen aufmerksam gemacht, deren tiefgedachter Inhalt mich damals sehr anzog, namentlich auf die Schriften: „Geist und Wahrheit;"

*) M. v. mein kleines Büchlein: Züge aus Oberlin's Leben 2c. 9. Aufl. Nürnberg 1855.

„Tod, Todtenbehältniß und Errettung vom Tode“ u. s. f. Ich war mit dem Verfasser, ich weiß nicht mehr genau, ob in mittelbare oder unmittelbare Correspondenz getreten, und hatte mündlich Manches ihm zu sagen und ihn zu fragen. Sein Schwiegersohn, der Buchhändler Silbermann, führte mich zu ihm auf sein Zimmer, das er, von der Gicht gelähmt, nur noch selten verließ. Er kam mir, auf seinen Stock gestützt, entgegen. Eine Erscheinung von rührender Art. Jene Züge im Angesichte und in der äußeren würdigen Haltung waren noch nicht erloschen, in denen sich die innere Hoheit des Geistes und des Gemüthes kund gab, welche Göthe, Jung Stilling, Herder für Saltzmann gewann, aber der edle Falke, welcher vormals so manchen kühnen Flug in die Höhe gewagt, hatte seine Schwingen zusammengelegt und sich auf dem Felsen seines Horstes zur Ruhe gesetzt. Es war bei ihm schon damals, als ich ihn im J. 1820 sah, jener, ich möchte wohl sagen, „selige“ Zustand der Entkleidung von dem eigenen Selbst eingetreten, der sich später fast bis zur völligen Selbstvergessenheit ausbildete. Das immer tiefere Herabsteigen von jeder geistigen Höhe hatte sich schon seit längerer Zeit, im Gespräche mit vertrauten Freunden durch die tief aus dem Herzen kommenden Aeußerungen einer Demuth kund gegeben, über welche seine Frau, Madame Saltzmann, wenn sie dergleichen hörte, öfters in Unmuth gerieth, „denn,“ so sagte sie, „wer das hört, der müßte ja denken, du wärest etwa in deinem früheren Leben der gottloseste und böseste Bube gewesen, und wer dich kennt, der weiß doch, wie gut und fromm du von Jugend auf gelebt hast.“ Die Entkleidung von dem eigenen Selbst und von dem Liebsten, was dieses an sich gehabt hatte, ging auch nach anderer Seite hin noch weiter. Der liebe Alte wollte von seinen

Schriften und ihrem inneren Werthe, darauf er sonst, vielleicht mehr, als er es aussprach, viel gehalten, gar nichts mehr wissen. Die Wahrheit, so schien es ihm, sei nicht mit großer Menschenweisheit und Kunst aus der Höhe herab oder aus der Tiefe des Meeres zu holen, sondern in ihrer lauteren Einfalt sei sie nahe und bei jedem kindlichen Gemüthe, und nur in solcher Gestalt wollte er sie haben. Zuletzt ist es mit ihm dahin gekommen, „daß er von den vielen gelehrten Sachen, die er gelesen, erlernt und erforscht hatte, gar nichts mehr wußte.“ — Konnte er sich doch in seinem eigenen Hause und seiner nächsten Umgebung kaum noch zurecht finden, meinte immer, er sei auf einer Reise in der Fremde, verlangte nach Hause. „Sprach dann jemand mit ihm etwa von wissenschaftlichen Gegenständen, oder von Dingen aus dem Kreise des gemeinen Lebens, so verstand der Greis kaum so viel, als ein unwissendes Kind. Sprach man aber zu ihm, nicht mit künstlichen Worten, sondern recht einfältiglich von der einen, großen Gotteswahrheit, die sein ganzes Leben gestaltet und bewegt hatte, oder weckte man in ihm die Erinnerung an eine Stelle aus der heiligen Schrift, so wie etwa aus einem alten Liede auf, die mit jener Gotteswahrheit in nächster Beziehung stand, dann war es, als ob ein Lichtstrahl aus dem nahe künftigen, oberen Lebenselemente in die bereits für das irdische Licht halb geschlossenen Augen hineinfiele; der seiner Entbindung nahe Geist des Greises kehrte zurück, stimmte freudig in die Töne des Morgenliedes der Ewigkeit ein“ *).

So hatte der edle Falke zwar seine Schwingen zusam-

---

*) M. s. hierüber mein Wanderbüchlein „eines reisenden Gelehrten,“ 3. Aufl. S. 221.

mengethan und das müde Haupt zum Schlafe unter den Flügel geborgen, aber er saß hoch und fest auf dem Felsen, der ihn gebar, und über welchem ihm schon in einer nahenden Stunde die Sonne des neuen Tages aufgehen sollte. Zwar, wie der „Prediger" solchen Zustand beschreibt: die Sonne und das Licht, Mond und Sterne sind finster geworden, verdunkelt die Gesichte durch die Fenster. Die Thüren nach der Gasse sind verschlossen, die Stimme der Müllerin gar leise geworden, dennoch ist der alte Hausherr (der Geist) noch drinnen in der verschlossenen Hütte; vernimmt auch wohl noch den Gesang des frühen Vogels, und macht sich im Stillen bereit, dahin zu gehen, woher er gekommen ist.

Dergleichen Hüttenbewohner, wie der alte Salzmann war, solche, die immer in Bereitschaft standen zum Auszuge, wenn die Miethe ihnen aufgekündigt wurde, obgleich ihr Obdach noch in ganz gutem Stande, die Fenster noch hell, die Thüren noch nicht verschlossen waren, fand ich schon damals in Straßburg Mehrere. Freilich ist seitdem bei den meisten von ihnen der Eimer am Born des irdischen Lebens zerfallen; die goldene Quelle verlaufen und sie stehen an einem anderen Strome des lebendigen Wassers, der niemals versiegt, doch ist ihr Andenken in vielen Seelen, wie in der meinigen, in gesegneter Kraft geblieben. Ich darf Denen, welche die Männer kannten, nur ihre Namen nennen, und sie werden sagen: ja, mit dem Andenken an diese Verstorbenen steht es bei uns so, wie bei dir. Ich habe deshalb schon vorhin (S. 429) meine Leser zu den lieben Männern geführt, deren Segen ich wie eine gewonnene Beute mit mir auf meine weitere Lebensreise nahm. Das innere Bild der kleinen Abendgesellschaft bei Kaufmann Wegelin, sein, wie des Professor Ehrmann und des

Pfarrer Krafft Angesicht und ihr in einer gemeinsamen Liebe lebendes Wesen steht mir nicht nur im Lichte der Kerzen, die auf dem Tische brannten, vor Augen, sondern im möglichst hellen Scheine meiner bald zu Rüste gehenden Sonne. Nicht der Grabstein dieser vorangegangenen Mitwanderer allein kündigt ihr Ruhen im Frieden an, sondern es geht noch jetzt von dem Andenken an sie und ihr Wirken ein Mitgefühl des Friedens aus, dessen Lebenshauch von dem ewigen Osten kommt. Auch eines Jünglings erinnere ich mich, der mit kindlich treuer Liebe den alten, ehrwürdigen Salzmann, so lange dieser noch ausgehen konnte, begleitet und geführt hat, und der jedes gute Wort, das im Kreise der Freunde geredet wurde, mit Freuden aufnahm: des Michael Diemer. Der Herr thue an ihm die Barmherzigkeit, die er seinem, auch mir theueren, väterlichen Freunde gethan hat. Auch in Salzmann's Schwiegersohn, dem Buchhändler Silbermann, lernte ich einen Gesinnungsgenossen kennen und lieben, in dessen Geist und Gemüth ein anderer Schatz lag, als der des Silbers und Goldes: ein Schatz, der durch das Ausgeben und Verbrauchen nicht geringer, sondern zum ewiglich bleibenden Kapital wird. Ich wollte wohl gerne, ich hätte noch manche andere Namen der lieben Menschen behalten, denen ich schon bei meinem damaligen Besuche in Straßburg geistig wie leiblich begegnet bin, und denen ich dort wieder zu begegnen hoffe, wo man sich nicht mehr nach dem alten Namen, sondern in dem neuen wieder erkennt. Als ich am letzten Nachmittag (4. Okt. 1820) auf den Straßburger Münsterthurm, und zwar durch Vergünstigung des Thurmwartes, der für mich allein, gegen ein Trinkgeld die eiserne Gitterthüre zu der frei in der Luft gehenden Schneckentreppe aufschloß, bis zur „Laterne" hinanstieg,

und dort wie der einsame Vogel auf dem Dache auf das ehrwürdige, alte Straßburg und seine naturkräftige Umgegend herunter schaute, da hätte ich mir die melodisch schöne Stimme des einsamen Vogels wenigstens innerlich gewünscht, um würdiglich das zu besingen, was mich da bewegte. Straßburg hat aber Gott Lob! noch immer viele solche Seelen, welche bessere Sangvögel sind, als mein Herz es war. Aber der Thurmwart gab mir einen Wink zum Herabsteigen, denn der Herbstwind, der dort oben kräftig bläst, hätte meinem übermüthig fleischlichen Höhensinne gar leicht eine gründliche Demüthigung zufügen können.

Wer den Weg von Straßburg über Kehl nach Rastatt noch nicht gemacht hat, der soll ihn machen, und zwar nicht im geschlossenen Wagen, sondern als freier Mensch zu Fuße, wie ich es mit meiner lieben, munteren Hausfrau that. Die Augen haben auf diesem Wege so viele Gelegenheit zu den vorzüglichsten Lustfahrten hinein in die Thäler und Schluchten des Schwarzwaldes und hinan auf seine grünenden Höhen, auch hin und wieder auf den nahen Rhein und über ihn hinüber, daß einem das Weitergehen schwer ankommt. Dazu blies uns der Ostwind über den Schwarzwald recht erfrischend, doch zugleich in den späteren Nachmittagsstunden so überkräftig an, daß wir nicht undankbar waren für den Schutz, den uns der Wald vor Rastatt gegen das Windesbrausen gab, welches die Wipfel der Bäume schüttelte.

Für was uns die guten Wirthsleute in Rastatt halten mochten, bei denen wir noch vor Abend einzogen, das weiß ich nicht. Daß ich, obgleich ich ein Studentenränzchen trug, doch kein Student mehr und meine Hausfrau keine Studentin sei, mochten sie wohl merken; gleichwie herumziehende Komödianten sahen wir auch nicht aus, am

wenigsten aber wie Handelsleute, welche ansehnliche Einkäufe machen wollen. Ich mußte aber immerhin etwas von der Witterung eines reisenden Gelehrten an mir haben, denn Einer, der mit der Universität Heidelberg bekannt schien, fragte mich, ob wir aus Heidelberg kämen? Ich aber sagte Nein, sondern wir wollten dahin reisen. Dieses hatte Einer gehört, der in der Nachbarschaft unseres Tischchens die Zeitung las, er schaute auf und fragte an, ob wir mit ihm zusammenhalten wollten zur Miethe eines Fuhrwerkes, denn auch er gedenke morgen nach Wiesloch zu reisen, was nur etliche Stunden vor Heidelberg läge. Wir willigten nicht ungern ein und die Sache war in Ordnung.

Unser neuer Reisegefährte war ein Handelsmann von wackerem bürgerlichem Aussehen, inkommodirte uns auch nicht viel mit Reden, denn, so viel ich mich erinnern kann, sprach er, als wir am anderen Morgen frühe im Wagen saßen, nach seinem „Guten Morgen“-Gruße bis nach Carlsruhe kein weiteres Wort, und auch da, als wir, ohne Aufhaltens durch die Residenzstadt durchfuhren, sagte er nur: „schöne Stadt, gebaut gerade wie ein Fächer.“

Der Himmel hatte sich getrübt, drohte zwar mit Regen, ließ es jedoch bei der Drohung bewenden. Die schöne Allee zwischen Carlsruhe und ~~Bruchsal~~ könnte wohl zum stillen Spaziergange im Sommer, Durlach zum einsameren Wohnsitze einladen. Zu Wiesloch am Abende hörte ich Manches von einem merkwürdigen Bauer, von dem uns schon am Nachmittag, jenseits Bruchsal, als er auf einmal anfing, ein wenig gesprächig zu werden, unser Reisegefährte erzählt hatte. Jener Seher in die Ferne des Raumes und der Zeiten war, nach Allem, was ich von ihm hörte, ein redlicher Mann, den seine Gabe in manchen Fällen wahr-

haft belästigte, und ich möchte bei dieser Gelegenheit einer Hellseherin erwähnen, deren trefflichen Vater ich in Straßburg kennen gelernt hatte. Diese, eine liebe, fromme Jungfrau, besaß die Gabe des Hellsehens und der geistig gelösten Zunge, während der Zustände ihres Schlafwachens in hohem Maaße, und machte eine Anwendung von dieser Gabe, welche vielen gutgesinnten Seelen wohlthat. Dennoch, wie mein brüderlicher Freund Carl Köllner erzählte, in dessen einsamem Wohnsitze sie längere Zeit lebte und wirkte, bekämpfte und besiegte sie jene Gabe, weil sie erkannt hatte, daß ihr Gebrauch nicht nach der göttlichen, einfältig und demüthig dahin gehenden Ordnung sei*).

Am nächsten Morgen bei guter Stunde erhoben wir unsere Füße und wanderten frohen Muthes nach Schwetzingen zu, besahen uns den zierlichen dortigen Garten, bestiegen auch das Thürmchen, welches nachbildlich einen mohamedani chen Wächterthurm (Minaret) vorstellen soll, von dessen Art wir späterhin viele im Original gesehen haben. An Heidelberg wollte ich diesmal auch nicht, wie in meinen Studentenjahren, eilig vorübergehen, sondern mir Zeit lassen zu einem Besehen der Stadt und zum Besuche bei einigen der Bewohner. Nach einem Wiedersehen meines alten Bekannten von Nürnberg her, des berühmten

---

*) Ein tiefer blickender Mann, dem es verliehen war, die Geister zu prüfen, hatte der jungen Seherin gerathen, in Kraft des Gebetes ihre außerordentliche Gabe zu bemeistern und zur gefahrloseren Ordnung des wachen Lebens zurückzukehren. Die innig fromme Jungfrau gehorchte gern; sie wurde frei von ihrem Hange zur geistigen Entbundenheit, bald hernach aber durch einen unerwarteten sanften Tod auf immer von dem Leibe entbunden.

Dr. Paulus, gelüstete es mich freilich nicht, und ich fragte nicht einmal darnach, ob er zu Hause oder verreist sei. Denn es gibt Besuche bei berühmten Leuten, von denen man eben so wenig Genießbares mit sich hinwegnehmen kann, als aus dem großen, leeren, weltbekannten Heidelberger Faß.

Ich wußte aber schon Orte, wo mehr für mich zu finden war; suchte vor Allen den Schwiegersohn und geistigen Erben des seligen Jung Stilling, den Geh. Kirchenrath und Professor Dr. Schwarz, auf. Die gelehrte Welt kennt diesen Mann namentlich aus seinen pädagogischen Werken als einen Meister im Gebiete der Erziehungskunde. In dem kleineren Kreise der christgläubigen Zeitgenossen ist er aber durch ein anderes Werk bekannt, welches nicht in Buchstaben geschrieben, auch in keinem Buchhändlerkataloge genannt ist: dieses ist das fortwährende Zeugniß, das er durch sein eigenes Thun und Leben von der erziehenden, veredlenden Kraft des Christenglaubens gab. Denn dieser Erzieher der Kinderwelt ist selber als ein gelehriges Kind in eine Schule gegangen, darin man etwas kennen lernt, das besser ist, denn alles Wissen. Mir war es wohl bei diesem Manne und seiner Frau, einer Tochter der ersten Frau des seligen Stilling: seiner mit ihm durch viel Noth und Trübsal gegangenen Christine.

Der Professor der Theologie, Dr. Karl Daub, war nach seiner ganzen Persönlichkeit eine durchaus würdige, Ehrfurcht gebietende Erscheinung. Wie die alten Herzöge durch die leibliche Kraft ihres Armes dazu gemacht waren, vor ihrem Volke herzuziehen in den Kampf und mit ihm zu siegen, so war er durch seine geistige Kraft zum Vorgänger und Führer anderer Geister in den Kampf mit der Geistlosigkeit seiner Zeit geschaffen. Man sah und merkte

es diesem Manne bald an, daß es ihm ein fester, treuer Ernst war mit Allem, das er wollte, dachte und sprach. Dennoch glich (man erlaube es mir, die ernste Bestimmung dieses ehrenwerthen Mannes hier durch einen scherzhaften Vergleich anzudeuten) seine Stellung im Reiche der Wissenschaft seiner Zeit der eines spanischen Postkondukteurs oder Mayorals. Sieben bis neun, ja zehn Maulthiere sind vor dem Postwagen angeschirrt, von denen nur die zwei hintersten Zügel haben, „alle übrigen ihrer Phantasie überlassen sind"*). Es gehört ein besonderes Glück und Geschick dazu, die übermüthige „Phantasie" einer solchen ungezügelten Rotte, die, wenn es ihr so ankommt, selbst den Berg hinan in Galopp läuft und dabei noch kräftig um sich her ausschlägt, so auf geradem Wege zu halten, daß sie nicht den Eilwagen umwirft, wie denn dieses in den Tagen geschah, in denen Stolz dort auf der Reise war; und zwar nicht auf einem weichen Rasen oder auf festem Boden hin, sondern (bei Valencia) in's Meer, wobei 14 Insassen des Wagens um's Leben kamen. Damit aber nun solch' Unglück verhütet werde und die Rotte auf der rechten Straße bleibe, ist ihr ein Mayoral oder Kondukteur zum Hüter und Regierer mitgegeben, der das Korps der Maulthiere in Ordnung hält, und zwar nicht durch Prügel (denn das thut der ihm zum Gehülfen beigegebene Zagal), sondern durch eindringliche Worte, womit er jedes der ungezügelten Thiere mit einem eigenen ihm gegebenen Namen anredet, ermahnt und straft.

Wie ein solcher Mayoral dem spanischen Postwesen in leiblicher Geschicklichkeit und Würde, so war Daub in gei=

---

*) M. v. Alban Stolz Spanisches für die gebildete Welt, 2. Aufl. S. 113.

stiger Weise dem Eilwagen der deutschen Philosophie (Dampfwägen gab es damals noch nicht) als Hüter und Lenker beigegeben. Ich weiß nicht, ob in Spanien der Kondukteur nur von einer Station zur anderen seine Regentschaft über das Korps der Maulthiere führt, bei uns aber in Deutschland bleibt ihm diese Würde über mehrere Stationen, an deren jeder der Wagen mit neuen Zugthieren bespannt wird. Daub war nicht nur in der hohen Schule der Platonischen Philosophie, sondern in der Schule einer noch höheren, ewig dieselbe bleibenden Weisheit zu seinem Mayoraldienste erzogen. Er trat schon am Ende des vorigen Jahrhunderts auf der Station der kritischen Philosophie seinen Dienst an, führte dann denselben auf der Station der Schelling'schen Identitätsphilosophie weiter und hat demselben selbst auf der Station der Hegel'schen Dialektik so lange vorgestanden, als die Hegel'sche Schule noch nicht mit der wahren Theologie in offenen Widerspruch gekommen war. Denn ich darf es wohl nicht erst erinnern, daß ich mir bei dem Vergleiche mit dem spanischen Postwagenlenker unter den Maulthieren nicht die ehrenwerthen Meister der deutschen Philosophie auf den drei genannten Stationen, sondern nur ihre Schulen gedacht habe, in deren Korps es manchmal sehr ungezügelt herging. Daub, ein rechter Liebhaber der Weisheit, mehr aber noch der göttlichen, als der menschlichen, hätte gern, nach all' seinen Kräften, die Gespanne der Menschenweisheit auf der rechten, guten Straße der Gotteswahrheit erhalten; er glaubte von Herzen an die „Nothwendigkeit einer Autorität in den höchsten Gebieten der Wissenschaft" *), und

*) M. v. über denselben Gegenstand die viel angefochtene ehrenwerthe Rede von Dr. J. N. v. Ringseis, München 1855.

fand diese höchste Autorität einzig und allein in der Offenbarung. Die Gespanne der einzelnen Stationen kannten auch und beachteten bis dahin, wo das Dampfwesen aufkam, seine starke Stimme, und es wird sich wohl jeder Sachkundige meines Alters noch daran erinnern, welchen Eindruck Daub's Schrift „Judas Ischarioth“ auf Tausende von Lesern machte, darin der Verfasser, nicht beachtend das Staunen und den Hohn der Rationalisten, das persönliche Dasein eines Satans, eines Urhebers des Bösen, behauptete.

In den theologischen Vorlesungen, welche Daub an der Universität hielt, pflegte sich der Ernst des Lehrers den dafür empfänglichen Zuhörern in unwiderstehlicher Weise mitzutheilen. Wenn auch nicht mit den Worten, doch mit der Stimmung eines Gebetes begann er jede dieser Lehrstunden; er sprach von den Grundwahrheiten des Christenthums mit einer Ueberzeugung und Salbung, welche auch dem Unglauben eine Beachtung abnöthigte. Man fühlte es ihm an, daß er sich bei solchem Zeugnisse in einem Elemente befand, darin er immer wünschte zu bleiben und zu sein und es ist für die Geschichte dieses ehrwürdigen Mannes nicht ohne Bedeutung, daß ihn, Allen unerwartet, der Tod nicht auf dem Krankenbette, nicht in dem Wohnzimmer bei den Seinigen, dahinnahm, sondern auf dem Katheder stehend, mitten unter seinen Zuhörern. So schloß der fast 71jährige Greis (am 22. Nov. 1836) seine vieljährige, gesegnete Wirksamkeit, wie ein tapferer Soldat auf dem Felde seiner Ehren.

Neben der alten Garde, an deren Spitze der damals noch sehr rüstige Daub stand, hob sich (im J. 1820) auch schon ein jüngerer Nachwuchs von kräftigen Armen, freudigem Muthe und treuem Herzen hervor, welcher bis zu

unserer Zeit die „Kriege des Herrn“ tapfer fortgeführt und sich durch sein gesegnetes Wirken im Lande der Lebendigen ein beständiges Haus begründet hat. Die theueren Männer, damals noch Jünglinge, Ullmann und Umbreit, habe ich bei jenem ersten Besuche in Heidelberg (wenigstens den einen von ihnen) zwar nur gesehen, ihr Andenken ist aber in meinem Herzen geblieben und immer größer darin gewachsen, namentlich sind mir die Stunden, die ich mit Ullmann: diesem Manne voll Liebe und voll Kraft, an der Isar zubrachte, rechte Freuden- und Friedensstunden gewesen. Gott lasse ihn, wie den edlen deutschen Baum, an den sein Name erinnert: die Ulme oder den Rüster, in die kommenden Tage hinein, die solcher auserwähltem Rüstzeuge bedürfen, in immer sich erfrischendem Saft und Grün, den Stürmen zum Trotze, die seinen Wipfel „zerzausen“, dastehen, daß in seinem Schatten noch mancher ermüdete Wanderer sich stärke und erfrische.

Nicht aber nur mit solchen Lehrern der Hochschule machte ich mich bekannt, die sich mit den himmlischen Dingen und ihrem Erforschen beschäftigten, sondern auch mit denen, die, von gleichem Handwerke mit mir, das große Werk der Sichtbarkeit: die Erde mit geistigen wie leiblichen Sinnen erfaßten. Zu dem Meister im Gebiete der Erdkunde, dem C. Cäs. von Leonhard, zog mich nicht bloß die herzliche Dankbarkeit hin für das Viele, das ich aus seinen Schriften empfangen, sondern nicht minder die aufrichtige Hochachtung, welche ich gegen die Persönlichkeit des Mannes in mir trug. Denn ich kannte ihn durch meinen Freund Menge (S. 237), welcher mehrere Jahre mit ihm zusammengelebt und seiner Wohlthaten genossen hatte, nicht nur aus den Schriften, sondern aus dem Leben, auch wußte ich ja durch gemeinschaftliche Freunde in München

von ihm Näheres und Anziehenderes, als ein bloßer Leser seiner Bücher weiß. Die Erinnerung an die freundliche Aufnahme, die ich bei ihm fand, ist mir eine wohlthuende geblieben.

Schelver sah ich als einen Kranken, der mit Trübsinn zu kämpfen schien; andere Lehrer im Gebiete der Naturwissenschaft waren, wie ihr Beruf es forderte, auf Reisen, nahe und ferne im Lande umher. Wohl aber war der Mann zu Hause, der ja als ein Reicher an Geist sein stattliches Haus in der fürstlichen Residenz des klassischen Alterthums und seiner Geschichte besitzt und auch sonst noch an vielen ehrenwerthen Orten zu Hause ist, der Geheimrath Georg Friedrich v. Creuzer. Auch er nahm meinen Dank für so manche geistige Anregung und Materialien, die ich seinen Schriften entnommen hatte, freundlich auf.

Uebrigens erschien mir Heidelberg, so wie es mit seinem ehrwürdig alten Schlosse zwischen den noch älteren, ehrwürdigen Bergen daliegt, schon für sich allein als ein Ort, darin sich's gar wohl und anmuthig wohnen müsse. Ich hätte nur gewünscht, daß die lieben Brüder Boisserée's noch da gewesen wären, die ich mit ihrem Hausfreunde, dem Dr. Bertram, später in München fand, denn von ihnen war noch viel die Rede. Doch streifte ich mit meiner Hausfrau ganz vergnügt theils allein, theils unter einer lieben Begleitung aus dem Schwarzischen Hause, in der Stadt und ihrer nächsten Umgebung umher, welche, durch die wunderschönen Herbsttage, die wir während unseres Aufenthaltes dort genossen, einen besonderen Zuwachs ihres Reizes erhielt. Mannheim mag eine gar regelrecht gebaute Stadt sein und heißen, in der Regel gefällt mir aber dieses moderne Wesen der Städte nicht so gar besonders. Na=

mentlich in manchen Fällen erinnert es mich an das Benehmen eines gewesenen fürstlichen Bedienten, der alle die Ehrenmünzen, die er, als Beweise der Gunst und Gnade, von seiner Herrschaft erhalten hat, in den Knopflöchern und an der Brustseite seiner etwas alternden Uniform trägt und Jedem, mit dem er im Eilwagen zusammenkommt, es sagt, daß er nicht etwa ein Bauer, auch kein bürgerlicher Bäcker, oder sonstiger Professionist aus der Stadt sei, sondern Der und Der Mann bei Hofe. Mir gefallen die bürgerlichen Reisegefährten besser, welche Das, was sie werth zu sein meinen, nicht im Knopfloche oder außen am Rocke zu Tage legen, sondern es in der Tasche und schweigend im Herzen tragen.

Nun, zu einer solchen Reisegesellschaft, nicht zwar blos von Mannheim nach Frankfurt, sondern nach einer „hochgebauten Stadt“, die des gemeinsamen Pilgerlaufes Ziel und Ende ist, kam ich in Mannheim. Es war die Tochter des Jung Stilling aus seiner zweiten Ehe. Man braucht solche Wanderer nach der Heimath nicht erst zu fragen, wohin die Reise geht? man merkt ihnen die Landsmannschaft an ihren Zügen und am Dialekte an, der sie, selbst im gleichgültigen Gespräche auf der Gasse verräth. Strahlt uns doch schon aus dem Angesichte und dem Blicke einer liebenden Mutter, die das Kind an ihre Brust hält, eine ganz besondere Lieblichkeit an; es gibt aber noch eine andere höhere, innigere Liebe im Herzen des Menschen, die von noch ungleich schönerem, unvergänglicherem Gepräge ist, als die irdische Mutterliebe. Ein solches Gepräge steht der jungfräulichen Natur gar wohl an. Ich denke deshalb gern an diese jungfräuliche Erscheinung in Mannheim, um so mehr, da sie zu jenen gehörte, welche, wie das kindliche Alter, sehr zeitlich zur Ruhe gehen, denn, als ich einige

Jahre nachher wieder in die Gegend kam, war sie auf Erden nirgends mehr zu erfragen.

Hier nahm ich auch Abschied von dem mir lieb und werth gewordenem Sohne meines Freundes Schwarz: von dem Stillingsenkel, dem Pfarrer in Weinheim. Und schon am anderen Tage von der schönen Bergstraße mit ihrem Anhauche einer südlicheren Natur, die sich in den Kastanienwäldern und auf den Hügeln der edlen Reben ihre Lustschlösser erbaut hat. Man ließ das Auge, so viel der nicht ganz offene Reisewagen es erlaubte, gerne noch auf dem Donnersberge ruhen; näher gegen Darmstadt hin gab es keinen solchen Ausruhepunkt mehr, auch in der Stadt keinen Thurm, zu welchem der Blick auffliegen konnte. Daß es heute Sonntag sei, das konnte man am Abende, vornämlich an der Beleuchtung und der Musik wahrnehmen, die aus dem eifrig besuchten Theater oder Opernhaus herausstrahlte und erklang.

Unser Lohnkutscher aus Heppenheim schien sich den Hochgenüssen des Residenzlebens länger hingegeben zu haben als gewöhnlich, er schob die Sonntagsruhe noch tief in den Montag Vormittag hinein, war auch kein Freund von großer Eile; wir kamen erst am Nachmittag in Frankfurt an. Was aber seiner Fuhre an großartigen Eigenschaften abgegangen, das schien er durch den Glanz des prächtigen Gasthauses ersetzen zu wollen, an welchem er wie ein alter Bekannter des Hauses anfuhr. Nicht nur ein, sondern mehrere elegante Kellner standen da an der Thüre; der eine davon läutete an einer Glocke, um dem Hausknecht ein Zeichen zum eiligen Kommen zu geben; zwei vornehme Damen und ein Herr schauten hinter dem Fenster heraus, um zu sehen, welche Herrschaft etwa komme. Ich läugne die Schwäche nicht, deren ich mich oft zu schämen hatte:

mich überfiel eine Angst und Scheu vor all' solchem Glanze. Den Kutscher hatte ich schon bezahlt, drückte ihm eilig noch ein Trinkgeld in die Hand, griff nach meiner Reisetasche, eilte aus den Blicken der vornehmen Welt und der eleganten Kellner davon und meine liebe Kreüsa blieb auf dieser eiligen Flucht durch das Gedränge der Stadt nicht hinter mir, sondern ich kam durch eine kleine Gasse glücklich mit ihr an einem Gasthofe von mittlerem Range an, in dessen Wahrzeichen, das an einer Stange heraushing, der Künstler, der in kunstloser Unschuld es gefertigt hatte, einen Baum errathen ließ. Wir konnten mit unserem stillen, reinlichen Zimmer wohl zufrieden sein und die Bedienung schien uns auch bürgerlich standesgemäß. Doch ließ ich mir keine Zeit zu weiteren Betrachtungen, eilte zuerst zu einem Kaufmanne, bei welchem mein Creditbrief ein mäßiges Geschäft abzumachen hatte, dann zu dem Manne, dessen Persönlichkeit mich mehr denn alle neue und alte Merkwürdigkeiten der Stadt nach Frankfurt zog: zu dem Schöff Johann Friedrich von Meier. *)

Was dieser Mann für seine Zeit war, was er der unsrigen geworden ist und bleibt, das ist in weiten Kreisen anerkannt und gewürdigt. Er steht als ein Zeugniß dafür da, daß keine Ungunst der Zeit, keine Niedrigkeit noch Höhe des Standes, daß weder die Ehre, noch das Lob, noch die Mißachtung der Menschen, der äußere Reichthum eben so wenig als die Armuth, den Geist am Boden halten können, welcher ernstlich sich nach oben hindurchringen will. Die Zeit der Kindheit und Jugend des J. F. von Meier fällt in die drei letzten Jahrzehnde des vorigen Jahrhunderts. Der äußere Adel, welchen Kaiser Joseph seinem Hause verliehen, sowie der Reichthum dieses väterlichen Hauses, konnten dem leicht erregbaren Jüngling kein Schutz

*) Fr. v. Meyer unterzeichnet seine vielen Aufsätze in [illegible] „Blätter aus Prevorst" u. „Magikon" immer mit = y =.

sein gegen die Gefahren jener geistigen Pestilenz, welche, in den Zeiten einer fast allgemeinen, inneren wie äußeren Empörung gegen Wahrheit und Recht nicht nur im Finstern schlich, sondern am hellen Mittag die Seelen verderbte. Aber er hatte von höherer Hand einen inneren Adel und Reichthum als Mitgabe empfangen, einen Schirm und Schutz, unter welchem er unversehrt blieb: das war die schon frühe in ihm erwachte Freude und Lust an dem festen prophetischen Worte, das ihn wie ein Licht durch das Dunkel leitete, bis ihm der Morgenstern der vollen, klaren Erkenntniß aufging in seinem Herzen. Sein frühe wach gewordener Geist hatte nicht nur in dem Wissen und in der Weisheit der Schulen einen kräftigen Anlauf zur Meisterschaft genommen, sondern von diesem Arbeitsfelde der Mühe sich in das ätherischere Element der Dichtkunst erhoben. Es gab unter den Freunden und Bekannten des Hauses Viele, welche in dem Jüngling, ja bereits im Knaben einen kräftigen Nacheiferer und künftigen Ruhmesgenossen seines großen Landsmannes: Göthe erkennen wollten. Er aber, schon in seinem früheren Verkehre mit den Werken der Dichter aus neuer wie alter Zeit konnte an keinem ein so volles Genüge, so inniges Wohlgefallen finden, als an den ältesten von allen: an den Sängern des alten und ewigen Bundes des Geistes aus Gott mit dem Geiste des Menschen. Bei diesen fand er die höchsten Höhen der dichterischen Weihe, die tiefsten Tiefen der Weisheit. Und wie das Wohlgefallen an einem harmonisch schön lautenden Gesange das eindringendere Aufmerken auf den Inhalt weckt, welcher durch seine Kraft zum Herzen geht, so ward ihm immer mehr und mehr das seinem Gemüthe holdselig lautende Wort zu einem inwohnend lebendigen. — Nun dieser edle Geist hat den Strom des lebendigen Wassers,

der in ihm war, reichlich herausfließen lassen zur Erquickung und Bekräftigung von Tausenden der Seelen, welche in der damaligen, dürren, heißen Zeit nach solchem Wasser durstig waren. Der Strom kam bei ihm wie aus einem Felsen heraus, welcher seiner Natur nach keine solche Fülle des gesegneten Elementes erwarten ließ. Denn man findet es kaum begreiflich, wie dieser Mann unter der felsigen Last seiner Berufsarbeiten, zuerst als Kammerdirektor, dann als Senator, als Schöff, Syndikus, Gerichtsschultheiß, Gesandter am Bundestag, so wie als Präsident des gesetzgebenden Körpers, noch die wunderbare Beweglichkeit und Frische des Geistes zu seinen vielen schriftstellerischen Arbeiten behalten konnte, in denen allen sich seine Liebe zu der Weisheit kund gab, die von Anfang war. Seine berichtigte Uebersetzung der h. Schrift mit kurzen Anmerkungen wäre schon allein der Mühe eines auch noch sonst so vielbeschäftigten Menschenlebens würdig gewesen. Seine Blätter für höhere Wahrheit und viele andere seiner Arbeiten von gleicher Tiefe des Erkennens und klarer Vollendung des Ausdruckes sind den Jüngern wie den Meistern in diesem Gebiete des Forschens eine reiche Fundgrube der tiefer im Grunde gelegenen Gedankenkeime; seine christliche Glaubenslehre eine für Jeden geöffnete Vorrathskammer des gesunden Brodes; sein Tobias eine anmuthige Kost für kindliche, der Milch begehrende Seelen gewesen. Er hat sich bis an sein Ende als ein vielthätiger Zeuge der Wahrheit durch Wort und Schrift erwiesen.

Ich war mit Friedrich von Meier schon seit mehreren Jahren in einem geistigen Verkehre durch Briefe gestanden, und ihm durch herzliche Liebe und Ehrfurcht zugethan, jetzt sah ich den Mann selber lebendig vor mir. Er war so freundlich mittheilend gegen mich, wie ich wenig andere

Menschen gleich in den ersten Stunden des persönlichen Begegnens gefunden habe. So sehr es mir anlag, den viel und ernstlich beschäftigten Mann um keine seiner seltenen Mußestunden zu verkürzen, wußte er mich dennoch in seiner liebevollen Weise so an sich zu ziehen und durch seine Gespräche fest zu halten, daß es zu meiner großen Verwunderung schon dunkle Nacht geworden war, als ich endlich dazu kam, mich bei ihm zu verabschieden. Zu dieser Verwunderung auf meiner Seite kam aber alsbald eine eben so große auf seiner Seite, als er mich, weil es ja schon Nacht und ich in der Stadt fremd sei, nach meinem Gasthofe begleiten wollte, und ich ihm weder das Haus noch selbst die Gasse nennen konnte, darin ich mein Obdach gefunden. Nur das wußte ich zu sagen, daß an dem Schilde des Gasthauses ein grünfarbiger Baum zu sehen war, wie aber der Baum heiße, darauf hatte ich nicht gemerkt. Da führte mich der liebe, werthe Mann zu mehreren Gasthöfen von edlem Aussehen, deren Wahrzeichen an einen Baum oder an ein sonstig grünes Gebüsch und Gewächs erinnern konnten. Ich aber bemerkte ihm, daß mein Gasthaus gerade nicht zu den vornehmeren seiner Art gehöre, und zugleich erinnerte ich mich, daß es nicht weit vom Main abgelegen sei. Da nahm mein nachsichtsvoller, freundlicher Führer eine andere Richtung und brachte mich glücklich zu meinem Ziele.

Ich kann wohl sagen, daß mich dieses demüthige, liebevolle Bezeugen eines mir in jeder Hinsicht so hoch gegenüberstehenden Mannes recht tief bewegte, zugleich aber auch beschämte und in fast peinliche Verlegenheit brachte. Lieber würde ich allein stundenlang in der mir unbekannten Stadt herumgeirrt sein, bis ich endlich die rechte Spur erfragt und gefunden hätte, aber auf alle meine Einwendungen

gegen sein so lange fortgesetztes Bemühen achtete mein freundlicher Begleiter nicht. Ich würde dieses an sich unbedeutenden Begegnisses, welches weder das erste noch das letzte seiner Art in meinem Leben war, gar nicht erwähnt haben, wenn es mir nicht als ein Zug erschiene, welcher wesentlich zu dem Lebensbilde gehört, das mir von dem theueren Fr. v. Meier vor der Seele steht. Der werthe Mann trug so viele Ehrenzeichen und Gaben in und an sich, die ihm zur wohlverdienten Zierde vor den Augen und Herzen der Menschen dienen konnten, aber als die schönste und beste von allen erscheint mir die demüthige Liebe, die er auch an mir bei seinem Führergeschäfte erwies.

Meine liebe Hausfrau war wieder einmal in großer Sorge um mich gewesen. Sie hatte nicht einmal gewußt, wohin ich eigentlich gegangen sei. Als ich ihr erzählte, was mir geschehen, da gerieth auch sie in große Verwunderung, weniger über mich, an welchem ihr ein solches Geschick nichts ganz Ungewohntes war, als über die Geduld und Güte meines Freundes, welcher, obgleich mir an Alter so wie an Stand und Würde so weit voran, mir an dem neblichen Herbstabende das Geleite durch so manche Gassen der Stadt gegeben hatte. Der theuere Mann, den ich später noch mehrmals und auf längere Zeit sah, und mit dem ich bis an sein Ende in treuer Verbindung geblieben bin, ist mir aber fortwährend nicht zwar wie bei unserem ersten persönlichen Zusammentreffen ein leiblicher, doch ein erfahrener, liebender und nachsichtsvoller geistiger Führer, Rathgeber und Tröster auf manchem mir dunklen Wege geblieben.

Am anderen Morgen sah ich auch noch den edlen Minister von Plessen (m. v. S. 61 u. a.) und seine Gemahlin zum letzten Male im Leben. Zu weiteren Besuchen blieb

mir bei diesem erstmaligen kurzen Verweilen in Frankfurt keine Zeit; sie waren mir für ein späteres Wiederkommen aufbehalten. Gleich nach Mittag fuhren wir weiter; kamen noch am späten Abende über die bayerische Gränze, am darauf folgenden Tage nach Würzburg. Auch von dort sollte ich noch einen letzten Segen von dieser Reise mit mir nehmen, aus dem Hause und Herzen eines Stillen und Verborgenen im Lande. Denn in Würzburg wohnte damals noch Karl Köllner mit seiner Frau und seinen Kindern: der Mann, welcher nachmals für viele Seelen, an vielen Orten, so wie einst Joses der Levit aus Cypern, ein „Sohn des Trostes" (Barnabas) geworden ist. Den Beruf eines Trostbringers hatte er schon in früherer Kindheit geübt. Sein Vater war jener tüchtige Schulmann zu Idstein und nachmalige Pfarrer zu Naurodt im Nassauischen, dessen Lebensgeschichte in ihrer kurzen öffentlichen Mittheilung vielen Lesern zum Segen gewesen ist. Das war allerdings ein in der Schule langer, bitterer Trübsale groß gezogener Mann. Ich hatte diesen Vater in Christo bei Tobias Kießling in Nürnberg gesehen und Worte von ihm gehört, die aus tiefer Erfahrung kamen, obgleich er durch seine große Schwerhörigkeit von dem alltäglichen Verkehre mit der Welt schon damals fast ganz abgeschieden war. Der junge Karl Köllner war demnach nicht nur in dem Hause eines guten Schulmannes, sondern in einer Umgebung geboren, darin der Geist des Trostes und der Ergebung in Gottes Willen mitten unter einer Schaar von tiefbetrübten und bekümmerten Seelen alltäglich seine Schule hielt. Denn eben in dem Geburtsjahre des Karl fing der Hausvater an zu erkranken; konnte bald nachher seinem schweren Amte in Idstein nicht mehr vorstehen; mußte als armer Landpfarrer den schweren Druck

29*

und die Noth der damaligen Kriegsjahre, so wie der Theuerung, erfahren. Dabei führte er den Geistern der Empörung gegenüber, welche damals, nach den Zeiten der Revolution von Frankreich aus auch am Rhein ihr Wesen trieben, das unsichere Leben eines verhaßten Fremdlinges unter Mesech und bei den Hütten Kedars. Denn wenn sich auch bei dem armen Pfarrer zu Naurodt, welcher kaum für seine 7 Kinder und die anderen Genossen der Familie das tägliche Brod hatte, nichts fand, was die Raubsucht reizen konnte, so war doch schon er selber als treuer Verkündiger des Glaubens wie des göttlichen Ernstes für sie ein Gegenstand des tödtlichen Hasses. Während der schlimmsten Jahre jener Unruhen wurde dem Hause des Pfarrers, so wie ihm und den Seinigen oft mit Brand und Mord gedroht, und die beiden Eltern haben damals manche Nacht in Gebet und Sorgen durchwacht. Je liebloser aber die Außenwelt sich gegen sie anstellte, desto inniger schlossen sich Eltern und Kinder in der gemeinsamen Liebe zu Gott an einander an. In dieser Liebe lag ein großer Trost, und sie war so reichlich über Alle, doch, wie es scheint, in besonderem Maaße über das kindlich gottvertrauende Gemüth des jüngsten Sohnes Karl ausgegossen, daß dieser keines besseren Glückes begehrte, als des Zusammenseins mit seinen frommen Eltern und gemeinsam mit ihnen mit seinem Gott. Bald aber nach jenen Tagen, in denen sein ältester Bruder in der Nähe von Naurodt unter den Händen eines rohen Raubmörders gefallen war, mußte Karl, der Knabe, seinem künftigen äußeren Berufe entgegengehend, das Haus seines geliebten Vaters verlassen. Doch hatte er da schon den Vater kennen gelernt, und für immer gefunden, von dessen Nahesein kein Raum der Erde, nicht Leben noch Tod uns scheiden können. Wunderbar

und selig waren von da an die Führungen dieses Treuen im Lande, von welchem man sagen kann, daß er überall, wohin sein Weg ihn führte, richtig vor sich gewandelt, Frieden gefunden und gebracht habe. Die Zeugen seines stillen und dennoch gotteskräftigen Wirkens an den Seelen stehen noch jetzt in Franken und dem Rheinlande, in der Schweiz und in Würtemberg da; Boten des Heiles und des Friedens sind aus der Mitte der Seinen bis nach Indien ausgegangen; Söhne von Israël, welche unter uns wohnen, segnen das Andenken des Mannes, der sie aus der Herrschaft des Gesetzes zum Reiche der Gnade geführt hat. Die treue Hand eines seiner Kinder hat einige Züge der Geschichte seines Wandels durch viele Trübsale, so wie seines freudigen Wirkens für die Freunde beschrieben *). Das ganze Leben des Mannes, mit all' seinen äußeren Schmerzen und bei den Gräbern seiner Geliebtesten ist dennoch ein reichbeglücktes gewesen; vor Allem jedoch war dieses sein Ende. Der Brief, welchen er drei Tage vor seinem Tode an seine, damals als vereinsamte Wittwe in Indien lebende Tochter schrieb, lautet wie ein freudiger Nachhall des Jubilus Bernhardi. An dem Morgen seines Todestages: dem Dienstag in der Charwoche (1853), stand er gesund und so besonders heiter, in seinem Gott vergnügt auf, daß es sogar von den Kindern bemerkt wurde, wie fröhlich der gute Großvater sei; den Erwachsenen fiel der ungewöhnlich zärtliche Ausdruck seiner Liebe und seiner Theilnahme auf. Er besorgte dann, wie in jugendlicher Frische und Munterkeit, seine Tagesgeschäfte: die Werke der Liebe für Andere. Zu einer sonst unge-

*) Mittheilungen aus dem Leben des theueren Vater Karl Köllner. Kornthal 1855.

wohnten Stunde kam er am Nachmittag zu seinen Kindern. Er erschien dabei so innig, so freudig, doch wie in der Nähe seines Herrn so still und in sich gekehrt, daß es deutlich war, wie ein unbeschreibliches und für ihn unaussprechliches inneres wie äußeres Wohlsein ihn durchdringe. Es war ein schöner Frühlingsabend. Im Vorschmack und Vorgefühl der Freude, die am Donnerstag am Altar des Herrn seiner wartete, in der vollen, vorsabbathlichen Stimmung seines Gemüthes ging er weit hinaus in's Feld. Ein Knabe, den er freundlich begrüßte, sah ihn noch, wie er still stand, und, als ob sein Auge etwas suchte, nach allen Seiten über die grünenden Felder hinweg und hinauf blickte. Die Stätte, auf welcher er dort stand, war für ihn ein Mahanaim, ein Begegnungsort der Boten Gottes geworden; ein vorübergehender Wanderer fand den Sterbenden, an seinen Stock gestützt, am Boden knieen; ein vorbeifahrender Wagen brachte nicht mehr den lebenden Vater, sondern den Leichnam desselben, zu dem Hause der Seinen. — So war das Ende des Mannes, welcher während seines Erdenlebens zwar nur ein armer Pilgrim und Fremdling in der unteren, zugleich aber ein hochberechtigter Bürger in der oberen Welt gewesen ist.

33. Ein Wendepunkt der weiteren Mittheilungen.

Ich habe mich und meine Leser lange bei dem Berichte über eine Reise aufgehalten, die ich als angehender Universitätslehrer von Erlangen aus nach der Schweiz machte. Wäre das, was ich in diesem Buche beschreiben will, nur die Geschichte meines äußeren Lebens und seiner Durchgangspunkte, dann würde mir selber eine solche weite Abschweifung von meiner vorgezeichneten Bahn auf einen scheinbar weit zur Seite führenden Nebenpfad ganz

unverantwortlich erscheinen. Aber ich habe hier nicht allein von meinem äußeren Handeln und Wandeln, sondern mehr noch als von diesen, von der Fortbewegung meines inneren Lebens zu reden, und für diese haben die Erfahrungen, welche ich auf meiner ersten Schweizerreise machte, eine ganz besondere Bedeutung gehabt. Ich will dies hier nur noch im Vorübergehen andeuten.

Schon die äußere Stellung eines Universitätsprofessors mit ihrem geistig anregenden und erfrischenden Berufe, halte ich für ein hohes Glück; ich für meinen Theil wüßte mir keinen Stand der Erde, der mir hätte lieber und wünschenswerther sein können als der meinige. Ich habe mich aber auch, das darf ich wohl sagen, so von Herzen zu meinen Lehramte hingezogen und an dasselbe gekettet gefunden, wie der Mond an seine Erde, um welche er seine Bahn so unverrückbar treu beschreibt, als wäre er nur für die Erde da.

Aber der arme Mond, so wohl ihm auch das Erdenlicht thun mag, wenn es auf seiner uns zugekehrten Seite das Dunkel der Nächte erhellt, hat nicht nur noch eine andere Seite, welcher das Erdenlicht für immer fremd bleibt, sondern sein ganzes Wesen, auf der einen wie auf der anderen Seite, bedarf noch eines anderen kräftigeren: eines Tageslichtes der Sonne, welches wärmend und belebend alle seine Höhen und Tiefen bestrahlt. Während er deshalb sein bestimmtes Tagwerk erfüllt: den Kreis der kleineren Bahn zu durchwandeln, in dessen Mitte seine Erde steht, ist es ihm auch gegeben und vergönnt, daß er in treulichem Verbundenbleiben mit seiner Erde einen ungleich weiteren, mächtigeren Kreis durchmesse, in dessen Mitte statt dem kleinen, kalten Staubkorne der Erde die gewaltig große, alldurchwärmende und belebende Sonne leuchtet.

Auch in meinem Wesen mag wohl nach dem Maaße seiner menschlichen Kraft der Drang und die Bestimmung zu einem geistigen Bewegen von so zweifacher Richtung gelegen sein. Eine Universität ist allerdings auch, wie der Name andeuten will, eine Welt im Kleinen, eine Gesammtheit der Kräfte des Wissens und Erkennens zunächst ihrer Zeit und ihres Volkes. Es gibt aber daneben noch eine Welt im Großen; eine Gesammtheit der Kräfte des Lebens und des Thuns aller Zeiten und aller Völker. Das, was die Kräfte des irdischen Wissens und Erkennens in Bewegung setzt, ist selber von menschlich irdischer Natur, das, was in dem anderen, höheren Reiche das Leben und Thun hervorruft und erhält, ist von göttlich schaffendem Wesen, ist von allerhaltender Kraft. Ich war allerdings schon durch meine früheren Führungen mit diesem Reiche und seinem inneren Haushalte befreundet worden, hatte mich zu ihm hingezogen gefühlt; auf dieser meiner Schweizerreise hatte ich aber mit eigenen Augen einen Blick in jenen Haushalt gethan und mich an der großartigen Geschäftigkeit in demselben erfreut. Es waren Samenkörner der neuen geistigen Entfaltungen, welche ich mit mir nahm; klein von Aussehen, aber nicht unfruchtbar; mein Wirken, durch Wort und That war gleich wie einem Wendepunkte des Sommers entgegengerückt, welcher, wenn auch unter manchem Sturme und Regen, die Saaten wie die Früchte des Weinstockes, selbst auf dem minder ergiebigen Boden zur Zeitigung führt.

Diese Einwirkung auf meine innere Entwickelungsgeschichte möge die große Ausführlichkeit entschuldigen, in welcher ich den voranstehenden Reisebericht, als eine Art vom Hauptstück meiner Lebensgeschichte gab.

Indem ich mich aber anschicken möchte, von meinen Erfahrungen und meiner Wirksamkeit in jenen beiden Krei=

sen, dem näher liegenden, sowie dem mehr in die Ferne gehenden, einen weiteren Bericht zu geben, wandelt mich, nicht ohne Grund, ein großes Bedenken an. Ich fühle seit einiger Zeit *), daß der kleine Rest der Kerze, die mir zu meinem armen Tagwerk leuchtet, nur noch düster flammt und wohl nahe am plötzlichen Auslöschen stehen mag. Das, was ich in der Vorrede zu der ersten Abtheilung dieses letzten Bandes meiner Selbstbiographie als Etwas andeutete, das mir wohl später geschehen könne, das ist mir ehe ich's noch erwartete, gekommen: das Fernrohr, durch welches ich die Vergangenheit meines Lebens betrachtete, ist in umgekehrter Stellung in meine alte Hand gelegt worden, so daß ich selbst die näher stehenden Gegenstände, die ich vorhin ganz groß und deutlich sah, nur noch wie weit entfernte und in kleiner Gestalt erblicke. Ich muß deshalb, so lange mir der Rest der Kerze noch leuchtet, mein unbedeutendes Schattenspiel an der Wand in kleinere Bildertafeln zusammenfassen, und sollte mir mein Lichtlein während des Spieles verlöschen, dann wünsche ich mir wie meinen nachsichtsvollen Zuschauern, in „Friede und Freude" eine so gute Heimfahrt, wie mein Freund sie hatte, von dem ich vorhin (S. 454) sprach. Und so möge man es sich denn gefallen lassen, wenn, wie dies schon die Ueberschrift dieses Kapitels andeuten wollte, von hier an auch in der Form meiner Berichte ein Wendepunkt bemerkbar wird. Man muß sich eben bereit zur Reise halten, denn man kann nicht wissen, wenn der Wagen kommt, der den alten Invaliden hinausführt zu der Stätte, wo die anderen guten Freunde ruhen.

---

*) Namentlich geschah mir das an dem Tage, wo ich diese Zeilen schrieb.

33. Trennungen und neue Verbindungen.

Die Trennung von meinem vieljährigen Freunde Schweigger bei seinem Abgange an die Universität Halle that mir sehr wehe. Er war mir seit unserer ersten Bekanntschaft in Nürnberg nach all' seinen Kräften ein treumeinender Bruder gewesen; in seinem Gemüthe ist eine Liebe, die sich selber niemals genug thun kann. Und auch in unserem gemeinsamen Berufe für die Wissenschaft waren wir uns nahe verbunden. Schweigger blieb in seinen Forschungen und Erkenntnissen nicht bei der Gestalt und der Augenbelustigung der einzelnen Erscheinungen, nicht bei dem Buchstaben des großen Buches der Werke stehen, sondern ging mit wahrhaft frommem Sinne den Spuren des schaffenden Geistes nach, welcher alle Tiefen und Höhen seiner Sichtbarkeit mit dem Gedanken seines Lebens und Seins durchdringt. Und für ein solches Forschen und Erkennen der Natur gilt, zum Unterschiede von anderen Wegen des Forschens, der Spruch, daß der Buchstabe tödtet, der Geist aber lebendig macht. Schweigger hat, hierin seiner Zeit vorangehend, eine noch künftige Aufgabe der Naturwissenschaft erkannt, durch welche die ganze endliche Sichtbarkeit in ein Gleichniß, in eine Parabel der Gedanken der Ewigkeit verklärt werden soll, die das Buch der Offenbarung uns kund gibt. In solcher Weise faßte ich die Anregungen auf, welche Schweigger in seiner ungetrübten Jugendkraft zu seinen unermüdlichen Forschungen trieben, und die er auch mir freigebig mittheilte.

Schweigger selbst noch hatte durch seine Empfehlung und Verwendung dafür gesorgt, daß ein tüchtiger, eben-

bürtiger Nachfolger an seine Stelle träte; bald nach seinem Abgange kam zu uns der edle Pommeraner Dr. K. W. Kastner. Der Mann, so jung er noch war, hatte den Lauf oder Curs schon durch viele Schulen gemacht, bald als fleißiger Schüler, bald als Lehrer. In seiner Jugend war er durch die Schule der Armuth und äußeren Hemmungen gegangen, welche ihm den Durchbruch zu seinem äußeren wie inneren Berufe erschwerten. Bei und mit unserem gemeinsamen Freunde Ritter war er in eine Schule der großen Kunst gekommen, die Natur in der Sprache ihrer eigenen Kräfte um ihre Geheimnisse zu fragen und ihre Antworten zu verstehen. Bald trat der wandernde Schüler selber als Lehrer, zuerst in Jena, dann in Heidelberg, dann in Halle auf, ließ sich jedoch von dem Glücke und dem Beifalle seiner Schüler, der ihn von Ort zu Ort begleitete, nicht abhalten, selber noch einmal in eine Schule zu gehen: in jene männlich schöne der Waffenthaten bei dem Befreiungskriege unseres Volkes. Noch einmal kehrte er zu seinem Lehrstuhle in Halle zurück, folgte von da dem ehrenvollen Rufe an die neubegründete Universität Bonn, und kam von dorther nach Erlangen an die Lehrerstelle, die seinen Neigungen und Gaben am vollkommensten zusagte. Mittelbar, durch mehrere unserer gemeinsamen Freunde, zu denen auch Spleiß gehörte, waren wir Beide uns schon bekannt, näher aber zog mich Kastner's Wesen selber an, dessen reger, kräftiger Geist, dessen liebewarmes Gemüth und harmlos fröhliches Naturell in allen Zügen seiner Persönlichkeit sich aussprach. Kastner hat als Lehrer durch Wort und Schrift in vielen Seelen den Sinn für das Erkennen des Buches der Werke geweckt, und mit diesem zugleich das Fragen nach dem schaffenden, erhaltenden Geiste, welcher in der sichtbaren Natur waltet und lebt. Mir ist

er ein treumeinender, liebreicher Freund während unseres ganzen collegialischen Zusammenwirkens gewesen und ist mir dieses geblieben.

Die Naturkunde hat sich damals, als ich mit Kastner zusammentraf, schon sehr eifrig um die Entdeckung jenes Weges bemüht, auf welchem der Gedanke und das Wort des Menschen schneller als der Schall, schnell wie der Blick des Auges von einer Menschenseele zur anderen über die Räume der Erde und Meere gehen könnte. Dieser Weg ist seitdem durch die große Kunst der elektromagnetischen Telegraphie in erfreulicher Weise gefunden worden. Es gibt aber noch einen anderen, nicht an die Apparate und leitenden Dräthe unserer Telegraphen gebundenen, verborgenen Weg des Verkehres der Seelen, dessen Kunde zu den Geheimlehren des Reiches der Seelen gehört. Denn wer mag das ergründen, wie die Seele eines Sterbenden dem hörenden Ohre und den Gefühlen eines Lebenden, über weite Räume hinweg, in Gedankenschnelle sich kund geben möge? Doch es gibt solcher ungelöster Räthsel noch viele.

In der Nacht vom 27. März 1820 fiel und starb der mir nahe verbundene, brüderliche Freund Gerhard von Kügelgen in Dresden unter Mörderhänden. — — Es gibt Erfahrungen, welche nur von Einzelnen gemacht werden, und welche deshalb schon nach dem Ausspruche eines tiefsinnigen Weisen des Alterthumes, des Heraklit, für die Menge der Anderen zweifelhaft, ja unglaublich erscheinen mögen. Sie müssen deshalb auch ein versiegeltes Eigenthum der Einzelnen bleiben, denen sie zugekommen sind.

Der Tod bleibt in jeder seiner Gestalten für den Scheidenden, wie für die im Leben Bleibenden, ein König

der Schrecken; er wird dieses aber mehr denn gewöhnlich, wenn er ganz und unverhohlen in der Gestalt des „Mörders von Anfang“ sich zeigt, durch welchen der Tod in die Welt kam. Kügelgen's blutiges Ende hatte in den näheren wie ferneren Kreisen der Freunde und Bekannten, wie selbst bei denen, die nur von dem Morde an dem unschuldigen Manne gehört hatten, große Bewegung erregt, von welcher Art aber diese Bewegung in dem allernächsten Kreise des unversehens Hinweggenommenen gewesen sei, das mag ein Brief seiner Wittwe an mich bezeugen, der sich in meinen Mittheilungen aus dem Reiche unter der Aufschrift: „ein Brief“ findet. „Das sind Worte, welche der ewig freudige Geist der Gnade in dem Menschenherzen spricht, der in dem Schwachen mächtig ist.“

Bald nach Kügelgen's Trennung knüpfte sich uns ein Band der Wiedervereinigung an mit einem gemeinsamen Freunde von dem Geschiedeneu und von mir: dem Genossen mancher guten, frohen Stunde aus der Zeit meines Aufenthaltes in Freiberg und Dresden. Carl von Raumer, von dem ich im vorhergehenden Bande dieses Buches mehrmals gesprochen (II S. 156, 399 u. a.) zog von Halle nach Nürnberg. Der Drang zur eigenen, kräftigen Theilnahme an dem Werke einer höheren, christlichen Volksbildung (m. v. II 401) war in ihm ein so lebendiger, daß er von seiner Stellung als Lehrer an einer berühmten Universität einige Zeit sich lossagte, um in dem ihm bei seinem früheren Aufenthalte lieb gewordenen Nürnberg die Leitung einer Schule zu übernehmen, die bereits in einem Geiste und Sinne begründet war, der einen mehr denn gewöhnlichen Erfolg erwarten ließ. Zwei Männer, deren Namen als Ehrensäulen in der Geschichte der geistigen Entwickelung unseres Volkes wie unserer Zeit dastehen, hatten jene

Musterschule begründet: Heinrich Dittmar und Fr. Ben. Wilh. v. Hermann. Ein seltenes Paar der auserlesensten, in ihren Gaben und geistigen Richtungen höchst verschiedenen und dennoch gegenseitig harmonisch sich ergänzenden Naturen. Was das kindlich fromme Gemüth des Heinrich Dittmar als Aufgabe für sein Leben erkannt und was er in unermüdeter Treue als Schulmann und Schriftsteller für diese Aufgabe gethan hat, das mögen seine Werke bezeugen *), denn seine Bücher sind eine anerkannt gesunde bekräftigende geistige Nahrung für die Jugend und das Volk der Deutschen. Ein anderer, nicht minder der Mühe des Lebens würdiger Beruf war Dittmar's Gefährten Hermann gestellt, diesem kräftigen Geiste von seltener Klarheit und Schärfe des Verständnisses. Es sind zwei Pflichten, welche den Häuptern eines wohlgeordneten Familienlebens obliegen: die mütterlich liebende Pflege und die vorausberechnende Vorsorge des Vaters für die äußere Sicherung des Haushaltes. Diese große Kunst eines wohlberechnenden, sicher gestellten Haushaltes hat Hermann als Jüngling im kleineren Kreise geübt, als er mit Dittmar an der von ihnen Beiden begründeten Musterschule in Nürnberg nicht nur als unvergleichbarer Lehrer der mathematischen Wissenschaften wirkte, sondern als sorgfältiger Berechner und Ordner des ökonomischen Fortbestandes der Anstalt sich annahm. Wie klein ist der Anfang, wie groß der Fortgang der weiteren Entwicklung dieses Meisters in der Staatsökonomie gewesen, mit welchem ich später in München wieder zusammengeführt wurde.

---

*) Ich erwähne hier namentlich seiner Geschichte der Welt, mit Rücksicht auf die Entwickelung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft. Für das allgemeine Bildungsbedürfniß dargestellt. Heidelberg 1848.

Aus den Händen dieser beiden Begründer, welche damals ihr besonderer Beruf zum Dienste des Vaterlandes von Nürnberg hinwegrief, empfing C. v. Raumer die Leitung und den Fortbau der Anstalt. Der werthe Freund hatte, ohne daß wir Beide es ahneten, die Aufgabe, einen großen Segen zu bringen, nicht nur für die Schule, zu welcher er hinging, sondern gleichwie im Vorübergehen noch eine ganz besondere Aufgabe der gleichen Art für mich und mein Haus. Zu unserer Freude ging er, auf seiner Durchreise nach Nürnberg mit seiner ganzen Familie als Gast unter unser Dach in Erlangen ein. Das Haus war voll freudigen Lebens der Alten wie der Jungen, denn solche Kinder und eine solche Mutter der Kinder mußten überall, wo sie zu verwandten Seelen kamen, Wohlgefallen, Freude und Frieden mit sich bringen. Da traten an einem sonnig schönen Nachmittag, den wir im Garten am Hause zubrachten, ein Jüngling und ein Knabe zu uns herein, welche von Raumer und seinem kleinen Volke fröhlich und vertraulich wie alte, liebe Bekannte, bewillkommnet wurden. Ich betrachtete mir den Jüngling, wie er mit seiner Reisetasche auf dem Rücken so vor mir stand. Er hatte mir gleich mit seinem ersten Gruße Viel zu sagen, denn er kam von der Insel Rügen, aus dem Hause und von dem Herzen meines Freundes, des Pfarrer Baier, und der Knabe, den er mir da zuführte, war Allwill, jenes glückliche Kind, dem der Vater die Grundtöne seines eigenen Wesens, noch ehe es Menschenworte verstand, in sein Gemüth gesungen hatte (m. v. oben S. 146). An dem Führer aber des Knaben hing mein Auge und bald auch mein Herz mit besonderem Gefallen. Die jugendlich blühende Wohlgestalt des Jünglings war wohl eine schöne, ihm von Gott geschenkte Zierde, schöner aber noch stand

ihm die Zierde der Demuth an. Sein ganzes Wesen trug das Johanneische Gepräge eines Gemüthes, das durch die kindlich treue Liebe zu dem Herrn geweiht und zubereitet ist für Thaten der Liebe an den Menschenseelen. Wer in dieses Auge sah, dem kam daraus der Blick eines reinen, guten Gewissens entgegen. An diesem Jüngling, so dachte ich mir, könnte man wohl Manches von Dem sehen, was in einem alten, schönen Liede von Arnold erbeten wird, dessen ganzer Inhalt in den Worten des einen Verses ausgesprochen ist: „Mach mich in Allem dir ergeben und deinem heil'gen Vorbild' gleich."

Raumer nahm mich, dort bei dem Brunnen im Hofe auf die Seite. „Wie kann ich's verantworten," sagte er, „daß ich Dir zu den vielen Gästen, die Du schon an mir und meiner Familie bekommen hast und mit denen Dein Haus erfüllt ist, noch zwei neue bringe." — „Laß das gut sein," sagte ich fast muthwillig scherzend, „wer weiß, ob nicht da Dein junger Freund noch mein Schwiegersohn wird." Ich dachte mir nichts bei diesen Worten, in denen kein Gedanke lag an die Möglichkeit ihrer Erfüllung, und dennoch ist jener Scherz in unerwarteter Weise zum Ernst geworden. — Der Jüngling hieß Heinrich Ranke, war aus Preußen, Candidat der Theologie und der Philologie, aus Wolf's Schule in Halle.

Wir lebten damals noch einige schöne Tage zusammen. Der Heinrich Ranke hatte aus dem Hause seines väterlichen Freundes Baier in Rügen die höchste Gabe des Menschenherzens: den festen, zuversichtlichen Glauben als bleibendes Erbtheil mit sich genommen, neben diesem aber auch eine andere, die mit dem Glauben sich gern vermählt: die Gabe der Töne und des Gesanges. Im Vereine mit der Meisterin des lieblichsten Gesanges, der Frau meines Freundes Rau=

mer, einer Tochter des Kapellmeister Reichardt, machte er schon bei diesem ersten Besuche unser Haus zu einem kleinen Tempel, darin man dem Herrn aus fröhlichem Herzen singt.

Nun, die Tage dieses fröhlichen Beisammenseins vergingen bald; die Freunde setzten ihren Stab weiter; traten in Nürnberg ihr Tagewerk muthig an.

Während mir, in dieser meiner alten Vaterstadt zwei neue Gestirne der Freunde aufgingen, neigten sich zwei andere, theuere, liebe, zu ihrem Untergange. Der Vater Kießling erschien zuletzt wie ein müdes, leiblich schmerzensreiches, liebendes Kind, das von dem Schooße der Mutter und aus ihren Armen gar nicht mehr weichen will. Er lebte von der Welt abgeschieden, nicht mehr auf Erden daheim, sondern nur bei Ihm, seinem Herrn, dessen Name fast immer in seinem Munde, sowie ohne Aufhören in seinem Herzen war. So, in Mutterarmen getragen, ist er auch verschieden. Ranke war noch oft an seinem Kranken- und Sterbelager, hat ihm da, in Begleitung einiger der Kinder aus seiner Schule, liebliche Lieder der Hoffnung und des Trostes gesungen. Anders nahm sich unser alter Rosenbäcker Burger auf der letzten Strecke seines Ganges zum Tode aus. Seine leiblichen Füße hatten zuletzt freilich das Gehen fast ganz verlernt; der Geist aber blieb bei dem 72jährigen Manne noch in so frischer, kräftiger Bewegung, der freudige Muth so ungebeugt, als er dieses sonst gewesen. In den Geschäften seines äußeren Berufes, als ordnender Hausvater war er thätig bis zu seinen letzten Tagen, man sah ihn noch täglich, wie sonst, lesen in dem Buche der Bücher und in solchen Schriften der Menschenhand, die auf das Wort, das von Anfang war, hinweisen und zu ihm führen. Selbst mit der Lösung mathematischer Aufgaben beschäftigte er sich noch gern.

Doch war es zunächst nur die Ansprache der alten Freunde und Bekannten, welcher er Rede und Antwort geben mochte, und vor denen er den Schatz seines Innern aufschloß, neue Bekanntschaften in Schrift und Wort liebte und suchte er nicht. Mit dem Tode, als dieser an seine Thüre klopfte, machte er so wenig Wesens und Umstände, als ein Mann, der so eben zu dem Besuche bei einem ihm wohlbekannten und befreundeten hohen Herrn sich anschickt und sein Ehrenkleid anlegt, mit einem Bruder macht, der beim Ankleiden zu ihm hereintritt. Ja er ging dem Tage seines Todes wie einem Ehrentage entgegen.

Ich war unter den Leidtragenden bei seinem Begräbnisse. Als ich da, nach alter Sitte die ersten Schaufeln der Erde auf seinen Sarg hinabwarf, bei dem Gesange des Verses eines alten kindlichen Liedes, welcher die Ruhe des in Hoffnung entschlafenen müden Leibes beschreibt *), da hat mich ein Gedanke, ein Mitgefühl des Friedens und der Freuden der Ewigkeit ergriffen, wie ich selten in solcher Lebendigkeit ihn empfunden.

Die Alten aus dem Kreise, darin ich sonst, wenn ich in Nürnberg war, eine liebe geistige Heimath fand, waren zu ihrer Ruhe gegangen oder schickten sich dazu an. Zu diesen immer Reisefertigen gehörte namentlich der mir unvergeßliche Vater Fr. von Scheurl, in seinem Stammschlosse zu Erlenstegen, der freudige Bekenner und Zeuge des Glaubens einer besseren Vergangenheit und Verkünder einer zum Leben wieder erwachenden besseren Zukunft durch Wort und That. Seiner Einladung folgend feierten wir drei Erlanger Freunde: der Kirchenrath Vogel, Kanne

*) Man sang beim Einsenken des Sarges aus Scriver's Lied: „der lieben Sonne Licht und Pracht" den letzten Vers.

und ich mit dem alten Herrn, ich weiß nicht mehr welchen Gedenk- und Ehrentag seines Lebens in seinem Schlosse Erlenstegen. Es gab da eine Unterhaltung, wie man sie jetzt wohl schwerlich auf einem deutschen Ritterschlosse noch finden würde; man konnte wohl sagen „alte Zeiten wurden jung" in den Berichten, die wir da aus dem Munde des geistig viel gewanderten Mannes vernahmen, dem das Bewegen der letztvergangenen Menschenalter zur Linken wie zur Rechten wohlbekannt war. Er hatte es immer mit dem Rechten gehalten und ist dabei geblieben.

Auch der Vater Dallinger war schon unter den Reisefertigen. Dagegen gab es auch aus dem vertrauten Kreise der Freunde, der sich um Schöner, Kießling und Burger geschlossen hatte, noch Männer, in denen die Kraft des alten Stammes fortgrünte und ihre Früchte trug. Als ein solcher vollendeter Mann in jener rechten Weisheit des Lebens, welche unverrückt auf das Ende siehet, stand Heinrich Fabricius da. Ein Gemüth voll aufopfernder Liebe und Treue, mild und ernst. Er machte von der Gabe des eigenen Menschenwortes nur einen züchtig mäßigen Gebrauch, weil in ihm ein Wort lebte, vor dessen Licht die Menschenworte dahinschwinden wie die Sterne vor dem Glanze der Sonne. Er war zwar lieber ein Thäter als ein Sprecher dieses Wortes, was er aber redete, das redete er im Sinne desselben, und zeigte sich hierin als ein vollkommener Mann. Er hatte den Grund, der seinen Anker hielt, frühe gefunden und ist bei diesem geblieben bis an sein Ende. Von dem theueren Schwestersohne des Vater Kießling, von Tobias Naumann sprach ich schon oben S. 277 und bei anderen Gelegenheiten. Unter diesen Männern, sowie einigen der ihnen gleichgesinnten Freunde und dann zugleich auch in dem Hause vor dem Wöhrder

Thore, darin Raumer und Ranke mit ihren pflegebefohlenen Kindern wohnten, fand ich den Geist meines alten Nürnberg noch fortlebend, erfreute mich da öfters an dem Tone einer solchen Unterhaltung, der mit dem Tone der Neunuhr-Abendglocken (S. 265) gar harmonisch zusammenstimmte.

Bei uns in Erlangen hatte der Tod auch eine Lücke gemacht in dem Kreise der theologischen Lehrkräfte. Dr. Berthold (S. 304), wegen seiner bürgerlichen und häuslichen Tugenden von seinen Mitbürgern geliebt, von seinen Collegen geachtet, war gestorben; das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten hatte die Aufgabe der Wiederbesetzung des erledigten Lehrstuhles selbst in seine Hand genommen, und in einer wohlbedenkenden Weise sie ausgeführt.

Der Professor Heller, dessen eigenthümliche Weise ich oben II S. 318 beschrieben habe, war in seiner Geschäftigkeit unermüdet, Vetterschaften von geistiger Art aufzuspüren und Verbindungen solcher neuentdeckten Verwandtschaftlichkeiten mit sich oder zwischen Anderen anzuknüpfen. Eines Tages, als ich mit meinem Collegen und täglichen Genossen unserer Ruhestunden Pfaff draußen im Freien, wenn ich nicht irre, im Welsgarten, unter den schattigen Bäumen saß, führte uns Heller einen Fremden zu, den er mir als einen Landsmann aus Sachsen ganz besonders vorstellte. Es war der Dr. Georg Benedict Winer, der von der Universität Leipzig an die unsrige als Berthold's Nachfolger berufen und seit einem oder etlichen Tagen in seiner neuen Heimath eingezogen war. Es ging dem gelehrten Manne ein großer literarischer Ruf voraus, welcher bei Verschiedenen sehr verschiedene Erwartungen von seinem persönlichen Erscheinen und Wirken erregt hatte. Jetzt ließ sich diese Persönlichkeit bei hellem Tageslichte unter den grünenden Bäumen bei uns sehen. Ich denke gern an den

ersten Eindruck, den Winer, welchen ich nicht aus seinen Schriften kannte, auf mich machte, denn, wie ich's später gefunden, dieser erste Eindruck war der richtige.

Ein Mann, noch an der Gränze des Jünglingsalters stehend *), bescheidenen Benehmens, mit einem treuen Auge, daraus ein gutes Gewissen hervorschaute, unter einer Stirne, daran wohl jeder Menschenkenner die äußere Signatur eines forschenden Geistes gelesen hätte; in solcher Gestalt trat der neue College unter uns auf. Pfaff's ganzes Wesen glich nicht einem Studirzimmer, das von Wänden und zugemachten Fenstern umschlossen ist und in welches man erst nach einem Anklopfen an der Thüre hineintreten kann, sondern einer nach allen Seiten offenen Gartenhalle, in welche jeder Vorbeigehende hineinschauen und eintreten, auch nach Belieben einen Sitz zum Mithören und Mitsprechen sich nehmen kann. Winer schien da bei uns bald den Zug der geistigen Vetterschaft zu fühlen, welchen Heller, wie im Vorüberfluge einer Schwalbe (II. S. 318), an ihm ausgespürt hatte; er wurde heiter und zutraulich, ging auf Pfaff's Scherze mit einem harmlos gutmüthigen Frohsinne ein, der ganz wohl zu unserer Weise stimmte. Heller hielt nicht sehr lange Ruhe; er führte seinen Neubekannten weiter. Als dieser fort war, urtheilte einer von uns: „dieser hat nichts Verstecktes hinter den Ohren, nichts Finsteres in den Augen, sondern was er hat, das trägt er hell und offen zu Tage."

Winer wurde durch Heller bald auch bei Vogel und in seiner Mitgenossenschaft eingeführt. Die kindliche Achtung, die er unserem alten, väterlichen Freunde bezeugte, ließ von der Verschiedenheit der inneren Stellung beider

*) Er war damals 34 Jahre alt.

zum Glauben und seinem Bekenntnisse, auf welche man aus dem Lesen von Winer's Schriften geschlossen hatte, nichts bemerken. Das mußte Jeder, der Winer sprach und kennen lernte, bald erkennen: dieser Mann ist kein Feind und Gegner der Wahrheit, — wie dies wohl Einige gefürchtet hatten, sondern er hört sie gerne und achtet sie, wo und wann er sie in treuer Redlichkeit in solchen Herzen findet, darinnen kein Falsch ist.

Dasselbe bezeugten auch seine Zuhörer und werden es noch bezeugen. Nicht ohne Verwunderung hörten sie, wie dieser gründlich gelehrte Theolog so entschieden gegen das flache Mißverstehen des geoffenbarten Wortes sich aussprach, gegen die grammatische Unachtsamkeit eines Paulus, gegen den frechen Leichtsinn Anderer, welche die Aechtheit mehrerer Schriften des neuen Testamentes antasteten. Ohne Rückhalt gab er dem Festhalten am Buchstaben des Wortes, bei den großen, gläubigen Theologen, ein gutes Zeugniß, rühmte bei Gelegenheit Männer, selbst wie August Hermann Francke und Spener, als ehrenwerthe Säulen der Kirche. Unsere jungen Theologen, unter ihnen die besten und tüchtigsten, fühlten sich bald mit Achtung und Liebe zu diesem Lehrer hingezogen, dem es ein treuer Ernst war mit dem, was er sprach und gab, und der als ein wohlwollender Freund Jedem entgegen kam, der ihm sich nahte. Und diese Anerkennung des Mannes und seines Wirkens in der Theologie seiner Zeit, welche nicht auf den Kreis der Zuhörer beschränkt geblieben, sondern eine allgemeine geworden ist, war eine wohlbegründete, wie ich dieses hier, so gut ich es vermag, in vergleichender Weise andeuten will.

Jedes höhere, geistige Wesen und Wirken hat in dem niederen Gebiete des Sinnlichen ein Gleichniß und Vor-

bild. Obgleich uns das Bemühen der Masoreten, die geoffenbarten Schriften des alten Bundes in ihrer ganzen Vollständigkeit unversehrt zu erhalten, dann als eine Arbeit von untergeordnetem Werthe erscheinen mag, wenn jene fleißigen Männer in ihren heiligen Schriften die Worte und Buchstaben zählten, für jedes der einzelnen Bücher die mittleren Worte aufsuchten und feststellten, müssen wir dennoch das mit Achtung anerkennen, was sie zu solcher Anstrengung getrieben hat. Es war dies die Ehrfurcht vor dem heiligen Schatze des geoffenbarten Wortes. Die Masoreten hatten, ohne sich selber dessen bewußt zu sein, die Aufgabe, darüber zu wachen, daß nicht der kleinste Buchstabe, noch ein Strichlein vom Gesetze vergehe, bis daß es Alles erfüllt werde. Ein solches kindlich treues Beachten, selbst des Buchstabens der Offenbarungen, ist für die Männer, die dasselbe übten, nicht ohne Lohn geblieben. Wir wissen, was wir dem öfters tiefer eindringenden Blicke der Masora in den Sinn und Gehalt der Schriften des alten Bundes verdanken.

Dieser Masora des jüdischen Alterthumes, welche zunächst nur von der Aufmerksamkeit und Schärfe der äußeren Sinne abhängig war, steht in der neueren Zeit der christlichen Kirche eine Masora von geistiger Art gegenüber, welche nicht die Strichlein und Form der Buchstaben, sondern den wahren, ewig feststehenden Sinn des Wortes vor Augen hat und über dem Festhalten und klarem Verständnisse dieses Sinnes eben so sorgfältig wacht, als die alten Masoreten über dem anvertrauten Schatze ihrer Buchstaben. Dieses geistige Hüteramt ist dem Exegeten Winer im weiteren Umfange übertragen worden. Und es war ein hochnöthiges Werk für eine Zeit, welche die Deutung des Wortsinnes der Schriften des neuen Bundes mit so unredlicher

Willkühr oder leichtsinniger Geringachtung betrieb, daß der wahre Sinn der Worte unter ihrer Hand ein ganz anderer, schwankender oder durchaus falscher wurde. In's Angesicht trat Winer diesen zum Theile berühmten Falschmünzern als Kämpfer für die wahre Geltung entgegen, zeigte mit einer, jener alten überlegenen grammatischen Gründlichkeit und Schärfe: „so und nicht anders müssen die Worte heißen", „dieser und kein anderer ist der eigentliche Lehrbegriff z. B. eines Apostel Paulus." Und da dieses vorzugsweise nur der alte, in der Kirche längst festgestellte Sinn war, trat Winer allerdings, den Neuerern gegenüber, als ein Vertheidiger des Alten auf.

Auch dieser neuen, geistigen Masora liegt, und zwar in einem noch viel höheren Maaße als der alten jüdischen, eine Ehrerbietung gegen das Wort aus Gott zum Grunde, und eine solche Ehrerbietung ist nahe verwandt mit der Liebe, die der Gaben höchste, die der rechten Erkenntniß Mutter ist. Darum geht ein Segen für Viele aus einem solchen treuen Wirken hervor, und der fleißige Arbeiter im Weinberge, wenn der Abend kommt, empfängt seinen Lohn. „Wohl dem, der auf das Wort achtet, denn aus dem Wort kommt das Leben."

Aber es ist Zeit, daß ich von der Geschichte meiner äußeren Umgebung wieder zurückkehre zu der Beschreibung des eigenen Lebens und Wirkens in derselben Zeit.

35. Das Tagewerk des Lehrers durch das mündliche Wort.

Von meinem Unterrichte in den einzelnen Gebieten der Naturgeschichte sprach ich schon oben. Die mir vorgeschriebene Hauptaufgabe meines Lehrerberufes an der Universität waren die Anleitungen der studirenden Jugend zur

Erkenntniß und zum Verständnisse des großen Ganzen der sichtbaren Natur und der in ihr waltenden Kräfte. Der Name, welchen diese Aufgabe führte, war: allgemeine Naturgeschichte.

Ich weiß wohl, was man gegen das öffentliche Lehren der allgemeinen Naturgeschichte an den Hochschulen mit Recht oder Unrecht gesagt hat und was man dagegen sagen kann. Die Naturgeschichte, selbst der einzelnen Reiche, ist durch die Forschungen und Entdeckungen der neuen Zeit zu einem solchen Umfange angewachsen, in solche Tiefen gedrungen, daß nur selten ein Lehrer gefunden werden kann, der die Erkenntniß eines einzelnen Naturreiches gründlich selber erfaßt hat und Anderen sie mitzutheilen vermag. Die genauere, auf lebendiger Anschauung beruhende Bekanntschaft, selbst nur mit den einzelnen Regionen eines der drei irdischen Naturreiche, gleicht der Ausbeute einer Reise um die Welt, die nicht Jeder zu machen die Kräfte und Mittel hat. Denn je weiter in das Einzelne und Kleine, desto unermeßbarer und unzähliger werden die Erscheinungen, unerfaßbarer ihre Namen. Wer aber möchte das unsichere Glück eines Luftschiffers versuchen, der aus der Höhe über den Wolken herab das große, herrliche Ganze der Gebirge, der Ströme und Seen, der Waldungen und grünenden Fluren, der großen Städte, von Menschen gebaut, überblickt, ohne für das Auge einen sicheren Anhaltspunkt, selbst an der einzelnen Eiche oder hochwüchsigen Ceder zu finden?

Von anderer Seite her hat man mit Recht gesagt: der künftige Arzt, der künftige Landwirth, bedürfen vor Allem einer möglichst genaueren Erkenntniß des Pflanzen-, des Thier-, des Mineralreiches. Selbst diese Vorhallen von ihrem künftigen Berufskreise lassen sich kaum in der Zeit eines Universitätssemesters durchwandeln und überblicken,

wo bliebe dem Jüngling die Zeit, dem Lehrer durch die unermeßbaren Räume eines Weltganzen zu folgen? Die Vorträge über allgemeine Naturgeschichte sind deshalb aus dem Lehrplane der meisten deutschen Universitäten verschwunden und nur die Anleitungen zur Bekanntschaft mit den einzelnen Naturreichen, als nothwendig für den künftigen Beruf eines großen Theiles der Studirenden, sind stehen geblieben.

Dennoch halte ich es für Unrecht, das man an der studirenden Jugend begeht, wenn man dem Lehrstuhle der allgemeinen Naturgeschichte gar kein Räumlein mehr unter dem großen Obdache der Universitäten vergönnen will. Es verhält sich mit dem Buche der Werke, wie mit dem Buche der Offenbarung: jeder einzelne Theil, ja jedes Capitel des einen wie des anderen zeugt zwar von dem Geiste, aus welchem das Ganze hervorging, sowie in jedem der sechs Blüthenblätter einer Lilie die Schönheit dieser Blumenkönigin sich abspiegelt, in jedem der Liliendufte sich spüren läßt. Dennoch spricht zu unserem Sinne in ungleich mächtigerer Weise der Anblick eines ganzen Schaftes der Lilien, unten mit seinen grünen Blättern, oben mit den Blüthen, deren innerer Tempelbau offen vor Augen liegt, oder als Knospe noch geschlossen ist. Wenn das Buch der Bücher der sichtbaren Werke gedenkt und hierbei zur Weise des Lobgesanges in höherem Chore sich erhebt, da zeugt es allezeit von der Herrlichkeit des Schöpfers aller Werke des Himmels und der Erde zugleich. Wer vermöchte die Bedeutung des Pflanzenreiches zu verstehen, ohne die Beachtung des Thierreiches, für welches es gemacht ist, wem würde die Verschiedenheit der Naturart der Thiere begreiflich sein, außer ihrer Zusammengesellung mit der Natur und den Kräften der Gewächse. Ein tieferes, lebendigeres

Eingehen in die Naturgeschichte einer einzelnen Region der sichtbaren Dinge wird jederzeit das Verlangen nach einem Ueberblicke über das große Ganze anregen und den Sinn zu solchem Ueberblicke bekräftigen. Darum muß der Lehrer der allgemeinen Naturgeschichte wenigstens in der Erkenntniß des einen Gebietes derselben als Bürger und Insasse vollkommen festen Grund und Boden besitzen, ehe er, ausgerüstet mit den nöthigen Mitteln und Kräften, aus dem ebenen Lande zu einem Gipfel des Gebirges sich erheben kann, von welchem er die Aussicht über Land und Meere hat; wie mächtig aber der Reiz eines solchen Ueberblickes über die Gesammtheit der sichtbaren Werke für den Menschen ist, das bezeugt die allgemeine, freudige Theilnahme, welche Alexander von Humboldt's Kosmos bei unseren Zeitgenossen fand. Auch Blumenbach's Vorträge über Naturgeschichte haben nach allen Seiten hin das Wohlgefallen an der Betrachtung und Erkenntniß der sichtbaren Werke geweckt.

Ich selber bin an Kenntnissen und Kräften kein Blumenbach und noch weniger ein Alexander von Humboldt; eben so wie diese fühlte jedoch auch ich mich mächtig hingezogen zum Erfassen der großen Gesammtheit der Schöpfungen Gottes und zum Zeugen von dem Gedanken dieser Gesammtheit in meinen belehrenden Vorträgen. Ein tieferes Eingehen in den Lehrplan, welcher diesen Vorträgen zu Grunde lag, darf ich mir und meinen Lesern wohl ersparen, da derselbe für Jeden, der daran ein Interesse nimmt, in mehreren meiner Schriften, von denen ich nachher reden will, vor Augen liegt. Nur im Allgemeinen erwähne ich, daß ich als Einleitung einen Ueberblick über die Entwickelungsgeschichte der Naturwissenschaft gab, darin ich den

Drang zur Erkenntniß der Natur und der in ihr waltenden Schöpferkräfte als eine tief in der Natur des Menschengeistes begründete, ihr eingeborene Gabe zu erweisen suchte. Die Anfänge dieser Entwickelungsgeschichte sind eine Weisheit der Tempel gewesen: eine Erkenntniß der Natur im Vereine mit der Erkenntniß ihres Schöpfers. Der Menschengeist hat bei dem Werke seines Wissens wie seiner Kunst nach allen Richtungen zuerst die Hand an den Umriß des großen Ganzen gelegt, ehe er die Ausführung der einzelnen Lineamente versuchte. In der Zeit seiner Jugend und aufblühenden Stärke wohnte in ihm die Kraft jener Titanen, welche nicht am Aufheben der Strohhalme oder der kleineren Steine, sondern am Fortbewegen und Aufthürmen großer Felsenlasten und ganzer Berge sich ergötzte. Unter den Kunstwerken der Menschenhand stehen die riesenhaftesten: die Pyramiden des Nilthales und der noch in seinen Trümmern mächtige Bau am Euphrat, als die ältesten da; unter den Wissenschaften gebührt der Sternkunde im Alter der Vorrang *), nächst dieser der Geschichte des Steinreiches, dann jener der Pflanzen und Thiere, zuletzt, auf diesem Grundbau, fügte sich als Schlußstein des Ganzen die Betrachtung der Natur des Menschen. In dieser Ordnung denn suchte ich auch durch meine Vorträge das Aufmerken meiner jungen Zuhörer und die Freude an der Betrachtung der Natur zuerst durch das Hinweisen auf das Erhabenste und Höchste: auf den Sternenhimmel und die Gesetze seines Bewegens zu

*) M. v. hierüber mein Buch: „Die Geschichte der Seele" in den Capiteln über die Kunst und über die Wissenschaft. Vierte Aufl. §. 65 u. 66. Th. II. S. 729 u. 775.

erwecken. Außer den Vorträgen im Hörsaale benutzte ich an hellen Abenden draußen im Freien die Anleitungen zur Kenntniß des gestirnten Himmels. An die Betrachtung des Weltgebäudes schloß sich durch naturgemäßen Uebergang die des festen Erdkörpers und seiner verschiedenartigen Gebirgsformationen an. Schon hier gab es Gelegenheit zum Anknüpfen einer vorläufigen Bekanntschaft mit manchen der am allgemeinsten verbreiteten Steinarten; durch den Abriß einer Naturgeschichte des Steinreiches wurde jedoch jene vorläufige Bekanntschaft zu einer genaueren Anschauung der Hauptformen, Klassen und Familien der Mineralien erweitert.

In den naturgeschichtlichen Vorträgen über das Steinreich, Pflanzen- und Thierreich pflegte ich mich gern einer aristokratisch gesinnten Partheilichkeit hinzugeben. Ich verweilte mit besonderer Vorliebe bei der Betrachtung der Naturkörper von fürstlichem, altadeligem, so wie verdienstadeligem Range. Die Gegenstände von altadeligster Würde waren mir die, welche schon in dem ältesten und geistig bedeutungsvollsten Buche der Bücher genannt und zum Theile nach ihren Eigenschaften und ihrer Stellung im großen Haushalte der Erde beschrieben sind, unter ihnen vor allen jene, denen ihre symbolische Vorbedeutung eine königliche Weihe gab. Nächst diesem ältesten Adel haben jene Stein-, Pflanzen- und Thierarten einen alten Adel, welche im Kreise des Tempeldienstes der ältesten Völker auftreten, dann folgen die Reihen jener natürlichen Dinge, welche das klassische Alterthum, als der näheren Bekanntschaft werth, hervorgehoben, welche die ehrenwerthen Altmeister der Naturgeschichte: Aristoteles, Theophrast, Dioscorides, Plinius und Galen benannt und beschrieben haben.

Aber auch dem Verdienstadel wurde die ihm gebührende Würdigung gegeben; jene Mineralien, Pflanzen und Thiere wurden vorzugsweise beachtet und in ihrer Gestalt und Eigenschaft am ausführlichsten beschrieben, welche für den allgemeinen Haushalt der lebenden Natur, am meisten aber für den des Menschengeschlechtes, die höchste Bedeutung haben. Das sind die niemals versiegenden Quellen, welche des leiblichen Lebens Mangel mit Strömen des Wohlgefallens erfüllen, welche dem Menschen Speise und Trank, Kleidung und Obdach, Wärme und leuchtende Flamme darreichen, oder mit ihren heilbringenden Kräften an sein Krankenbett treten. Aber auch unter der Mehrzahl der nichtadeligen Naturkörper: unter dem Bürger- und Bauernstande derselben, finden sich viele, welche durch ihr äußeres Erscheinen eine Lust der Augen sind, oder durch die Geschichte ihrer Entdeckung, ihre willkührliche Verwerthung im Handel und Wandel der Völker, gleichwie die Kaurisschnecke, merkwürdig sind und selbst das Volk aus dem Bettlerstande der natürlichen Dinge hat seine Bedeutung für das Gesammtleben und Bestehen des Ganzen. Mitten aber in dem friedlichen Verkehre der natürlichen Dinge treten auch die feindlichen Kräfte der Gifte und betäubenden Schädlichkeiten auf; unter ihnen die Mächtigen von so uraltem Adel als die Schlange; auch bei ihnen, sowie bei der Beschreibung ihrer Wirksamkeit und ihrer Stellung zu den anderen Reichsgenossen der Sichtbarkeit muß die Betrachtung verweilen.

Man halte es dem Arbeiter im Handwerke zu gute, wenn er in fast ungebührlicher Ausführlichkeit von seinem Tagewerke und der Führung desselben sprach. Aber die Art und die eigenthümliche Führung der Tagesarbeit, das Ge=

lingen wie das Mißlingen derselben bildet ja ein wesentliches Stück der Lebensgeschichte des Arbeiters selber.

Für meine Vorträge über allgemeine Naturgeschichte war mir das Winterhalbjahr geblieben, während die Zeit des Sommers, als die dafür günstigere, den Anleitungen zur anschaulichen Erkenntniß der lebenden Natur: des Pflanzen- und Thierreiches, sowie zu einigen anderen, bereits oben (S. 285) erwähnten Vorlesungen bestimmt war. Obgleich ich jedoch die allgemeine Naturgeschichte als die Hauptaufgabe meines damaligen Lehrerberufes betrachtete, welche zugleich unter allen anderen meinen Neigungen am meisten zusagte, hatte ich dennoch bei dem ersten Angreifen dieses mir lieben Tagewerkes mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Der Grundplan zu dem großen Ganzen, das ich durch meine Vorträge darstellen wollte, lag mir zwar schon so, wie ich ihn eben beschrieben, klar vor Augen, aber zu seiner Ausführung in manchen der einzelnen Theile, sowie zur naturgemäßen Verbindung dieser Theile, fehlte mir noch manche Vorbereitung und Uebung. Dazu kam ein leibliches Leiden, dessen nahe liegende Veranlassung: die zu kräftige Heizung des mit Zuhörern ziemlich gefüllten Hörsaales meiner freundlichen Nachbarn, ich nicht erkannte, noch vermied. Die öfter wiederkehrenden Anfälle von Schwindel machten mich so muthlos und schüchtern, daß ich eine Zeitlang meine Vorlesungen nicht, wie ich dies früher und später immer that, frei hielt, sondern selbst da, wo ich von wohlbekannten Dingen sprach, mir die Mühe gab, sie vorher niederzuschreiben und dann abzulesen. Doch dieser Uebelstand war ein vorübergehender und ich erwähnte seiner nur, um meinen Dank auszusprechen für die theilnehmende Liebe, die mir bei dieser Gelegenheit mehrere meiner Zu-

hörer bezeugten, wenn sie, wie der gute Peter Heller, der nachmalige Schwiegersohn meines Freundes K. v. Raumer und nunmehriger Pfarrer, mich hinausführten in die kühle, frische Luft, so wie den anderen Allen für die Nachsicht, in welcher sie sich durch diese meine öfter wiederkehrende geistige Gebundenheit für die Lebendigkeit des Lehrvortrages dennoch an mir, als Lehrer, nicht irre machen ließen.

Auch von diesem, meinem Verhältnisse zu den Studirenden will ich hier noch einige Worte sagen. Der Kreis derselben, der sich näher an mich schloß, wurde allmählig ein immer größerer. Mir erschien es als Pflicht des Lehrers, und meiner Natur war es Bedürfniß, meine Zuhörer nicht nur während der Vorlesungen im Hörsaale, sondern alle die unter ihnen, denen ein solcher persönlicher Verkehr erwünscht war, auch in meinem Hause um mich zu sehen. An einer kleineren Universität, an welcher die Zahl der Besuchenden mit der mäßigeren Gesammtheit der Studirenden überhaupt im Verhältnisse steht, ist es allerdings leichter möglich, Jedem, der da kommen will, nicht nur den Hörsaal, sondern auch den Zugang in den häuslichen Kreis des Lehrers zu öffnen, als an einer größeren. Ich benutzte diese Erleichterung des persönlichen Verkehres in Erlangen gerne und auch im Winter war, wenigstens an einem Abende in der Woche, das geräumigste Zimmer meines Wohnhauses von den jungen Freunden gefüllt, die mich besuchten. Sie fanden da jederzeit einen Mann bei mir, mit dessen Leben und Wirken das meinige an der Universität in unzertrennbarer Weise verbunden war: meinen alten Freund Johann Wilhelm Pfaff. Dieser, mit seinem vielseitig beweglichen, in den Gebieten des Wissens

wie des Lebens wohlbewanderten Geiste, und mit seinem unerschöpflichen guten Humor brachte zu diesen Abendunterhaltungen die beste Würze. Den Gesprächen, welche da geführt wurden, fehlte bei ihrem leichten, heiteren Gewande der Gehalt nicht, so daß der Fluß der Rede, wenn er auch unscheinbaren Laufes vorüberging, dennoch hin und wieder an seinem Ufer etwas Brauchbares abgesetzt haben mag.

35. Die schriftlichen Arbeiten.

Ich habe während meines Aufenthaltes in Erlangen mancherlei Schriften veröffentlicht und will Das, was sich etwa über ihren Inhalt sagen läßt, hier in Kürze zusammenfassen. Denn auch solche Arbeiten gehören in gewissem Maaße mit zur Geschichte unseres Lebens.

Die eine derselben hatte ich nach S. 154 schon in Mecklenburg begonnen, in Erlangen aber im Jahre 1821 vollendet. Es ist dieses die zweite Abtheilung des zweiten Theiles meiner Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens. Nach meinem Dafürhalten könnte man wohl diesem Theile des Buches ein besseres Zeugniß geben als ich vorhin (II S. 123 u. f. so wie 192 u. f.) seinen beiden vorhergehenden, früher erschienenen Bänden gab. Die vielen mühseligen Rechnungen desselben sind doch nicht so sehr auf eitlen Grund gebaut, wie namentlich die in der ersten Abtheilung des zweiten Theiles, sondern auf einen Gedanken, dem weiter nachzusinnen ich auch jetzt in meinen alten Tagen mich nicht schämen würde. Ich will denselben hier nur durch einige Züge andeuten.

Das Walten eines allbedenkenden, allerhaltenden Geistes, welcher der Grund alles Seins und Lebens ist, muß sich in unserer Sinnenwelt namentlich auch darin kund geben, daß er überall im großen Ganzen wie in seinen

einzelnen Theilen, bis in's Kleinste herunter ein bestimmtes Normalmaaß der Raum= wie der Zeitenverhältnisse durchgeführt hat. Denn was ist es, das an den gedankenvollen Meisterwerken selbst der Menschenhand: an den Christentempeln des Mittelalters den Eindruck der vollkommenst harmonischen Zusammenstimmung aller ihrer einzelnen Theile, das Gefühl des Wohlgefallens an ihrem herrlichen Ganzen begründet, als die allseitige Durchführung eines Normalmaaßes der räumlichen Größen, das der Geist des bauenden Meisters im vorbedachten Plane seines Werkes festgestellt hat? Ein Stein, dem seine Beziehung zum Altar diese besondere Bedeutung gibt, stellt die Einheit, die Grundzahl dar, auf deren geometrischer Vervielfältigung oder Verkleinerung alle räumliche Maaßverhältnisse des Gesammtbaues beruhen. Was wäre jener einzelne Stein, den das Wasser eines Baches, in dessen Bett er läge, von seiner Stätte wälzen könnte, ohne seine Zusammenfügung mit dem mächtigen Gebäude, das gegen die anschwellenden Fluthen der Jahrtausende unverrückbar seinen Stand hält.

Eine solche Einheit oder Grundzahl, stellt nach ihrem Maaße die Natur des Menschen, im Tempel ihrer sichtbaren Umgebung dar. Ein Instinkt, zum Theil auf den ganz nahe liegenden Kreis des sichtbar Vorhandenen gerichtet, zum Theil von jener prophetisch fernsichtigen Art, welche selbst im thierischen Instinkte wahrgenommen wird, hat den Menschen schon im frühesten Naturzustande seines Geistes zur Erkenntniß jener Normalmaaße der Sichtbarkeit geführt, die ihm sein eigener Leib und die räumliche Größe seiner Glieder, so wie die Zeiten seines leiblichen Lebens in die Hand geben. Es sind Maaße des Menschen: des Abbildes, deren Grundzüge im Wesen des

Urbildes selber und in der Geschichte der Thaten dieses Urbildes verborgen liegen.

Dieses bezeugt schon das allbekannte Verhältniß, in welchem der Gang des Menschen in seinem gewöhnlichen Schritte und mithin auch die leibliche Größe desselben mit der Größe seiner Erde und mit dem Fortgange ihres Bahnlaufes um die Sonne steht. Ein Verhältniß, vergleichbar mit jenem, in welchem zwei Pendeluhren stehen, welche beide dasselbe Zeitmaaß der Stunden und Tage genau und richtig einhalten. Wäre die eine, größere derselben etwa die Thurmuhr unserer Stadt, deren regelmäßiger Gang ohne mein Zuthun von einer Mitternacht zur anderen das ganze Jahr hindurch sich fortsetzt, die andere, kleinere aber wäre meine Zimmeruhr, deren Pendel ich nach Belieben jetzt anhalten, dann wieder in Schwung setzen kann, dann würde dennoch diese letztere, so oft sie in Gang käme, in der gleichen Zeit ihre Minuten und Stunden abmessen, als die Thurmuhr. Ebenso durchwandelt auch ein Mensch von gewöhnlicher Größe und Geschwindigkeit, wenn er sich zum Gehen in Bewegung setzt, in jeder Stunde eine eben so große Strecke von dem Umfange seiner Erde als diese in derselben Zeit auf dem Wege ihrer Bahn um die Sonne zurücklegt. Und wenn das kleine Uhrwerk unserer menschlichen Schritte so ungehemmt und rastlos im Gange bleiben könnte, als das große des planetarischen Umlaufes, dann würde ein Fußgänger ebenso in der Zeit eines Jahres einen Umlauf um seine Erde vollenden, als diese den ihrigen um die Sonne. Und wie sich an manchen unserer Zimmeruhren außer den Zeigern der Minuten und Stunden noch ein dritter, näher an der Mitte stehend findet, der den Verlauf der ganzen Monate andeutet, so findet sich auch in der natürlichen Geschichte des Menschen

ein solcher Zeiger für die einzelnen Zeitabschnitte des größeren Naturjahres des Vorrückens der Nachtgleichen von nahe 28000 Jahren. Denn die Zeit eines Menschenlebens bis zu dem Ziele, das ihr als gewöhnliches Maaß gesetzt ist: der Zeit von 70 Jahren kommt dem 365. Theile oder einem Tage jenes großen Aeons des Erdenwandels unter den Sternen gleich *).

In dem Band II des 2. Theiles meiner Ahndungen, von deren Inhalt ich hier spreche, habe ich, anschließend an den Inhalt der vorhergehenden Bände, zunächst als Naturforscher in den Raum- und Zeitverhältnissen der Körperwelt die Bedeutung der Zahlen 7 und ihrer Hälfte, der 10 und ihrer Hälfte, so wie der 3, der 6, der 4 und der wichtigsten Verbindungen dieser Zahlen unter einander ausführlicher betrachtet. Man könnte diese Zahlen mit jenen primitiven Grundstoffen in der Chemie vergleichen, in welche sich zuletzt alle irdische Körper zerlegen lassen und aus denen selbst die Dinge der unorganischen Natur: Wasser, Salz, Kohlensäure u. a. zusammengesetzt sind. Neben all' diesen primären Grundstoffen der festen, flüssigen, luftartigen Körper gibt es aber auch Grundstoffe einer sekundären (höheren) Ordnung, welche, von den Kräften des Lebens durchwirkt, den Leib der Pflanzen und Thiere bilden, und nur dann, wenn der natürliche Tod und die Verwesung, oder wenn unsere chemische Kunst das

*) In weiterer Ausführlichkeit als auf S. 123 u. a. meiner Ahnd. II, 2 habe ich diese Gleichmäßigkeit der Raum- und Zeitverhältnisse der Naturgeschichte des Menschen und seines Planeten betrachtet in m. Gesch. der Seele §. 24, so wie in m. Buche: das Weltgebäude, die Erde u. s. w. §. 21 S. 724 f.

Leben vernichtet hat, so wie z. B. die Pflanzenöle oder das thierische Fett in Kohlenstoff, Sauer- und Wasserstoff, oder wie das Eiweiß und die thierische Faser in Kohlen- und Stickstoff, Sauer- und Wasserstoff sich zerlegen lassen. Solche Normalzahlen der Raum- wie der Zeitverhältnisse, welche sich mit den Elementen der organischen Chemie vergleichen lassen, begegnen uns vorzüglich in der Naturgeschichte des Menschen so wie seines ganzen Geschlechtes. Einige von ihnen habe ich bereits (S. 483) erwähnt. Es gibt aber noch viele andere dieser Art. Namentlich gehört hierher das Maaß jener Zeit, welche der Mensch von seiner Erzeugung an bis zu seiner Ausgeburt an das Licht im Schooße der Mutter verschläft. Dieses Naturjahr der Entwickelungsgeschichte des Menschen umfaßt die Dauer von 10 Umläufen oder Durchgängen des Mondes durch jene Punkte seiner Bahn, welche in gleicher Linie liegen mit der Stellung der Erde und der Sonne. Zehn solche sogenannte Knoten- oder drakonitische Mondumläufe von etwas mehr denn 272 Tagen kommen nahe gleich neun Zwölftheilen oder Kalendermonaten, in welche unsere künstliche Zeitberechnung, nicht die Natur selber, das Jahr theilt. In welcher Beachtung aber ein zehnmonatliches Jahr in den Zeitrechnungen mehrerer Völker der alten Welt gestanden, das wird a. a. O. S. 147 und in seiner genaueren Uebereinstimmung mit dem Naturjahre der menschlichen Entwickelungsgeschichte S. 151 u. f. gezeigt. Wenn, namentlich die griechische Uebersetzung des alten Testamentes, die sogenannte Septuaginta, die Zeit von der Schöpfung bis zur Sündfluth, statt nach der Angabe des ihr vorliegenden hebräischen Grundtextes zu 1656, mit absichtlich künstelnder Hand zu 2222 Jahren berechnet, dann scheint sie ein System der Zeitrechnung vor Augen gehabt

zu haben, welchem das zehnmonatliche Naturjahr zu Grunde lag. Denn 1656 Sonnenjahre sind gleich 2222 Jahren von 272,187 Tagen (a. a. O. S. 142, 143 f.). Und von einer Beachtung dieses, im Vergleiche mit unserem Kalender künstlichen und dennoch natürlichen Menschenjahres zur Berechnung der Zeiten finden sich in den schriftlichen Urkunden des Alterthums manche Spuren.

Die uranfängliche Bestimmung der Sternenwelt, zu scheiden Tag und Nacht, zu geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre, geht jedoch nicht allein das Leben des einzelnen Menschen und die Dauer seiner Entwickelung an von der Erzeugung bis zum Tode, sondern eben so sehr und noch mehr die Geschichte seines ganzen Geschlechtes. Der Mittelpunkt dieser Geschichte und die Zeit ihrer Erfüllung ist das Erscheinen des verheißenen Menschensohnes im Fleische. Jener prophetische Instinkt, von welchem ich vorhin (S. 482) sprach, hat den Geist des Menschen in seinem anfänglichen Naturzustande schon frühe vielleicht zu der Ahndung einer Naturperiode geführt, welche die Stufen der Entwickelung seines Geschlechtes in der Geschichte der einzelnen so wie aller Völker der Erde bis zu dem verheißenen Ziele der Erfüllung abgränzt. Die unter dem Spiele mit Jahrtausenden geheimnißvoll sich verbergende Zeitrechnung der Inder, Babylonier und Aegypter hat diese prophetische Bedeutung gehabt, wie ich dieses namentlich im 5. und 8. Kapitel des erwähnten Buches zu erweisen gesucht habe, wo ich von der Achtung rede, in welcher die Naturzahl 432 und noch mehr 4320 fast bei dem gesammten Alterthum gestanden und von dem Mondenjahre, als Fest- und Kirchenjahr, so wie von den merkwürdigen Eigenschaften der Periode von 4320 Mondenjahren. — —

Untersuchungen dieser Art, auch wenn sie mit Bedacht

und Ernst geführt werden, gleichen allerdings dem Geschäfte des Nachgrabens in den Schutthaufen der alten, zerstörten Städte, einem Geschäfte, dessen Erfolg immerhin ein unsicherer ist. Doch gewährt es dem forschenden Auge schon eine Art von Befriedigung, wenn die reihenweise fortlaufenden Schutthaufen ihm die ungefähre Richtung der Straßen des alten Babylon erkennen, die aufgehäuften Trümmer den Bauplan des Belustempels der Stadt errathen lassen, in deren Mauern einst der prophetische Geist eines Daniel an anderen Menschengeistern sich bezeugt hat. Und nicht selten spricht selbst die eingebrannte Inschrift eines Ziegelsteines unter den Trümmern von dem Geheimnisse der Tempelweisheit, welche ein Erbtheil aus den Zeiten der langlebenden und fern in die Vergangenheit wie in die Zukunft blickenden Urväter war.

Es mögen allerdings viele der Rechnungen meines Buches, namentlich die vorwitzig in die Zukunft sich verlaufenden, ihrem Werthe nach zu den kupfernen oder eisernen Bettlergaben einer Rückenlast gehören, von der ich vorhin Th. II S. 103 gesprochen. Doch kann darunter hin und wieder auch noch ein beachtenswerthes Stück sich finden. Mein Freund Spleiß hatte große Freude an diesen Stücken und hielt die Grundgedanken des Buches für solche, denen man wohl weiter nachsinnen und nachgehen sollte. Mehrere meiner Ansichten über die Hindeutung der chronologischen Systeme auf die Erfüllung der Zeiten, so wie die ihnen beigefügten Berechnungen sind anderwärts von einer fremden Hand benutzt und öffentlich mitgetheilt worden, zum Theil ohne die Quelle zu nennen. —

Den Bienenschwärmen kommt der Drang zum Ausfliegen aus dem mütterlichen Stocke und zum Einziehen in eine neue Heimath erst in der warmen Zeit des Sommers

an; bei uns aber, an der Universität Erlangen, hat sich etwas, das einem solchen Aus- und Einzuge der Bienen glich, nicht im Sommer zugetragen, sondern noch im Verlaufe des freilich milden Winters von 1822. Das junge Volk unserer Studirenden war, einmüthiglich zusammengeschaart, aus der Stadt ausgewandert; hatte noch einmal in unseren späten Tagen im Kleinen einen solchen Handstreich versucht, dergleichen die Geschichte der früheren, namentlich der mittelalterlichen Universitäten, mehrere zu berichten hat; wir Alten, die wir es mit dem Mutterstocke hielten: wir Professoren, fanden eines Tages unsere Hörsäle leer und bei'm Hinaustreten auf die Straßen auch diese so verlassen von den Studenten, wie dies kaum in der Zeit der Ferien zu sein pflegt. Denn selbst die in Erlangen und seiner Nachbarschaft wohnhaften Studirenden hatte der Schwarmgeist angeregt, daß sie entweder mit dem großen Haufen hinwegzogen oder vereinzelt sich zerstreuten. Ich habe dieses Ereignisses hier zunächst nur wegen des Zusammenhanges gedacht, in welchem dasselbe zufällig scheinender Weise mit meiner literarischen Thätigkeit stand*).

Die ärztliche Erfahrung lehrt es, daß nicht selten auch ältere Leute von jenen Krankheiten angesteckt und ergriffen werden, welche zunächst die Kinder zu befallen pflegen; ich selber habe noch in meinen angehenden vierziger Jahren, zwar nicht in leiblicher, wohl aber in geistiger Hin-

*) Ich erwähne nur im Vorbeigehen, daß aus einer Schlägerei zwischen der studirenden und der nicht studirenden Jugend der Stadt ein wahrhafter Bürgerkrieg geworden war, welcher bei der ungewöhnlichen Erbitterung von beiden Seiten in fataler Weise dem Fatum der Justiz zu verfallen drohte. Die Studenten erschienen wirklich als der mit Unrecht ge-

sicht, etwas Aehnliches an mir erfahren müssen. Der Schwarmgeist, welcher unsere Studirenden, mit denen ich durch Liebe verbunden war, aus Erlangen hinwegführte nach Altdorf, hat, obwohl in anderer Form, auch mich angeweht und meinen Geist hinweggerückt vom festen Boden der planetarischen Natur, nicht nur in die unermeßbaren Räume des Sternenhimmels, sondern noch über diese hinaus. Ich schrieb damals, während der Ferienzeit, die unsere Studirenden sich selber und uns so unversehens gemacht hatten, mein Buch: „Die Urwelt und die Fixsterne" in einem so maaßlosen Drange zum Fleiße, daß ich mit den Zeiten des Tages öfters auch die der Nacht dazu benutzte. Die äußere Gelegenheit zur Ausarbeitung des Buches habe ich soeben angedeutet, ich habe jedoch auch von der inneren Anregung und Anforderung zu dem Werke noch einige Worte zu sagen.

Die Beobachtungen der Doppelsterne und ihrer Bewegungen um einen gemeinsamen Schwerpunkt öffneten

---

kränkte schutzloseste Theil. Der Einfall, auf einige Tage die Gelegenheit zu blutigen Händeln durch Hinweggehen aus der Stadt ganz abzuschneiden, war aus einem klugen, jugendlichen Kopfe hervorgegangen. Das junge Volk zog durch Nürnberg nach der ehemaligen reichsstädtischen Universitätsstadt Altdorf, fand daselbst gute, willkommene Aufnahme. Daß sowohl dort, als auch bei der Rückkehr nach Erlangen, Alles so versöhnlich und ordnungsgemäß ablief, war vorzüglich der Klugheit und seltenen Gewandtheit eines wohlberedten Führers zu danken: des damaligen Erlanger Studirenden und jetzigen Jenaischen Professors der Theologie, Dr. Aug. Hase, eines Verwandten meines Jugendfreundes Dr. Ben. Hase (nach Th. 1 S. 256 u. f.)

um diese Zeit einen Blick in die geheimnißvollen Tiefen des Weltgebäudes, welcher zu unerwartet neuen Ansichten über das Wesen des Fixsternhimmels führen mußte. Den lebendig und kräftig beweglichen Geist meines Freundes Pfaff, und nicht minder mich, hatten jene neuen Forschungen und Entdeckungen so mächtig hingenommen, daß sie bald der Gegenstand unserer angelegentlichsten und liebsten Unterhaltungen wurden. Denn welches andere Ereigniß in der damaligen Zeit konnte nach unserem Ermessen dieser Auffindung eines neuen geistigen Welttheiles im Gebiete des Wissens an Bedeutung gleichkommen? War doch hiermit dem scheinbar unendlichen Einerlei einer ewigen Wiederholung der Naturverhältnisse unseres Planetensystemes von Stern zu Stern schon dadurch eine Gränze gesetzt, daß dort selberleuchtende Sonnen um und mit nachbarlichen Sonnen sowie bei uns Monde um Planeten sich bewegen. Und ist nicht an vielen dieser schwesterlich zusammengesellten Sonnen selbst das Licht zur wunderherrlichsten Farbe geworden, so daß sie dem Auge, wenn es in diesen gränzenlosen Garten Gottes hineinblickt, gleich reizenden Blumen einer unendlich höheren Ordnung erscheinen? Ja, es ist Vieles dort anders als bei uns; Eines aber bleibet und bestehet dort jenseits wie bei uns: das ist jene Schöpfermacht, welche, als Schwere bekannt, alle Welten wie alle Staubkörner der Körperlichkeit zusammenfaßt, und ihren Bewegungen ein ordnendes Maaß setzt. Diese Macht ist mitten in den Räumen der Sichtbarkeit eine unsichtbare; mitten im Wandel des Zeitlichen eine außer- und überzeitliche. Denn jene Räume des Weltgebäudes, welche (nach einer freilich viel unsichereren Berechnungsart als die der Zahl der Sandkörnchen eines Hügels nach dem ungefähr bekannten Inhalte der Archi-

medischen Sandmäßchen) der Lichtstrahl erst nach Hunderten, ja nach Tausenden der Jahrtausende durchdringen sollte, durchwirkt die zusammenhaltende und die Bewegungen ordnende Kraft der Schwere in einer über jedes Maaß unserer Zeiten erhabenen Eile des Gedankens. Denn sie selber, die Herrscherin in der Natur des Leiblichen, ist vom Wesen des Geistes; vor ihr ist die abgelegene Ferne der Räume wie der Zeiten ein gegenwärtig Genahetes.

Das Spiel, welches eine phantastische Naturforschung und Naturbeschreibung mit der Unendlichkeit und Ewigkeit einer für Zeit und Raum geschaffenen Körperwelt zu treiben pflegt, kann zu einem Schreckbilde werden, an welchem das Gefühl des eigenen Selbst des Menschen, sowie der erhebende Gedanke an das ihm verheißene Kindesrecht im Hause des Vaters wie ein Dampf sich verflüchtigen. Dieser Gefahr zu begegnen, hätte es einen würdigeren und näheren Weg gegeben als den, welchen ich in meinem eben erwähnten Buche eingeschlagen habe. Ich deutete denselben beiläufig schon oben in der ersten Abtheilung dieses Buches S. 104 an. Denn, so frage ich, sollte uns nicht auf dem Wege unserer Forschungen durch die sichtbaren Schöpfungen Gottes etwas Aehnliches begegnen können, als bei den älteren wie neueren Schätzungen der räumlichen Ausdehnung der Meere, des Luftkreises und des alldurchdringenden Aethers nach ihren Höhen, Weiten und Tiefen? Zwar sind unsere Blicke, durch die immer höher gesteigerte Vervollkommnung der Fernröhre am Sternenhimmel unvergleichbar weit über den Gesichtskreis der früheren Zeiten hinaus gekommen; die Reihe der bekannten Planeten hat sich schon durch die Entdeckung des Uranus, noch mehr durch die des Neptun, weit über die von dem Alterthume festgestellten Gränzmarken des Sonnensystemes hinaus er-

weitert; nicht nur die Milchstraße selber hat uns ihre vorhin geheimnißvollen Tiefen aufgeschlossen, sondern weit über diese hinaus haben sich andere Tiefen der Nebelschimmer mit ihren unzählbaren Sternenheeren uns eröffnet. Und immer noch widerfährt unserem Forschen in diesen Abgründen des Weltgebäudes Dasselbe, was in neuerer Zeit den Messungen der Seefahrer geschehen, welche in Tiefen des Meeres, deren Maaß alle bis dahin vermutheten und als wahrscheinlich vorausgesetzten Gränzen weit übersteigt, noch keinen Grund fanden *). Die Welt des Sichtbaren erscheint dem endlichen Sinne des Menschen als ein Unendliches, denn es hat keine für sein Forschen abreichbare Grenzen. Welcher messende Sinn geht der Luft bis zu ihrer oberen Gränze am luftleeren Weltraume oder in die Tiefen des Gewässers nach, darin sie dem im Dunkel wohnenden Thiere seinen Athem gibt; wo sind die Gränzen, von denen das Bewegen der Kräfte, die den Aether durchwirken, ausgeht, und an denen es endet? Und was ist die Allheit des leiblich Geschaffenen gegen den Geist, der in die Ordnung der Zeiten und der Räume sie dahinstellte, und gegen seine unsichtbare, die Welt der Sichtbarkeit alldurchdringende Welt? Er selber ohne Maaß des Raumes und der Zeit, ohne Anfang und Ende. Und dringt nicht dieses gränzenlose Sein der Ewigkeit unvergleichbar viel mächtiger und lebendiger in die Reiche seines leiblich Geschaffenen herein als der Saum seines Gewandes, das Licht, oder sein Schatten am Boden der End-

---

*) Der amerikanische Marinelieutenant Walib fand durch eine Messung mit dem Tiefloth bei 34,000, Bergmann bei 39,000, Parker bei 50,000 Fuß Tiefe noch keinen Grund. (M. v. Maurys, physikal. Geogr. des Meeres.)

lichkeit, die Schwere? Ist nicht dieses Sein meinem Geiste, hier bei dem Staube der Erde eben so erfaßbar und nahe, als allen anderen lebenden Zeugen seiner Herrlichkeit in den unermeßbar fernen Höhen und Tiefen seiner Schöpfungen? In gleichem Augenblicke, in gleicher Kraft bei mir wie bei Jenem. Zu Ihm allein sagt mein Geist: Du bist es, ewig Derselbe; Dich kenne ich bei Deinem Namen; die Welt der Sichtbarkeit mit ihren Anfängen und Enden werde ich kennen, wenn Du mich bei meinem neuen Namen rufest.

Es war, wie ich schon vorhin andeutete, nicht zu verwundern, wenn mich und meinen Freund Pfaff die astronomischen Entdeckungen jener Zeit, namentlich die bewundernswürdigen eines Struve, mit begeisterter Theilnahme erfüllten. Man wird den Grund dieser Theilnahme vielleicht schon bei der Beachtung jener Umrisse gerechtfertigt finden, die ich von der weiteren Entwickelungsgeschichte jener Entdeckungen gegeben habe in meinem späteren Buche: „Das Weltgebäude, die Erde und die Zeiten des Menschen auf der Erde“ (Erlangen, 1852), namentlich im §. 6 S. 71—88. Die Kunde von all' den großen Neuigkeiten, welche die Beobachter des Sternenhimmels von ihren nächtlichen Wanderungen mit sich brachte, hat mein Aufmerken erregt, wie die Töne bei dem Stimmen der Instrumente vor einem großen Konzerte. Noch hat dieses nicht begonnen in der Vollendung seiner Harmonieen; einige Akkorde sind laut geworden, andere schweigen noch. Denn neben den erkannten Thatsachen, die als Lichtpunkte dastehen, zeigen sich uns in der Geschichte der Doppelsterne eine Menge von Räthseln, deren Lösung für die Physik des Himmels einen neuen Tag herbeiführen kann.

Ich habe in meiner vorhin erwähnten Schrift (das

Weltgebäude u. s. w.) mehrere dieser Räthsel erwähnt, aus denen ich auch hier einige hervorhebe. Was uns zunächst an den Doppelsternen wie an allen Sternen in's Auge fällt: das Licht ist nicht nur, wie wir schon sagten, bei vielen von ihnen zur strahlenden Farbe geworden, sondern diese Farbe wie die Helle des Lichtes ist hin und wieder einem Wechsel unterworfen, bei welchem der vorhin größer erscheinende (hellere) zum kleineren (lichtschwächeren) und umgekehrt wird (Weltgeb. S. 55 u. f.), ja bei welchem der eine, wie aus dem Vergleiche älterer mit neueren Beobachtungen hervorgeht, dem Auge ganz entschwindet. Ein Zug zur Einigung der einen körperlichen Masse mit der anderen, den wir als Schwere benennen, und mit diesem Zuge zugleich der Drang zur selbstständigen Sonderung und freieren Bewegung durch den Weltraum (die Schwungkraft oder Triebkraft) sind es, welche die Bewegung der Planeten um ihre Sonne, des Mondes um seine Erde begründen. Der Drang zur selbstständigen Sonderung oder die Triebkraft ist es, welcher namentlich die planetarischen Weltkörper an dem einen Punkte ihrer Bahn mehr oder minder weit über ihre mittlere Entfernung von der Sonne hinaus führt, während ihnen der Zug der Schwere an dem entgegengesetzten Punkte der Bahn eine um so größere Annäherung an die Sonne nöthig macht. Eine Folge dieses Wechsels der Stellungen, welche dem Wechsel gleicht zwischen dem neubekräftigenden Schlafe und dem Verbrauche der Kräfte in der Arbeit des Wachens, ist die mehr oder minder von dem Kreise abweichende, elliptische Form der Bahnen. Bei keinem der Planeten und Monde unseres Sonnensystemes ist diese Abweichung so augenfällig mächtig als an den meisten Doppelsternen, deren Bahn eine so lang gezogene Ellipse ist, wie die der Kometen. (Weltg.

S. 80, 81.) Das sind Wesen, welche, um den eben gebrauchten Vergleich zu wiederholen, nur eines seltenen, kurzen Schlafes bedürfen zur Stärkung für das lange Tagwerk ihres nach selbstständiger Freiheit und Entbundenheit des Bewegens strebenden Laufes. Auf ein höheres Maaß solcher Entbundenheit von dem Gesetze der gemeinen Massenanziehung scheinen jene Fälle zu deuten, von deren einem (dem Doppelsterne ζ im Bootes) Mädler in seiner populären Astronomie 4. Aufl. S. 515 sagt: „Entweder ist die leuchtende Kraft dieses Sternenpaares viele tausend Male größer als die unserer Sonne, oder die Dichtigkeit der Sterne viel geringer als selbst die unserer Atmosphäre." Denn die, wie im Gleichgewichte zweier Wagschalen ruhende Stellung dieses Sternenpaares wird durch keine Bewegung des einen um den anderen gestört, obgleich beide in verhältnißmäßig großer Nähe an einander stehen, wohl aber ist an beiden eine gemeinsame Bewegung durch den Weltraum erkennbar. Obwohl auch die größer oder geringer erscheinende Lichtstärke an den Fixsternen für uns ebensowenig ein sicheres Zeichen ihrer größeren oder geringeren Nähe sein kann, als an den Planeten, unter denen die uns viel nähere, einer Milchstraße im Kleinen gleichende zahlreiche Gruppe der Asteroiden unvergleichbar viel lichtschwächer in unser Auge fällt, als die ungleich ferner stehenden Planeten Jupiter und Saturn.

In einer weiteren Abtheilung meines Buches: die Urwelt und die Fixsterne bin ich bemüht gewesen, die allzuwindigen Berechnungen eines Ballenstädt über das Alter des jetzigen Zustandes der Erdoberfläche und seiner Bewohner zurechtzuweisen. Ich wünschte, ich hätte dieses in minder leichtfertiger Weise gethan, als es von mir im auf-

geregten Zustande bei der nächtlichen Lampe (nach S. 489) geschehen ist. In meinem oben erwähnten Buche (das Weltgebäude) habe ich, wie mir scheint, einen sichereren Standpunkt zur Beseitigung mancher Zweifel an der Wahrheit der mosaischen Urkunde und ihrer Zeitrechnung gewählt, indem ich die Zeiten der Geschichte des jetzigen Zustandes unserer Erdoberfläche und ihrer lebenden Bewohner von jenen früheren Aeonen unterscheide, welche dem Beginne der Tage des Menschen und seiner Herrschaft auf Erden vorausgingen. Es scheint übrigens ein fast unwiderstehliches Gelüste, gleich jenem Drange, der den Kometen von der Sonne hinwegtreibt, den armen, der Eitelkeit dienstbaren Menschenwitz von dem Lichte der Wahrheit hinwegzuführen, wenn er ohne Aufhören z. B. in der Geschichte eines älteren Volkes Jahrtausende, gleich Steinen zu einer Cheopischen Pyramide aufzuthürmen sucht. Namentlich ist dieses auch noch in neuerer Zeit bei der Berechnung der Dauer der ägyptischen Dynastieen in einer Weise geschehen, deren Irrgehen, wie schon früher mehrmals so auch wieder neuerdings durch Seyffarth klar und deutlich erwiesen worden ist. Aus der Tafel von Abydos und der Wand von Karnak, deren griechische Uebersetzungen sich bei Eratosthenes und Manetho finden, geht das richtige Ergebniß hervor, daß Manetho's erste Dynastieen gleichzeitig waren. Nur die Dynastieen I, XII, XVI haben hinter einander regiert, daher Menes erst seit 2781 v. Chr., wie schon das Vetus Chronicon bezeugt, also erst 666 Jahre nach der Sündfluth regiert hat (a. a. O. S. 399) *).

---

*) M. v. das treffliche Werk: Theologische Schriften der alten Aegypter, nach dem Turiner Papyrus zum erstenmal

Doch ich kehre noch einmal zu dem Hauptinhalte meines Buches (die Urwelt u. f.) zurück und füge nur noch die Bemerkung hinzu, daß es scheint, als ob dort, in den Regionen der Doppelsterne und Sternenhaufen (Weltgeb. S. 83 u. f.), der Finger noch anderer Naturkräfte als die Anziehung der schweren Massen (z. B. die elektromagnetischen) in das Saitenspiel der siderischen Bewegungen eingriffe, um jene Harmonie der Sphären hervorzurufen, von welcher, als ich mein Buch (die Urwelt) schrieb, nur die ersten Laute, wie beim Stimmen der Instrumente, vernommen wurden. Mir so entzückend tönend, wie jenem Negerkönige, dem unter allen Musikstücken, welche die holländischen Geiger und Pfeifer vor ihm aufführten, das erste (das Stimmen der Instrumente) am besten gefallen hatte. Weshalb ich auch in der späteren Auflage meiner Urw. u. d. Fixst. (von 1838) neben mancherlei Verbesserungen und neuen Zusätzen die negerkönigliche Vorliebe für „das erste Musikstück" nicht ganz zu unterdrücken vermochte. —

Ein näher liegendes und für mich leichter zu erreichendes Ziel, zu welchem ein sicherer Weg auf ebenem Boden führte, faßte ich in's Auge, als ich in den ersten Wochen der Herbstferien des Jahres 1822 mein „Lehrbuch der Naturgeschichte für Schulen und zum Selbstunterrichte" schrieb. Ich gab mich bei der Ausarbeitung der ersten Auflage die-

---

übersetzt u. s. w. von G. Seyffarth, Gotha 1855. Das wichtigste der hier aus dem Hieroglyphentexte in koptische Wurzeln umgeschriebenen und übersetzten Stücke ist das Erste Buch der schon von Clemens Alexandrinus erwähnten heil. Schriften der alten Aegypter. (M. v. die Anzeige in Rudelbach's Zeitschrift 1850 II. Heft S. 397.)

ses kleinen Lehrbuches weder für seine öffentliche Aufnahme besonderen Erwartungen hin, noch ließ ich mir es angelegen sein, solche Erwartungen zu erregen. Der damalige Verleger, C. Heyder in Erlangen, ein durchaus redlicher, ehrenwerther Mann, war auf den Gedanken gekommen, eine Naturgeschichte für Schule und Haus, allgemein faßlich durch Form und Inhalt, von einem Sachverständigen schreiben zu lassen und zum Drucke zu fördern. Ich war mit dem Gedanken an eine andere, mich vornehmer dünkende wissenschaftliche Arbeit beschäftigt, und wies deshalb H. Heyder's Antrag zuerst von mir weg, ging aber dennoch, nach ernsterer Ueberlegung, auf denselben ein. Denn die Aufgabe, recht gefaßt, lag ja ganz auf dem Wege, welchen ich als den meines äußeren und inneren Berufes für mein Volk und meine Zeit erkannt hatte (nach B. II S. 509, 510). Die äußeren Bedingungen, unter denen das Buch in die Hände seiner Käufer und Leser kam, können es bezeugen, daß weder ich noch mein Verleger bei diesem Unternehmen einen Geldgewinn im Sinne hatten, und alle späteren, allmählig immer mehr vervollständigten, umfangsreicher gewordenen Auflagen bis zu der zuletzt erschienenen achtzehnten, werden dasselbe Zeugniß ablegen. Der Mann, dessen Urtheil über den Werth der Bücher zum Nutzen und Dienst der rechten, christlichen Volksbildung die höchste Bedeutung hat: D. Wilh. Harnisch sprach sich sogleich mit freundlichster Anerkennung über meine Arbeit aus und diese fand überhaupt einen unerwartet günstigen Eingang in Schule und Haus. Auch darf ich wohl sagen, daß ein Geist darin herrscht, der es mit der Jugend gut meint, und welcher mit der Liebe zur Natur und der Freude an ihrer Erkenntniß gern auch die Liebe zu dem Schöpfer und die Lust an seiner Erkennt-

niß wecken möchte. Ein Autor, der sich Rebau nannte, brachte auch dadurch einen ziemlichen Theil des Inhaltes meines Buches unter die Leute, daß er ihn, großentheils fast ganz wörtlich, abschrieb und in einem Buche von ähnlichem Titel unter seinem Namen abdrucken ließ. Uebrigens hat der spätere, redliche Herausgeber der sogenannt Rebau'schen Naturgeschichte das nicht zu sehr assimilirte fremde Eigenthum nach bestem Wissen wieder auszuscheiden gesucht.

Mein Handbuch der Kosmologie (Nürnberg 1823) schloß sich an das Lehrbuch der Geognosie und Bergbaukunde an, das ich 10 Jahre früher in demselben Verlage (L. Schrag) herausgegeben hatte. Für die Zeit, in welcher jenes Handbuch erschien, ist es, nach dem Maaße meiner Einsichten und Kräfte, ziemlich fleißig ausgestattet, auch hat es manche (populäre) Ansichten vielleicht zuerst aufgestellt, welche später von einigen populären Schriftstellen über den gleichen Gegenstand als eine neue Erfindung gegeben wurden, weil der Fund für sie ein eben so nahe liegender und leichter war, als er für mich gewesen. Die letzten §§. des Buches, von §. 39 bis 42, mühen sich mit Fragen und Räthseln ab, deren Beantwortung und Lösung wohl nicht Jedermanns Sache, am wenigsten die meinige sein kann. Daß übrigens der Verschiedenheit der körperlichen Größen wie der Dichtigkeiten und der Rotationsgeschwindigkeiten bei den planetarischen Weltkörpern unseres Sonnensystemes ein maaßgebendes zusammenordnendes Gesetz zu Grunde liegen möge, welches nicht auf mechanischen, sondern auf dynamischen Verhältnissen beruht, mag vielleicht keine ganz ungereimte Vermuthung sein. Das, was ich im §. 20 über die Doppelsterne gesagt habe, gehört auch (nach S. 493) der Zeit an, in welcher die Mei-

ster der großen Entdeckungen noch die Instrumente stimmten zu einem künftigen, harmonisch volltönigen Preisgesange der Werke.

Ich war während der Arbeit an dem eben erwähnten Buche lange Zeit nicht dazu gekommen, einen Brief zu schreiben; da schrieb ich nach der Zurückkunft von meiner Herbstferienreise 1822 einen ungewöhnlich langen an meine hochverehrte gewesene Schülerin, die Prinzessin Marie von Mecklenburg, welche seitdem die glückliche Gemahlin des damaligen Prinzen, nachmaligen Herzoges Georg von Sachsen-Altenburg geworden war. Eines Fürsten, welcher durch die That seines Lebens bis zu seinem Ende es erwiesen hat, daß er den Ruf der Weisheit, die von oben ist, verstanden, und zu Herzen genommen habe (Sprüchw. 8, V. 6 u. f.); eines Mannes von kindlich demüthigem, sanftem, liebevollem Gemüthe und einer Gesinnung, welche fürstliche Gedanken hegte, und in den Kämpfen seines Lebens an denselben festhielt. Nun, jener ungebührlich lange Brief wurde von mir in gebührlicher Weise zu einem Buche verlängert, das im darauffolgenden Sommer unter dem Titel erschien: „Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten nach Salzburg, Tyrol und der Lombardei." Es haben nur wenige Bücher von mir ein so rasches Glück in der Welt gemacht, als dieses. Denn während die erste Auflage noch gar nicht einmal recht unter die Leute gekommen war, sondern eben nur erst aufgetragen wurde zur Tafel, da bemerkte man, daß so viele Gäste zu dieser, gerade nicht sehr apparten Hausmannskost sich einfanden, daß der Vorrath nicht zulangen wollte. Der Bäcker mußte noch einen Nachschuß in den Ofen gehen lassen und auch später sind noch einige neue Auflagen herausgebacken worden. Dieses besondere Glück verdankt das

Buch nur seinem harmlos naturwüchsigen Humor, der für die damalige Zeit, darin man noch nicht so sehr dem künstlichen Effekte nachging, gut genug war. Doch ward das Buch schon damals und wird auch noch jetzt von manchen Leuten gern gelesen, welche in dem Scherze auch den Ernst suchen. Selbst mein ernster, theurer Schelling fand besonderes Wohlgefallen daran, und ein anderer gar werther Gewinn, den mir mein Wanderbüchlein verschaffte, war mir ein Brief des für mein inneres Leben hochgesegneten Bischofes Johann Michael Sailer in Regensburg. Dieser Brief, welcher nicht der einzige ist, den ich von seiner theuren Hand besitze, führte mich denn auch später zu seiner persönlichen Bekanntschaft, als ich mit ihm und seinem Freunde und Begleiter, dem tieffühlenden Kenner und Meister des uralten, christlichen Kirchengesanges, dem Domherrn Proske, zusammentraf. Eine weitere Folge von diesem mir in Eger gewordenen Erwerb war für mich die persönliche Bekanntschaft mit dem damaligen Vorstande am geistlichen Seminare, späteren Bischof Wittmann, diesem hochbekräftigten, treuen Zeugen des apostolischen Glaubens durch Wort und That, und die Freundschaft des geistigen Sohnes Sailer's sowie Wittmann's: des unvergeßlichen Melchior Diepenbrock, nachmaligen Fürstbischofes in Schlesien. Ich kann mir es nicht versagen, den lieben Brief des J. M. Sailer, der all' diese Folgen für mich hatte, als Erinnerungszeichen an die damaligen Tage meines Lebens hier mitzutheilen. Er lautet so:

„Ungesehen, aber nicht ungekannt, waren Sie, Verehrter, Geliebter, meinem Herzen seit Langem theuer. Nun brechen Sie auf eine so edle Art, so viel möglich war, auch das sichtliche Incognito, indem Sie sich mir in Ihrem Briefe und lieben Geschenke recht sichtbar machen."

„Wenn Sie in einigen meiner Schriften einen Zug nach innen und einen nach oben gefunden haben, so müßte ich es Dem danken, der uns zu Lebensgenossen in diesem höchst merkwürdigen Aeon gemacht hat, und die Spuren seiner Liebe so reichlich eingedrückt in unsere Pfade, und der Menschen durch Menschen so wunderbar zu sich weiset, locket, dränget. Ja Ihm, Ihm allein sei Preis und Ehre; uns seine Gnade."

„Die Frau von Bechtolzheim hat mir schon Hoffnung gemacht, daß Sie mich hier besuchen werden. Thun Sie das, wenn es sich machen läßt. Indeß lese ich in Ihrem Wanderbüchlein; ich wandere auch mit und bin bereits da, wo Welschland angeht. Sie haben den Ton der Conversation, der Gemüthlichkeit, der Demuth gefunden. Oft ist es mir, ich reise mit dem Wandsbecker Boten."

„Ich grüße auch Ihre Mitwanderin im Hause, im Leben — und auch auf der Reise. Reiset stets froh und selig mit euren Kindern: der rechten Heimath zu!" „Ich danke und bleibe in Liebe"

Ihr

R. 3. Mai 1824. J. M. Sailer.

Ein heiteres Naturell ist wohl eine glückliche Gabe für das äußere Leben, das innere aber gedeiht nur unter der Obhut und Pflege einer ernsten Gesinnung. Ich fühlte dieses mehr denn jemals nach der Vollendung meines Wanderbüchleins, und dieses Gefühl führte mich zu dem Ausruhen in einer anderen Arbeit, welche es nicht mit Zahlenaufgaben, wie manche der früheren, sondern mit lauter abgeschlossenen Rechnungen zu thun hatte, auf deren Richtigkeit man sich verlassen durfte. Ich schrieb den 2ten Band meines Alten und Neuen (Leipzig, bei Reclam), darin ich eine ausführlichere Lebensbeschreibung des seligen

Joh. Tobias Kießling gab, in welcher auch einige seiner Freunde nach ihrem Leben und Wirken geschildert sind. Eine hervorragende Persönlichkeit unter diesen ist der Pfarrer Esper zu Uttenreuth (später in Wunsiedel). Kießling's unermüdete, vielseitige Bemühung, Seelen zu retten, sie anzuwerben und zu bekräftigen für den Glauben, mußte wohl für jeden Unbefangenen als eine bewundernswerthe erscheinen. Namentlich ist sie beschrieben in den Kapiteln, darin er als Tröster, als Kinderlehrer, so wie in seinem nur um ein „Lohn's Gott" betriebenen Nebengeschäfte als reisender und stationirender Buchhändler, oder in seinen Leistungen als Augenarzt, Krankenbesucher, multiplizirender Brandretter, Troßbube und Soldatenknecht dargestellt wird, und nicht minder in den Kapiteln mit den Aufschriften: wie man sich bei den Postillonen in Respekt setzt; ein sonderbarer Flurschütz und Viehhirte; Freuden und Leiden eines Kriegsmannes im Reiche Gottes, wenn er in seiner Civilkleidung einhergeht; Sünderfreundschaft; Kießling als Mühlenarzt; als Bücherverleiher u. f.*)

Außer dem Lebensbilde des Tobias Kießling enthält der eben erwähnte 2. Band meines Alten und Neuen Züge aus des Würtemberger Pfarrers Flattich Leben, so wie die seitdem auch von anderen Seiten mehrmals veröffentlichten 30 Hausregeln desselben. Namentlich aber möchte man in unseren Tagen, bei den Spaltungen, die selbst unter den Treumeinenden und Gläubigen eingerissen sind, manchen dieser lieben Brüder die schriftliche Antwort zum

*) Ein Neffe des seligen Kießling, der mir und Anderen nahe befreundete Buchhändler Justus Naumann in Dresden hat einen guten Auszug aus dieser Lebensbeschreibung in seinen Verlag genommen.

Lesen anempfehlen, welche der alte Pfarrer Flattich den in Umlauf gesetzten Fragen des Pfarrer Hartmann zu Kornwestheim beifügte.

Nach Flattich führe ich dann weiter den Calwer Boten: den Pfarrer Machtdolf zu Möttlingen in die Bekanntschaft mit meinen Lesern ein, von welchem ich schon oben S. 143 Einiges erzählt habe. Den alten, ehrwürdigen Prälaten Oetinger, für dessen Auftreten und geistiges Wirken in seiner Zeit erst in unseren Tagen wieder eine allgemeinere, hochverdiente Theilnahme und Aufmerksamkeit erwacht ist, lernt man hier vorläufig in dem Kapitel kennen, das die Ueberschrift führt: ein merkwürdiger Stammbaum*). Den Beschluß des Bandes macht der schon durch Jacobi mitgetheilte Brief eines Würtemberger

*) In einer Weise, durch welche die alten Zeiten wieder wahrhaft jung und frisch werden, führt uns ein verwandter Geist (denn nur ein solcher konnte es) D. Chr. Barth durch seine Schrift: „süddeutsche Originalien" in den Kreis jener alten Würtembergischen Theologen ein, zu welchem die hier erwähnten Männer gehörten. Sehr lesenswerth und anziehend ist auch Flattich's Leben von Pfarrer Ledderhose beschrieben. Um die gründliche Bekanntschaft und die neue Anregung zur allgemeineren Theilnahme an Oetinger und seinen tiefsinnig gehaltvollen Schriften hat sich aber das wesentlichste, bleibendste Verdienst erworben Dr. J. Hamberger durch die neue mit lichtvollen Erläuterungen versehene Ausgabe von Oetinger's biblischem Wörterbuche. Einem Kapitalwerke der alten Würtembergischen theologischen Schule, so wie der tiefer gründenden Bibelforschung und Erkenntniß überhaupt. Schon früher gab Hamberger die Selbstbiographie Oetinger's heraus; später die Epistelpredigten und einige andere Werke desselben, ein Bemühen, an welchem neuerdings auch Pfarrer Ehmann in sehr verdienstvoller Weise Theil genommen hat.

Bürgersmannes: des Thomas Wizenmann an seinen zum Tode kranken und dem sicheren Ende freudig entgegengehenden Sohn. — Ich will von diesem meinem Buche, dessen Form und Schreibart ich wohl im Einzelnen wie selbst im Ganzen gern anders haben möchte, Nichts sagen, als Das, was ich schon oben S. 151 über den ersten Band ausgesprochen habe. Wer in dasselbe hineinsieht, wird wohl von selber erkennen, ob es für ihn geschrieben sei oder nicht.

Abgesehen von mehreren kleineren literarischen Arbeiten und einigen neuen nicht unverändert gebliebenen Auflagen früherer Schriften, womit ich noch in der Zwischenzeit beschäftigt war, wendete ich alle freien Stunden der letzten Jahre meines Aufenthaltes in Erlangen zur Ausarbeitung und Herausgabe eines größeren Werkes an, das ich für meine Lehrvorträge an der Universität zu Grunde legen wollte. Es erschien unter dem Titel: „Allgemeine Naturgeschichte" u. s. als ein voluminöser Band, bald hernach in seiner zweiten vermehrten und zum Theil umgearbeiteten Ausgabe unter dem Titel: „Geschichte der Natur" (als Seitenstück zu meiner Geschichte der Seele) in zwei Bänden und ist nach dem Plane seiner dritten Auflage zu vier Bänden angelegt, von denen bis jetzt zwei erschienen sind. Der erste von diesen ist, wie erwähnt, auch unter dem besonderen Titel: „das Weltgebäude, die Erde und die Zeiten des Menschen auf der Erde" als ein selbstständiges Ganzes ausgegeben worden. Bei all' den vielen Schwächen und Uebersehungen, welche in Folge einer langen, entmuthigenden Erkrankung des Verfassers diesem ersten Bande der dritten Ausgabe anzumerken sind und bei all' den vielen, sinnentstellenden Druckfehlern, welche sich während einer mir ärztlich gebotenen Reise in demselben eingefunden ha-

ben, lege ich dennoch, im Vergleiche mit meinen anderen naturgeschichtlichen Schriften, einen etwas höheren Werth auf dieses Tagwerk einer schweren, ernsten Zeit meines Lebens *).

Von einer kleinen Schrift, welche den Beschluß meiner literarischen Arbeiten in Erlangen machte, will ich hier nur noch einige Worte sagen. Am Tauftage meiner ältesten Enkelin Agnes, am 19. März 1827, hatte ich auf der Heimfahrt von dem damaligen Aufenthaltsorte meiner Kinder nach Erlangen bei einem Umsturze des Wagens den Arm gebrochen. Während der mir gewaltsam aufgedrungenen Ruhezeit der Arme nnd Hände las ich die Lebensbeschreibung des Pfarrer Oberlin im Steinthal (S. 428), welche Professor Kraft in Straßburg bald nach Oberlin's Tode in Druck gegeben hatte. Der Inhalt des kleinen lieben Buches ergriff mich sehr; der merkwürdige Apostel des Steinthales, so schien es mir, könne jetzt, statt des Pfarramtes in Waldbach, von dem er nun auf immer enthoben war, das Amt eines Predigers der Gerechtigkeit weiter herum im deutschen Vaterlande übernehmen. Mein Freund, der Pfarrer Brandt, der Herausgeber des homiletisch-liturgischen Korrespondenzblattes, von dem ich nachher reden werde, wünschte außer seinem Blatte auch andere Weckstimmen des christgläubigen Bekenntnisses unter das Volk, namentlich unter die studirende Jugend, ausgehen zu lassen. Da diktirte ich, im Lehnstuhle sitzend, mein Büchlein: „Züge aus Oberlin's Leben" einigen meiner jungen Freunde in die Feder und sendete das Manuskript bei meiner Wiedergenesung gleich einem Dankopfer von „ein Paar Turteltauben oder zwo jungen Tauben"

---

*) Die Vollendung des ersten Bandes der dritten Auflage fällt in die letzten Monate von 1851, die des zweiten auf 1853.

dem Freunde Brandt zur weiteren Verbreitung durch den Druck. Die kleine Schrift hat in ihren neun sehr ansehnlichen Auflagen, denen sich später die Phil. Raw'sche Buchhandlung in Nürnberg unterzog, wie ich hoffe, nicht ohne Segen, eine freundliche Aufnahme in allen Gegenden von Deutschland gefunden.

36. Schelling's Auftreten an der Universität Erlangen.

Unser bayerisches Regnitzthal ist kein Indien, Erlangen ist kein Islamabad. Die Anhöhe des vormaligen Fleischmann'schen Gartens gewährt nicht wie die reizend schönen Hügel, welche nordwärts von jenem indischen Montpellier sich erheben, die Aussicht hinab nach einem Meerbusen und landeinwärts nach den duftenden Waldungen und Gärten des bengalischen Himmels. Dennoch, vermöge jener wunderlichen Ungereimtheit, in welche sich die Gedankenbilder der verschiedensten geistigen Zonen und Geschlechter in unserem Inneren, gleich den Wanderern auf einer volkreichen Landstraße, begegnen, treten mir hier, wo ich von Schelling's Auftreten in Erlangen reden will, Vorstellungen von einem von mir nie gesehenen indischen Paradiese vor die Seele. Sie kamen mir aus den Ruinen eines Landhauses, das nahe bei Islamabad im Schatten der hochwüchsigen Bäume lag*); sie kamen mir im Geleite der Erinnerung an den geistig hochragenden Mann, der vormals öfters dort wohnte: an den unvergleichlichen William Jones. Ich dachte an die wunderbare, geistig weckende und belebende, umgestaltende und veredelnde Macht, welche dieser große Mann durch sein persönliches Erscheinen in Indien an seinen dort wohnenden Lands-

*) M. v. Carl Ritter's Erdkunde. Fünfter Theil. S. 417.

leuten wie an dem Volke der Einheimischen erwiesen hat. Was war der gesellige Ton, was war die wissenschaftliche Thätigkeit der gebildeten Europäer in Indien, als William Jones dorthin kam, und was ist sie in, so wie nach seiner Zeit durch seinen anregenden Vorgang geworden! Englands handeltreibende, ostindische Kompagnie war allerdings zur äußeren, leiblichen Besitznahme einer Schatzkammer der Erde gelangt; die geistige Herrschaft aber über Indien hat William Jones begründet.

Nun, wie ich schon vorhin sagte, der vormalige fränkische Kreis unseres Vaterlandes ist kein Indien, Erlangen, die deutsche Universitätsstadt, hat nicht, wie die berühmte, mohamedanische Hochschule von Islamabad, Schiffe auf dem bengalischen Meerbusen gehen; am Fuße des Rathsberges wird der Zauber der Naturreize nicht gefunden, welcher über Jaffirabat, wo William Jones' Landhaus stand, sich ergoß, dennoch hat mich mein damaliger kleiner Wohnort Erlangen, durch das, was sich bei Schelling's Einziehen in demselben zugetragen, weniger zwar an Islamabad und Jaffirabat in Indien, als an das Wirken des Mannes erinnert, der daselbst während der heißesten Monate des bengalischen Sommers seine Ferienzeit zubrachte. In dem Kreise der Bekannten wußte man davon, daß Schelling gesonnen sei, München auf einige Zeit zu verlassen, „denn die geistige wie leibliche Luft, welche dort herrschte, sei ihm unerträglich geworden, wegen der oft plötzlichen Wechsel und Uebergänge vom Warmen zum Kalten, sowie wegen des vielen Staubes, den der Wind in die Augen und Brust führt." Die Freunde wußten noch mehr. Schelling fühlte sich getrieben, zu seinem inneren wie äußeren Berufe als Lehrer, nicht nur durch Schriften, sondern durch das lebendige Wort zurückzukehren; er wollte, so wie einst in

Jena, in dem stillen, friedlichen Erlangen, das bescheidene Loos eines Universitätslehrers mit uns theilen. Er fand da einen Landsmann und Jugendfreund, unseren Johann Wilhelm Pfaff, fand an mir einen alten, treuergebenen, dankbaren Schüler, war mit Döderlein durch den Vater Niethammer befreundet, wußte auch, daß er außer diesen seinen Bekannten noch mehrere andere ehrenwerthe, seinem Sinne zusagende Männer als Mitgenossen des Universitätslebens finden werde. Seit seiner Durchreise durch Nürnberg hatte ich den theuren Lehrer nicht gesehen. Er war an äußerer Kraft und Frische derselbe geblieben, doch war zu seinem Ernste eine Milde und Zutraulichkeit gekommen, die ich in solcher Weise noch nicht an ihm gekannt hatte. Er kam mir gleich in der ersten Stunde nicht wie der herablassende Lehrer dem Schüler, sondern wie ein älterer Bruder dem Bruder entgegen; er wollte auch, daß von nun an zwischen uns, als Zeichen unseres näheren Verhältnisses, das brüderliche Du bestehen möchte.

Ich werde nachher den merkwürdigen, veredelnden Einfluß beschreiben, den Schelling's Persönlichkeit und geselliger Umgang auf uns Alle, auf das ganze dafür empfängliche alte wie junge Erlangen hatte. Zuerst sei es mir aber erlaubt, von Dem zu reden, was von jenem Einflusse auf mich selber und auf mein Haus kam. Wenn ich sage, daß ich von Schelling's mehrjährigem Verweilen in Erlangen den meisten und reichsten Gewinn hatte, dann wird man dieses wohl begreiflich finden, denn kein Anderer konnte ihm ja durch herzlich dankbare Liebe so zugethan sein als ich es war. Auch äußerlich hatte sich für mich Alles so glücklich gefügt, daß Schelling als unser nächster Nachbar in ein unserer Wohnung gegenüber gelegenes

Haus zog. Und er kam nicht allein in diese Nachbarschaft, sondern mit ihm seine Frau und drei seiner Kinder. Das war ein kleiner Familienkreis, in den selbst nur hineinzuschauen es wohl Jedem gelüsten konnte; wir aber durften nicht nur hineinschauen, sondern im täglichen Verkehre hineintreten. Wir, die Nachbarn, legten gleich am ersten Abende, nach Schelling's Ankunft, bei dem Einzuge in seine neue Wohnung hilfreiche Hand an, und meine Frau hatte da Gelegenheit, ihre ganze Freude und Lust, so wie ihre Geschicklichkeit und Tüchtigkeit in dergleichen kleinem Dienste kund zu geben. Und bei dieser Gelegenheit zogen die neuen Ankömmlinge nicht nur in ein Nachbarhaus, sondern in unsere Herzen ein, denn gleich in den ersten Stunden des Zusammenseins hat sich zwischen den beiden Frauen ein schwesterlich vertrauliches Liebesbündniß begründet, das nur der Tod für die noch übrige Zeit des Lebens unterbrechen konnte. Das Gewinnen einer solchen Freundin war ein seltenes Glück. Schelling's Frau ist von Vielen, die sie kannten, nach ihrem hohen, geistigen Werthe geschätzt und bewundert, von Wenigen aber so im nahen Verkehre des Gemüthes erkannt und geliebt worden als von uns. Es war eine Lichterscheinung, welche, wenn auch für Alle anziehend, dennoch für die Augen verschiedener Beobachter, je nach ihrer Stellung, als eine verschiedene sich zeigte. Der Regenbogen mit dem Reize seiner herrlichen Farben auf dem dunklen Grunde der Wolken zieht alle Blicke an und wird von der Menge der Zuschauer bewundert. Er wäre aber nicht da, wenn nicht das erhellende und wärmende Licht der Sonne den Wolkengrund bestrahlte. Den Regenbogen, auch wenn seine Enden in nicht großer Ferne von dem Zuschauer auf dem Boden des Hügels aufzuliegen scheinen, kann auch der schnellste Fußgänger nicht ereilen,

nicht mit seiner Hand ihn greifen. Wer aber aus dem Hause, aus dessen Fenstern er das hohe Farbenbild beschauet, hinaustritt in's Freie und sein Auge seitwärts von den Wolken wendet, der findet sich, in unmittelbare Nähe von den Kräften des lieben Sonnenlichtes angeregt und erfaßt, das dort in der Ferne nur seine farbigen Strahlen in die Regenwolken vertheilt. Als Freundin ihrer Freunde war jener seltenen Frau eine Gabe des klaren hellen Verstandes und zugleich einer warmen liebenden Theilnahme in Freud und Leid verliehen; sie war reich an treffendem Rath wie an Trost; bereit zur Hilfe durch Wort und That. Wie im klaren Spiegel schaute Schelling in diesem ihm zugesellten Geiste die Außenwelt an, theilte mit der Gefährtin zugleich das Licht seiner Innenwelt, dessen Gaben sie jedoch gleich einem ihr zum Aufbewahren gegebenen Schatze niemals öffentlich zur Schau trug. Mit dem Wesen dieser Eltern reimte sich auch das Wesen der Kinder, von denen sich das eine, der kleine, damals etwa dreijährige Fritz, in besonderem Zutrauen an mich anschloß.

Aber nicht nur wir, obwohl in mehr denn einer Hinsicht die nächsten Nachbarn, spürten an uns einen ganz besonderen geistig anfassenden Einfluß aus Schelling's Nähe und aus dem fast täglichen Verkehre mit ihm, sondern auch Anderen erging es so. Ueberall, wo er in einen seiner Stellung angemessenen geselligen Kreis eintrat, brachte er, ohne das zu suchen, eine wohlthuend erhebende und zugleich erheiternde Stimmung mit sich, durch welche, wo sich einer fand, jeder edle Lebenskeim geweckt und in Bewegung gebracht wurde. Die Tagesgespräche des einen Nachbars mit dem anderen verstummten, Alle hörten auf Das, was Schelling sprach, und seine Worte zündeten in den Anderen neue Gedanken und Gespräche an, die zu dem

Grundtone einer würdigeren Unterhaltung paßten. Wenn er aber auch nur schweigend den Gesprächen zuhörte oder ihrem harmlos gewöhnlichen Verlaufe sich hinzugeben schien, so lag dennoch in seinem Wesen etwas, das an das Verhältniß eines ernstlich sinnenden Steuermannes erinnerte, der, auf ein für Alle bedeutungsvolles Ziel zusteuernd, ohne Aufhören den Polarstern und den Kompaß im Auge behält, während er in die abendlichen Gespräche der Schiffsmannschaft auf dem Verdecke theilnehmend einzugehen scheint. Es ging auch bei solcher Gelegenheit eine Stimmung des Ernstes von ihm aus; man fühlte es diesem Geiste an, daß er reichere Gaben mitzutheilen habe, als er von den Anderen empfing.

Und was dieser verborgene Schatz, den er gern zu geben bereit war, sei, das zeigte sich, als er auf einmal mit so jugendlicher Frische, wie einst, in Erlangen den Lehrstuhl betrat und seine Vorlesungen vor einem großen Kreise der Studirenden so wie selbst ihrer Lehrer begann. Auch ich war einer seiner Zuhörer und mit mir unser geistreicher Freund: J. W. Pfaff. Ich erinnere mich noch deutlich des Eindruckes, den seine erste Vorlesung auf uns und auf Viele machte. Hierbei wird es mir aber auch von einer anderen Seite klar, wie sich, indem ich von Schelling's Auftreten in Erlangen sprach, der Faden der Erinnerungen nach Indien hinüber spinnen konnte bis zu William Jones und seinem Landhause. Es besteht wirklich ein polarisches Verhältniß der geistigen Verwandtschaften zwischen diesen räumlich und zeitlich weit von einander abgelegenen Erdplätzen und Persönlichkeiten; den beiden Männern, William Jones und Schelling, war, Jedem in seinem Kreise und nach dem Maaße seiner Kräfte, eine ähnliche Aufgabe für das Leben gestellt: sie sollten das Gold

und alle Herrlichkeit der alten, heidnischen Vorwelt herbeiführen und weihen zu dem Schatze im Hause des Herrn.

In der Stadt, die ich jetzt bewohne, steht ein Bauwerk der christlichen Andacht, das ich niemals ohne ein Gefühl der besonderen Erhebung betrachten kann. Es ist die dem großen Apostel der Heiden, dem h. Bonifacius geweihte Basilika, von König Ludwig erbaut. Nicht die majestätisch schöne, mächtige Einheit im Bauplane, nicht die vollendete Herrlichkeit und Pracht seiner Ausführung im Aeußeren wie im Inneren bringt den erhebenden Eindruck auf die Sinne hervor, sondern dieser Eindruck kommt noch aus einem anderen geistigen Elemente, das in der Geschichte dieser ältesten Form der christlichen Kirchengebäude liegt. Die Königshallen oder Basiliken waren ursprünglich zum Dienste des weltlichen, bürgerlichen Verkehres erbaut. Hier saßen die Richter zu Gericht, hier zeigten die Redner des Volkes die Kunst und Kraft ihrer Worte; hier wurden Verträge geschlossen, allerhand Händel geschlichtet. Die Kunst des Heidenthumes hatte an diesen Gebäuden sich verherrlicht; sie standen zur Ehre und Zierde der Städte da. Und in diese Königshallen, welche vorhin der Pflege der heidnischen Gesetze und der Obhut über den alten Bestand der Dinge bestimmt waren, zog, als seine Zeit gekommen war, das Christenthum ein, welches statt der heidnischen Gesetze das Wort der Gnade brachte; die Kunst und Weisheit der abgöttischen Vergangenheit wurden, durchdrungen von der Macht eines neuschaffenden Geistes, dem Glauben geweiht, in welchem das Leben der Ewigkeit seinen Anfang nimmt. Wie Bonifacius die Seelen der Heiden, die er bekehrte, als lebendige Bausteine zu einem Tempel Gottes zusammenfügte, so wurden die Königshallen im römischen Herrscherreiche an den

Tausenden der Orte, da sie standen, in ihrer Umgestaltung zu christlichen Kirchen, Pfeiler und Denksteine der einen Kirche, deren geistiger Bau über alle Länder und Völker sich erhob.

William Jones, „hochgebildet in den Schulen der Weisheit seiner Zeit" ein Geist voll demüthig gläubiger Ehrfurcht vor der ewigen Gotteswahrheit des Christenthums, fühlt sich von einem unwiderstehlichen Zuge ergriffen nach der uralten Weisheit des Indischen Heidenthumes. In diesem Erbtheile einer hehren Vergangenheit erkennt er Saamen von unvergänglicher Natur; prophetische Keime einer Zukunft, deren Entwickelung in der Zeit des Christenthumes begonnen hat. Diese Saamenkörner und Keime, schlafend im Geiste des Indischen Volkes: in seiner Tempelweisheit, in seinen patriarchalischen Gesetzen, in seinen Sitten und bürgerlichen Zuständen, so wie in den Werken seiner Dichter sollten, so urtheilte Jones, von dem Geiste des Christenthumes geweckt und herangezogen werden zur Reife: der Orient sollte mit dem Occident seine urväterlichen Schätze austauschen; England sollte den schon durch inneren Kampf zerrütteten und von ihm gestürzten Reichen des fernen Ostens ein Reich des Friedens bringen, das keine Erdenmacht vernichten kann.

Wie tief und kräftig Jones diese Aufgabe seines Lebens erfaßt und wie weit er sie gefördert habe, das weiß die ganze wissenschaftlich gebildete Welt. Allerdings nur begonnen hat er das Werk der neuen geistigen Belebung des indischen Morgenlandes; wie jedoch der leibliche Mensch in den ersten Zeiten seines Lebens am rascheſten wächst, wie selbst die ungeborene Frucht im Schooße der Mutter während der 9 Monate ihres Verborgenseins nahe den 4. Theil, das Kind von drei Jahren nahe der Hälfte der

Länge des vollendeten Wachsthumes der späteren Jahre erreicht, so ist auch der Anfang, den Jones in der geistigen Förderung der Völker von Indien gemacht hat, im Verhältnisse der späteren Leistungen ungemein weitgehend und vielseitig gewesen, obgleich ihm für sein großes Tagwerk nur eine kurze Zeit des Erdenlebens zugemessen war*). Man kann wohl von ihm sagen: er hat die äußere, leibliche Besitznahme des Landes durch die handeltreibende englische Compagnie zu einer geistigen Herrschaft über Indien und seine Völker erhoben, hat Licht in die Kunde dieser erhabenst schönsten, reichsten Gegend der Erde wie in die älteste Geschichte der geistigen Entwickelung ihrer Bewohner gebracht. Seine Vorgänger im Richteramte, hatten die Klagen, hatten die Beschwerden der unter der Willkür der Gesetzlosigkeit und tausendfältigen Unordnungen erliegenden Völker ihrer indischen Eroberungen nicht verstanden, das Volk konnte nur durch Dolmetscher mit ihnen reden; Jones aber, welchem das Ohr und die Zunge für 28 lebende Völkersprachen geöffnet und geschickt gemacht waren, vernahm nicht nur als Richter die Aussagen der Noth aus dem Munde des Volkes, sondern war auch Meister zu helfen. Sein großes Werk über die in Indien bei den Mohamedanern, wie bei den eingeborenen Hindus und Banyanen herrschenden eigenthümlichen Gesetze hat der englischen Rechts- und Gerechtigkeitspflege in Indien einen festen Boden gegeben, in welchem allein die christlich-europäische Gesittung und geistige Bildung ihre tieferen Wurzeln schlagen und Früchte bringen könnte, zur neuen Belebung und Erhebung des Heidenthumes in der dem Ge-

*) Als Oberrichter wirkte er in Indien 10 Jahre; er erreichte nur das Alter von 47 Jahren.

schlechte des Menschen verheißenen, vollendeten Form. All' diese scheinbar über das Maaß der Kräfte und der Zeit eines Menschenlebens gehenden Werke hat der seltene Mann begonnen und vollendet, obgleich er für viele derselben weder Vorarbeiten noch auch nur ausreichendes Material vorfand, so daß er die Steine zu seinem Bau selber erst mühsam aus dem Boden brechen und aus weiter Ferne herbeiführen mußte. Er aber, wie wenig Andere, verstand auch die Zeit seiner Tage zu nützen, und kannte den immer strömenden Bach am Wege, dessen Wasser dem trinkenden Wanderer immer von Neuem die Kraft gibt, das müde Haupt zu erheben. Denn an jedem Morgen stärkte er den Geist zu seinem Tagwerke durch das Lesen in Gottes Wort, nicht nur eilfertig vorübergehend und mit nur einzelnen Stellen, sondern länger verweilend und nach gründlichem Plane *), alsdann erst ging er an die Hauptaufgabe seines Lebens in Indien: an das Studium der Hindugesetzbücher und des Sanscrit. In den heißen Stunden des Nachmittags wendete er den inneren Sinn gleichwie zu einem Ausruhen im Schatten auf die Betrachtung der Natur und Landeskunde von Indien, am Abende auf die Kunde der Geschichte, namentlich der des alten Roms, bis zuletzt nach mannichfachem Uebergang aus der aufgeregten Geschäftigkeit in die innere Stille der Geist wieder in der Mitte jener Gedanken und Gefühle sich sammelte, in denen er am Morgen sich erhoben. So ist es ihm gelungen, das Sein und Wesen des indischen Volkslebens in vorbereitender Weise mit den geistigen Anregungen des Christenglaubens zu durchdringen.

---

*) Dieser Plan scheint auf täglich zehn Kapitel berechnet gewesen zu sein.

Schelling's Lebensaufgabe war eine äußerlich sehr verschiedene und dennoch innerlich verwandte. Auch dieser suchte das Heidenthum nicht nur der vergangenen Zeiten, sondern das noch in der wissenschaftlichen Richtung seiner Zeit fortlebende Heidenthum mit dem ernsten Geiste des Christenthums zu durchleuchten. Mit Ehrfurcht betrachtete er das geoffenbarte Wort als den Lichtpunkt, von welchem man ausgehen müsse, um in das Dunkel der heidnischen Tempelweisheit erkennend einzudringen. Es erging ihm, vergleichungsweise wie einem Bergmanne, der den reichen Erzgang, welcher der eigentliche ergiebigste Kern- und Mittelpunkt des Anbaues ist, niemals zwar verläßt, zugleich aber einen mühsamen Durchschlag nach einem anderen, in gleicher Richtung streichenden, abgelegenen Nebengang in's Werk setzen will, um die Ausbeute von diesem mit der des Hauptganges zu verbinden und vielleicht aus beiden zugleich das Grubenwasser, das die Tiefe bedeckt, hinwegzuführen. Der Meister eines solchen Werkes muß sich bei seiner Arbeit durch viel taubes Gestein hindurchbrechen und viele seiner Gesellen, wie jene des Columbus, ermüden bei dem Geschäfte und werden irre an seinem Erfolge. Dennoch gelang es dem Columbus, das Ziel seiner Fahrt zu erreichen und der widerstrebenden Schaar der Gefährten den Zugang zu der neuen Welt zu öffnen.

Ich habe zunächst hier nur von Schelling's Wirksamkeit als Lehrer der Philosophie in Erlangen zu reden. Statt meiner, und besser als ich es könnte, soll aber hier einer seiner Schüler sprechen, den der große Lehrer in Erlangen mit ganz besonderer Liebe an sich zog und in dieser treuen Liebe und Anerkennung festgehalten hat bis an sein Ende. Nur wenig andere seiner Schüler sind mit Schelling in so vertraulichem Verkehre und Umgange gestanden als

Dr. Dorfmüller (jetzt Professor in Augsburg), aus dessen Brief an mich, der zunächst die Zeit unseres Zusammenlebens in Erlangen beschreibt, ich mehrere hieher gehörige Stellen mittheile.

— — „Ja, tiefe Wehmuth durchdringt mich, so oft ich an den theueren Hingeschiedenen denke, so oft ich von ihm spreche. Ich kannte die Tiefe dieses Geistes, die Liebe und die Milde seines Herzens; ich vergesse nie den seelenvollen zu Herzen dringenden Blick seines klaren Auges.“ —

„Ehe Schelling las, war in Erlangen von Philosophie oder vielmehr überhaupt von tiefer eingehender Forschung auf dem Gebiete des Geistigen wenig zu finden. Schelling's Geist wehete daher wie ein belebender Frühlingshauch über ein erstorbenes Erdreich. Er las von 1821—23 einige Male Initia Philosophiae, gab in diesen Vorlesungen nach einer geschichtlichen Einleitung eine genaue Auseinandersetzung der inneren Elemente des Monotheismus, dann Einleitung in die Philosophie der Mythologie. Den größten Antheil an diesen Vorlesungen nahmen damals Platen, Stahl, Höfling, Mezger, Rudolf und Andreas Wagner, Hase, Hodes, Wild, Herbst, Strebel. Die empfänglicheren Gemüther wurden hingerissen von der Tiefe und schöpferischen Kraft seiner Ideen. Von der Mehrzahl wurden seine Gedanken, bei dem fast gänzlichen Mangel ihrer Vorbereitung für solche Dinge, mehr bewundert als verstanden, die Wirkung war deshalb zwar Anfangs ergreifend und aufregend, aber nicht so tief nachhaltig, als sie hätte sein sollen. Doch erkannten fast alle Gebildetere in Schelling's mündlichen Vorträgen das Ueberraschende, Geistreiche, wenn auch zum Theil ihnen Unverstandene an, in seiner schönen Form, in dem be-

geisterten Flug der Gedanken. Platen war es vor Allen, dem sein poetischer Genius Vieles errathen ließ, was er nicht vollständig begriff. Die tieferen Gemüther, von der Art eines Höfling, oder die didaktischen Geister, wie Stahl, wurden in nachhaltiger Weise für das tiefere Forschen gewonnen, überhaupt aber ergriff die neubelebende geistige Anregung alle besseren Köpfe, alle feiner organisirten Geister, sei ihre innere Stellung für oder wider die Schelling'sche Philosophie gewesen."

Dorfmüller, der Schreiber des Briefes, kam erst im Herbste 1823 nach Erlangen, als Schelling schon aufgehört hatte, dort zu lesen, und ganz nur seinem schriftstellerischen Wirken lebte. Er kam aus Gabler's philosophischer Schule in Bayreuth, wohlgeübt im Denken durch die nähere Bekanntschaft mit der Hegel'schen Philosophie, in welche Gabler mit großem Geschicke seine Schüler einführte. Es war, als sei, gleich einem anregenden unsichtbaren Stoffe, der in der Luft liegt, der Eifer für das Studium der Philosophie erwacht. Die geistig begabtesten Jünglinge, an ihrer Spitze Nägelsbach, Burger, Imhof, mit ihnen der Schreiber des Briefes, gaben sich dem Drange hin, und da das ihrem Verlangen genügende, mündliche Wort des Lehrers für jene Zeit verstummt war, wendeten sie sich mit desto größerem Ernste und eindringendem Fleiße zu den vorhandenen Schriften der tieferen Denker, zunächst im Anfange zu Hegel's Schriften. Der Eifer für diese geistige Geschäftigkeit war ein fast allgemeiner, namentlich unter den Mitgliedern der Burschenschaft, von denen 40 bis 50 sich öfters schon am frühen Morgen an einem nahe bei Erlangen gelegenen Orte versammelten, um etwa Hegel's Rechtsphilosophie zu lesen und ihren Inhalt zu besprechen. Nägelsbach, Burger, Dorfmüller leiteten

diese lehrreichen Unterhaltungen, so wie die zur Uebung in der Dialektik veranstalteten philosophischen Wortkriege, und in den Wintermonaten die wissenschaftlichen Forschungen der attischen Nächte, in denen die Werke der griechischen Tragiker, vor allen die des Sophokles und Aeschylus gelesen wurden. Nicht nur die jungen, künftigen Theologen, wie der geistreiche Harleß, Kraußold, Schott, sondern auch Juristen, wie Korte und Kraft aus Nürnberg und andere Gleichgesinnte aus allen Fakultäten nahmen an diesen freudigen, geistigen Bewegungen lebendigen Antheil. Der Schreiber des Briefes fährt hierauf weiter fort:

„Bald merkte ich aber die Trostlosigkeit und das Unbefriedigende der Hegel'schen Philosophie. Ihre ganze Dürre fühlte ich praktisch bei dem Tode meines Vaters (1824). Schon damals griff ich mit Ernst nach den Schelling'schen Schriften, legte Alles bei Seite, um nur, in ununterbrochener Reihenfolge, diese zu lesen." — „Da öffnete sich mir ein anderer Gesichtskreis, ich beschloß, Plato's Werke mit gleichem Fleiße zu lesen, da wollten mir Hegel's Schriften nicht mehr schmecken. Nun war es mein höchster Wunsch, mich Schelling persönlich zu nahen, doch hatte ich hierzu bei des Mannes zurückgezogener Lebensweise nur wenig Aussicht, bis ich mit Graf Platen bekannt und vertraut wurde. Dieser, der schon durch seine eigene Persönlichkeit mächtig auf mich einwirkte, führte mich bei Schelling ein, der mich so freundlich und herzlich aufnahm, daß alle Befangenheit bei mir verschwand. Ich durfte jetzt öfters Schelling auf seinen Spaziergängen begleiten. Bald war mir in dem belehrenden Umgange, durch das tiefgehende lebendige Wort und den Ernst des Denkens über das, was wahr und wirklich ist, das Spiel mit dem scho-

lastischen Blendwerke des Scheines ganz verleidet. An dem Lichte eines dem Drange meines Wissens genügenderen Erkennens nahmen mehrere der Mitstudirenden Theil, namentlich Port, Bäumler, Weber; wir, mit noch Anderen vereint, lasen jetzt eifrig die Schriften von Schelling." — So übte dieser Mann, obgleich er damals seine Wirksamkeit als öffentlicher Lehrer aufgegeben, noch fortwährend einen bildenden Einfluß auf den Geist der Studirenden. Er auch war es, welcher in Dorfmüller den Entschluß weckte und befestigte, sich mit ganzem Ernste zur Theologie zu wenden.

Der Schreiber des mir vorliegenden Briefes war bis zu seinem Abgange von der Universität in dem gleichen lebendigen und vertraulichen Verkehre mit Schelling geblieben, war dann als Lehrer nach Augsburg gekommen. Und hier wurde ihm der Segen des Umganges mit dem Manne, dem er so Vieles verdankte, noch einmal gewährt.

„Im Jahre 1836," so schreibt er, „verweilte Schelling fast 3 Monate in Augsburg; täglich war ich mehrere Stunden bei ihm und mit ihm. Da erst lernte ich ihn vollständig innerlichst kennen; ich hatte jetzt eine andere Reife erlangt, als jene des jungen Studenten." Welch' eine bewundernswürdige Produktionskraft der Gedanken war in diesem Geiste; überreich, wie die Fülle der Blüthen, mit denen der Baum im Frühlinge sich schmückt, von denen jede den Keim zur Entwickelung einer Frucht in sich tragen könnte, wenn das Jahr des Lebens derselben, und der Saft, der für diese Zeit ihnen zur Nahrung gegeben ist, für die Auszeitigung aller hinreichen könnte."

„Es gibt wenig Denker, die eine solche Produktionskraft in den tiefsten Regionen des menschlichen und göttlichen Wesens entfaltet haben. Er war der Erste, der

auf methodisch wissenschaftliche Weise wieder den Eingang zu dem Schachte des ächten theosophischen Forschens aufgefunden und eröffnet hat, welcher seit Jacob Böhme, Oetinger, St. Martin von dem dürren Gestrüppe des Scholastizismus und den hohlen Binsen der Schulphilosophie ganz überwachsen und verdeckt war. Denn mit solcher Kraft, wie er, hat kein Anderer dieses Unkraut bei der Wurzel erfaßt und aus dem Boden gerissen. Dieser Boden, so wie der Schatz, dem er in der Tiefe des Schachtes nachging, war das Wort der Bibel, zu welchem er sich, als zu der von Gott geoffenbarten, ewig feststehenden Wahrheit gern bekennen wollte, auch da, wo den Forscher in seine selbst gegrabenen Tiefen nur noch der Schein seines Grubenlichtes begleitete." — —

Man darf nicht die Zeit vergessen, in welcher und gegen deren herrschenden Geist Schelling durch Wort und Schriften auftrat. Wie viele waren unter seinen Zuhörern in Erlangen, welche das geoffenbarte Wort kaum kannten, und welche seine Lehren kaum jemals treu und wahrhaftig vernommen hatten. Da hörten sie nun einen Mann, dessen hoher Geist, dessen Scharfsinn, dessen gelehrter Ruhm so allgemein anerkannt war, das Buch mit Ehrfurcht nennen und die Tiefe seines Inhaltes preisen, das sie, wie ein altväterliches Geräthe, welches der Strom der Zeit aus einem zertrümmerten Hause auf den Sand an seinem Ufer ausgesetzt hatte, kaum noch der Beachtung werth hielten. Mag die Theilnahme, die für das unbeachtete Buch in den jungen „Europäern" (S. 264) erwachte, auch nur von jener Art gewesen sein, die sich in den Türken regt, wenn ein fremder Alterthumsforscher in den Trümmern der Vergangenheit, wie sie meinen, nach einem verborgenen Schatze gräbt; immerhin blieb die Folge davon, daß ein großer

Theil der Zuhörer von Schelling sich zum Lesen der Bibel, zur ernsteren Beachtung ihres Inhaltes wendeten. Und in Vielen von ihnen wurde bei diesem Lesen das Verständniß der Worte ein lebendiges: „Forschet in der Schrift, denn sie ist es, die von Mir zeuget."

Diesen Allen ist das geschehen, was der Schreiber des hier vorerwähnten Briefes am Schlusse desselben von sich aussagt: „Ich selbst bin seit 20 Jahren meinen eigenen Weg gegangen, habe mich auf's Strengste und Genaueste an die Bibel gehalten und in dem engsten Anschlusse an die innere Tiefe des Wortes Gottes immer mehr und mehr meine ausgebildete Ansicht gestaltet." Den Regungen nach dem Lichte, wenn sie, wie das Wachsthum der Pflanze, das sich aus der dunklen Decke, die auf seinen Sprossen liegt, hinaufstreckt in's Freie, den Weg nach oben findet, kommt alsbald und überall das Tageslicht entgegen. So ist es auch damals der geistigen Anregung geschehen, die, wie wir so eben beschrieben, in Erlangen erwacht war. Von dem weithin und auf ferne Zeiten hinausreichenden Ereignisse, welches ich hier meine, wird das nächste Kapitel handeln.

Von meinem eigenen, innersten Verhältnisse zu Schelling in der theuersten Angelegenheit des Lebens, in der des Glaubens, muß ich hier auch noch ein Wort reden. Ich habe diesen hochgebildeten Mann, so lange er bei uns in Erlangen war, öfter vielleicht als Andere, in seinem Familienleben gesehen. Zuweilen kam ich zu ihm, wenn etwa so eben ein Fremder bei ihm war, welcher nicht nur durch den äußeren Ruf, sondern durch den inneren Beruf eines tiefen Denkens und eines in vielseitiger Erkenntniß reichen Geistes, der besonderen Beachtung werth erschien. Das Gespräch zwischen den beiden Männern erging sich in

solche Höhen und Tiefen des Denkens, daß nur ein gereifter, männlich erstarkter Verstand seinem Verlaufe folgen konnte. Der Fremde schied und die Kinder kamen, von der Mutter geführt und getragen, zu Schelling hinein. Wo war jetzt noch an seinem ganzen Wesen, in seinen Mienen, im Tone seiner Stimme, in seinen Worten, die er zu den Kindern sprach, auch nur eine Spur zu sehen von dem hochgebildeten, von der Fülle der tiefsinnigsten Rede überfließenden Philosophen? Dieser war mit dem Fremden hinausgegangen, und nur der liebende Vater war geblieben, der mit seinen Kindern und mit den Kleinsten von ihnen am meisten so ganz in ihrer Weise sprach, und that, daß man erkennen mußte, in ihm sei die eigene Kindheit noch nicht veraltet, sie sei ihm noch ganz in den Reizen ihrer Unschuld geblieben. Und da unter seinen Kindern schien er sich am wohlsten und heimathlichsten zu fühlen.

Daß in Schelling auch geistig eine solche väterliche Liebe zu Denen wohnte, welche im Vergleiche mit seinem Erkennen nur Kinder an Geist waren, das kann ich aus jenen Erfahrungen bezeugen, die ich in meinem vertraulichen Verkehre mit ihm in Erlangen gemacht habe. Er war mit solchen Kindern selbst wie ein Kind, sprach mit ihnen in ihrer Sprache, ebenso wie er seiner auf der Höhe des menschlichen Wissens stehenden Zeit in ihrer Sprache entgegentrat, um sie an dem Saume ihres eigenen Gewandes heraufzuziehen von dem Wissen zu einer That der Erkenntniß. Und in dem Gespräche mit den Kindern, die nur im Glauben und Hoffen lebten, war er so ganz besonders warm und herzlich, daß man es ihm anfühlen konnte, in ihm selber sei die Natur einer solchen Kindheit den Jahren und ihren Lasten nicht erlegen, sondern in voller, frischer Kraft geblieben. Mögen bei dem, was ich

hier sage, Manche, welche Schelling nach ihrem Verständnisse seiner Schriften und aus jenen Kämpfen beurtheilen, zu denen seine reizbare Natur in späterer Zeit ihn zuweilen fortgerissen hat, an die Worte des berühmten Rollin denken: daß bei manchen reich begabten Menschen der Verstand auf einen Irrweg gerathen kann, während das Herz auf seinem geraden Wege bleibt; ich scheue mich nicht, zu bezeugen, daß dieser mir theure Mann in seinem innersten Wesen der geoffenbarten Wahrheit mit Ehrfurcht zugewandt und ein kindlich gläubiger Christ war und bis an sein Ende blieb. Er ist in demüthiger Selbsterkenntniß da hinübergegangen, wo der eigene Geist mit seinen menschlichen Gaben uns verläßt und nur der Geist bei uns bleibt, welcher hienieden mit unaussprechlichem, der Erhörung gewissem Seufzen uns vertritt *).

Zu der Beschreibung von Schelling's geistigem Wirken in Erlangen würde wohl auch eine Schilderung jener Umgebung gehören, welche mit jenem Wirken in nächster Beziehung stand. Der Brief eines seiner treuest ergebenen Schüler, daraus ich im Vorhergehenden mehrere Stellen mittheilte, nennt uns manche Namen der bedeutendsten Glieder des Kreises, der sich um Schelling's Persönlichkeit, so wie um die ersten Anfänge seiner Schule bildete. Ich kann hier nur andeuten, was ich zum Theil gerne in ausführlicheren Umrissen mittheilen möchte.

*) In eine Art von Stammbuchblatt, das ich ihm vor seinem Abgange aus München nach Berlin zum Einzeichnen eines Abschiedsgrußes vorlegte, schrieb er die griechischen Worte nach Kor. 2. V. 3: In Ihm, in Christo liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß. — Dieses war unsere gemeinsame Losung, darin wir uns einander naheten und erkannten.

Bald nach dem Beginne des zweiten Halbjahres meines Aufenthaltes in Erlangen kam ein Jüngling in mein Haus, der mir schon in meinem Hörsaale unter all' den anwesenden Zuhörern, so oft mein Blick auf ihn traf, als eine ganz besondere, ausgezeichnete Erscheinung aufgefallen war. Warum dieses so sein mußte, das werden alle Die begreifen, welche den merkwürdigen Zeitgenossen persönlich kannten: es war der damals 23jährige Dichter, der Graf August Platen von Hallermünde. Daß er von einem vornehmeren Stande der leiblichen Geburt sei, als die Nachbarn im Hörsaale, bei denen er seinen Platz gefunden, das ließ sein äußeres Ansehen nicht errathen. Sein eng anliegender Rock, welcher eher zur Tracht für den Sommer, als für den angehenden Winter geeignet schien, sein langes, etwas blondes, gegen jede zierliche Anordnung um Stirn und Schläfe sich sträubendes Haar, und manches Andere erinnerten eher an das Aussehen eines nicht sehr bemittelten Fußwanderers, der beim frühen Aufbruche zu seiner Weiterreise am Morgen sich nicht die Zeit gelassen zur Sorge für seine Toilette, als an das Aussehen eines jungen Mannes, der nach seiner standesgemäßen Erziehung im elterlichen Hause die militärische Zucht eines Cadettenhauses, dann in der Pagerie die äußere Bildung für das Hofleben empfangen, ja der bereits als junger Offizier im bayerischen Militär den zweiten Feldzug gegen Frankreich mitgemacht hatte. Wenn aber auch unter solcher Hülle der äußere Adel der Geburt und des Standes nicht sonderlich bemerkbar schien; so war dieses desto mehr ein innerer Stand und Adel, der sich in dem ganzen Wesen dieses seltenen Jünglinges in unverkennbarer Weise kund gab. Allerdings konnte er auf den ersten nur das Aeußere beachtenden Blick wie ein vorüberreisen-

der Wanderer erscheinen, aber nicht wie ein Wanderer aus der alltäglichen Nachbarschaft des Raumes und der Zeit, sondern wie ein Fremdling aus ferner Heimath und weit abgelegener Vergangenheit oder Zukunft. Ich weiß Das, was ich sagen möchte, nur mit den Worten anzudeuten: es lag etwas klassisch Antikes in den Zügen und dem Ausdrucke seines edlen jugendlichen Angesichtes. War der Jüngling aus dem Geschlechte eines Petrark oder aus den noch älteren eines Sophokles, eines Pindar, so mußten seine Ahnen in ihrer Jugend ausgesehen haben, wie jetzt er.

Frei von aller Befangenheit und Schüchternheit, aber in bescheidener, stiller Haltung nahte er sich den älteren Männern, zu denen eine gewisse Achtung ihn hinzog. Er hatte ein feines Gefühl für die Bedeutung, welche ein wahrhaftes Wohlwollen und eine anerkennende Beachtung seines nicht für Jeden verständlichen Wesens in die Worte und selbst in die Mienen eines Anderen legte; einen feinen Sinn für den Grad der Wärme oder Kälte der Menschenherzen. Wo er die Temperatur des Gemüthes fand, die ihm zusagte, da war er so zutraulich und herzlich, wie ein liebendes Kind, freute sich gern an der Fröhlichkeit der Anderen. In Pfaff's Hause, wie in dem meinigen, und in Engelhardt's Umgang fand er bald nach seiner Ankunft eine Umgebung, in der es ihm wohl gefiel. Bei den Unterhaltungen, die es da gab, war er keineswegs untheilnehmend, dennoch, wenn man ihn betrachtete, erschien er immer, nicht zwar wie ein Träumender, sondern wie Einer, der mitten in den Gesprächen einer Gesellschaft auf die Töne eines Gesanges hört, der sich draußen vernehmen läßt, oder lauschend wie Tasso, wenn selbst in der Gegenwart eines lebenden Menschen sein Schutzgeist — der Geist des Virgil — mit ihm sprach. Die eigene Persönlichkeit

selber schien nicht in seinem, sondern im Dienste einer hohen, ehrfurchtgebietenden Herrschaft zu stehen, deren Wink und Worten sein inneres Auge wie das innere Ohr beständig gewärtig waren.

Von dem Wesen dieser Herrschaft will ich nachher reden, hier erwähne ich nur, daß der beständige Diensteifer gegen den Gebieter von innerer, geistiger Natur, mit dem menschlichen Dienste der äußeren, persönlichen Stellung unseres Freundes Platen oft in seltsame Kollision kam. Erzählt man sich doch, daß er einst als angehender Offizier den Trupp der Soldaten oder Rekruten, mit welchem er so eben in militärischer Uebung begriffen war, das Kommandowort Linksum zugerufen habe, während er selbst sich rechtsum wandte, und in der Meinung, die Anderen folgten ihm, vorausging, bis er sich nach der gemessenen Zahl der Schritte an dem zur Rechten gelegenen Ende des Platzes ohne seine Soldaten sah, diese aber am Ende zur Linken ohne ihren Offizier sich fanden. Diesmal ein kurzer, später, als er auf einer Reise die bestimmte Zeit seines Urlaubs vergessen und überschritten hatte, ein längerer Arrest mußte ihn daran erinnern, daß er außer dem Dienste der inneren geistigen Herrschaft auch noch im Dienste einer äußeren, menschlichen Ordnung stehe, die über sein leibliches Wesen und Bedürfniß Recht und Gewalt habe.

Es konnte kein Zweifel darüber entstehen, welche von beiden Herrschaften: die innere, geistige, oder die äußere leibliche in seinem Wesen und Leben die mächtigere sei. Der letzteren Herrschaft lernte er bald den Dienst aufsagen, indem er sich von den Banden des leiblichen Bedürfnisses, welche ihn an diesen Dienst festhielten, mit bewundernswürdiger Kraft des Geistes, so weit, als die Natur es erlaubt, frei machte. Ich habe im weiteren Verlaufe meiner

Jahre nur noch einen einzigen mir theuren Mann kennen gelernt, der schon als Jüngling zu einer solchen Entbundenheit des Willens von dem äußeren, leiblichen Bedürfnisse gelangt ist. Platen, wenn er sich selber überlassen war, erinnerte durch seine Genügsamkeit, durch seine Unabhängigkeit von dem Bedürfnisse nach Speise und Trank, öfters an die Sage vom Paradiesvogel, welcher nicht für den Gang der Füße am Boden, sondern nur für das Schweben seiner Flügel in der Luft gemacht, nur vom Thau der Wolken sich ernährt. Wenn er in der Geschäftigkeit seines inneren Dienstes war, da mußten Hunger und Durst, auch wenn sie ihre Stimme vernehmen ließen, außen vor der Thüre warten, er vergaß dann Essen und Trinken. Die wenigste und geringste Kost genügte ihm, ja er schien kaum zu schmecken, was er genoß. So hatte er, als er mit seinen beiden edlen, geistesverwandten Freunden, dem verstorbenen Grafen Fugger und dem noch lebenden Grafen La Rosée in Italien war, bei dem Genusse seines Frühstückes es lange nicht bemerkt, daß der Bediente aus Versehen ihm Mandelkleie statt des Zuckers gebracht habe, sondern nur sich gewundert, daß dieser Zucker nicht süß schmeckte und als seltsamer Bodensatz unten in der Tasse blieb. Was wir anderen Gäste an der Kost eines bürgerlichen Speisehauses in Venedig nicht zu loben fanden, das war Platen bei seinen täglichen Besuchen niemals aufgefallen, sondern hatte ihn vollkommen befriedigt. Wie er in seiner Kleidung so fern von äußerer Eleganz und Prunk war, das habe ich schon vorhin angedeutet. Ein leichter Rock für den Sommer, ein etwas dichterer für den Winter mußten gewöhnlich an und mit seinem Leibe mehr denn einen Jahrescurs durchmachen; ein einziges Paar Schuhe für den Sommer, ein einziges Paar Stiefeln für die Zeit

des Regenwetters und Winters reichten ihm für seine Ausgänge während des Aufenthaltes in Italien hin, obwohl ihn diese Sparsamkeit zuweilen in eine unliebe Abhängigkeit von dem Schuhmacher versetzte. So ging der treffliche Mann überall im strengsten Incognito unter dem Volke der Deutschen wie der Welschen umher. Zu Innsbruck in der Stadt saß er einst, ich weiß nicht, wie lange, als ein fast beständig schreibender Gast auf seinem kleinen Zimmer in einem bürgerlichen Gasthause vom 3. oder 4. Range. Ich kam eben in dieser Zeit auch dahin; Platen las dieses in einer Fremdenanzeige, wollte mich aufsuchen, und ließ, als er mich nicht zu Hause fand, eine Karte, mit Angabe seiner Wohnung, zurück. Ich eilte baldmöglichst nach dem angegebenen Wirthshause, fragte nach dem Grafen von Platen, Niemand wollte etwas von ihm wissen, und die Kellnerin sagte ganz treuherzig, in ihrem Hause logirten lauter gemeine Leute, ein Graf aber nicht. Als ich nun dennoch den Gesuchten auffand, da war die Verwunderung der dienenden Jungfrau darüber, daß dieser Mann im ziemlich abgetragenen Röckchen und mit gar veraltetem Hute ein Graf sei, nicht gering.

Die äußere Armuth, in welcher er meistens lebte, war bei ihm theils Geschmackssache, theils aber ein absichtlich und mit Vorbedacht gewähltes Mittel, um reich zu werden. Und zwar nicht reich, im Sinne der meisten anderen Leute, sondern in s e i n e m Sinne. Dieser Sinn stand bei ihm nicht, wie bei einem seiner Standesgenossen, nach dem Ankaufe eines Gutes in einem auswärtigen Lande, sondern nach dem Ankaufe und baldmöglichsten Besitze gar vieler Güter in gar vielen fremden und fernen Ländern, und sogar Zeiten, nämlich nach Büchern, vor allen nach Werken der Dichter aller Nationen und Zungen aus alter und

neuer Zeit. Diese durch mühsame Ersparniß gewonnenen Güter konnte man schon in Erlangen bei ihm im Zimmer sehen, dessen Wände und Tische davon voll waren, und was er von seinen Gütern täglich gewann und genoß, das blieb seinen Freunden und nächsten Bekannten auch kein Geheimniß. Der seltene Mensch las, wie dieses sein nächststehender Freund Engelhardt von ihm bezeugt, mit fast gleicher Leichtigkeit griechisch, lateinisch, portugiesisch, spanisch, italienisch, englisch, französisch, holländisch, schwedisch und dänisch, wozu bald nachher noch persisch und indisch kamen. Und nicht nur von den Früchten, wie sie einst vom Baume abgefallen, in den Werken der Dichter all' dieser Nationen vor ihm lagen, genügte ihm der Besitz, sondern er wollte auch rechtmäßiger Herr über den Stamm und seine Aeste sein, daran sie gewachsen waren. So stand in seiner Büchersammlung außer den Werken in verschiedenen Sprachen auch die beste, kostbarste Auswahl der Wörterbücher und Grammatiken, und diese standen nicht müßig und ungelesen da. „Mit unglaublicher Anhaltsamkeit" (so erzählt Engelhardt) „hatte er die große, griechische Grammatik von Matthiä durchgearbeitet, was ihm bei seinem Studium der griechischen Dramatiker sehr zu statten kam." Und in derselben gründlichen Weise betrieb er das Studium der persischen Sprache. Um hierzu die nöthigen Hülfsmittel (wie Richardson's großes arabisch-persisch-englisches Wörterbuch) in eigenen Besitz zu bekommen, ließ er sich mehrere Monate lang, ohne seine Freunde es ahnden zu lassen, die Diät eines fast nur von Brod und Wasser lebenden Büßenden wohl gefallen. So wählte er die Armuth und äußere Noth als Mittel, um reich zu werden.

Aber nicht immer hatte die äußere Enthaltsamkeit unseres Freundes denselben Grund. Zuweilen ging sie aus

einer Faulheit hervor, welche der merkwürdige Mann mitten in seinem unausgesetzten, angestrengten Fleiße sich zu Schulden kommen ließ. Er war zu faul, um auch nur etliche Zeilen zu schreiben mit dem bloßen Inhalte etwa seiner Adresse oder der Weisung, ihm eine Summe zu senden, die für ihn zur Absendung bereit lag. Und dennoch, wenn die Antwort auf die Zeilen, die er niemals geschrieben, noch weniger aber abgesendet hatte, ausblieb, zürnte er nicht mit sich selber, sondern mit den Freunden daheim, an welche er vernünftiger und billiger Weise hätte schreiben sollen. Auf diese Weise ist er unter andern in Italien ein oder mehrere Male in große Noth gekommen. Er war verreist, die Freunde in München wußten, daß er in Italien, nicht aber, an welchem Orte er sei. Sie warten lange vergeblich auf einige Zeilen von ihm. Da kommen auf einmal, nicht nur etliche Zeilen, sondern es kommt ein Brief von ihm an seinen treuest ergebenen mit Geist und Gemüth ihm herzlich befreundeten Jugendgenossen, den Grafen La Rosée. Der Brief bringt nicht etwa eine freundliche, liebevolle Begrüßung aus der Fremde, Nachricht oder Fragen über das gegenseitige Befinden, sondern ist voll fulminanter Vorwürfe über die lieblose Vernachlässigung und Unfreundlichkeit der alten Freunde, die ihn so lange in bitterster Noth hangen und bangen lassen, ohne ihm das Geld zu senden, das er in München (damals von der Akademie der Wissenschaften) schon längst zu fordern habe. Eine edle, geistreiche Dame, eine Italienerin, habe ihn bis dahin vor dem Hungertode bewahrt. Zum guten Glücke für die Freunde sagt der Brief wenigstens, wo Platen sei; er ist von Siena datirt. Dahin sendet denn der edle Freund augenblicklich die für Platen bereit liegende Summe, aber sein Brief findet diesen nicht mehr in Siena. Er war, wie

die hohe, wohlthätige Dame schrieb, deren Namen man im Briefe erfahren hatte, mit einigen Mitteln von ihr dazu unterstützt, weiter gereist, ohne anzugeben, und ohne vielleicht zu wissen, wohin?

Ich bin aber hier, ohne es fast zu bemerken, in Erinnerungen, eigene wie fremde gerathen, welche aus Platen's späterer Lebenszeit herkommen, und es sollte doch zunächst nur meine Aufgabe sein, Platen's Leben in Erlangen, so wie sein nahes Verhältniß zu Schelling zu beschreiben. Aber der größte und beste Theil dieser Aufgabe ist bereits in einer Vollendung gelöst, welche weiter nichts zu thun übrig läßt, durch einen Freund, an welchen sich Platen als an einen Genossen von fast gleichem Alter und vollkommen gleicher Stimmung der Neigungen und Gaben mit brüderlicher Liebe und unbegränztem Vertrauen angeschlossen hatte. Auf Engelhardt's Aufsatz: „Graf Platen in Erlangen*)", welcher wohl bald als besonderer Abdruck mit anderen, verwandten Arbeiten desselben Verfassers erscheinen wird, darf ich jeden Leser verweisen, der von Schelling's wie von Platen's geistigem Wesen ein vollkommenes, klares Bild sehen möchte. Schelling kam bald nach Platen zu uns nach Erlangen und es war augenfällig, wie diese Beiden durch einen vorbedachten Rath gerade damals, der Eine an einem Ausruhe-, der Andere an einem Entwickelungspunkte ihrer geistigen Kraft zu einander geführt wurden. Platen hätte keiner besonderen Einführung in Schelling's Haus bedurft; er wäre mit diesem gleich bei dem ersten Eintreten befreundet worden, doch kamen wir Nachbarn seiner Bescheidenheit zu Hülfe. Wo anders in der Welt hätte der wunderbar geartete Jüngling eine solche

*) Morgenblatt für gebildete Stände, Jahrgang 1836, Nr. 210 bis 215.

mütterliche Freundin finden können, als Schelling's auserlesene Frau ihm ward, die gar bald mit ihrem tiefblickenden Geiste den Isisschleier hinwegnahm, der auf seinem Wesen lag, während Schelling den nachtwandelnden (somnambülen) auf helldunklen Höhen steigenden Geist des jungen Freundes bei seinem rechten Namen rief und ihn zur bestimmten That des Lebens weckte. Bei Schelling's „fand sich Platen wie der Sohn vom Hause, anerkannt, gefördert, aufgemuntert, und, wenn es Noth war, gescholten" (Engelh. a. a. O.).

Platen war in der für seine geistige Entwickelung günstigsten, besten Zeit nach Erlangen gekommen. Während der sieben Jahre seines dortigen Aufenthaltes hat er die meisten seiner poetischen Werke im Geiste empfangen und viele von ihnen daselbst vollendet. In einer höchst anziehenden und anmuthigen Weise erzählt Engelhardt die Geschichte des ersten öffentlichen Auftretens des Dichters als Schriftsteller.

Platen hat eine hohe Bestimmung für seine Zeit und für sein Volk gehabt und nach seinem Maaße sie erfüllt. Er hat der deutschen Sprache, da, wo sie im poetischen Fluge über den Boden der alltäglichen Rede sich erhebt, eine Weihe und Würde, vereint mit natürlichem Wohlklange gegeben, deren äußerer Schein von manchen Anderen wohl nachgebildet, nicht aber an innerem Gehalt erreicht worden ist. Denn dieser Gehalt kam bei ihm aus einer Tiefe des zum Ernst gestimmten Gemüthes, welche die größte im Inneren des Menschen erreichbare wäre, wenn es nicht eine noch tiefere Tiefe gäbe. Es lag in seiner edlen Natur Etwas, das nach dem festen Grunde dieser noch tieferen Tiefe verlangte, von welchem ihm in seiner frühesten Kindheit die Kunde gekommen war, zugleich aber gab es in

dieser Natur Etwas, welches wie das Seegras des Hinabsinken des Bleilothes, das Hinabkommen zum festen Ankergrunde verhinderte. Platen ist später in leiblicher Weise öfters an die lieblichen Ufer von Campanien und in die Nähe der Insel Capreä gekommen und hat dort gefahrlos das bekräftigende Bad der grünen Fluthen genossen. So gefahrlos war einst diese felsige Küste nicht. Denn nach der Homerischen Sage wohnten hier die Seirenen mit dem wundervollen Zauber ihrer Gesänge, welche dem nahenden Hörer sein Herz so ganz hinnahmen, daß er keiner anderen Lust des Lebens mehr gedachte, als der des Hörens. Ueber diesen Freuden vergaß er der Heimkehr nach dem Vaterlande, und siechte an den Freuden des Ohres dahin, bis sein moderndes Gebein bei dem der anderen, früheren Hörer lag. Und was war der Zauber, der in dem helltönenden Gesange lag? so mächtig, daß selbst der kluge, erfindungsreiche Odysseus, obwohl er die Gefahr kannte, von dem Reize der Töne besiegt worden wäre, hätten ihn nicht nach seinem eigenen Rathe die Freunde, deren Ohr kunstreich den Tönen verschlossen war, festgebundem am Mastbaume. Der Dichter läßt uns die Natur des für das Menschenherz unwiderstehlichen Reizes gleich in den ersten Tönen des Gesanges der Seirenen erkennen: „Komm', preisvoller Odysseus, erhabener Ruhm der Achaier."

Es gibt andere Seirenen, als die homerischen an Campaniens Ufer, im Inneren solcher Menschen, deren geistige Natur so reich begabt, so erhaben schöner Art ist, als die Felsen von Capreä und die Küste von Campanien. Auch diese inneren Sirenen singen unseren Herzen vor: „den Ruhm der eigenen Kräfte, das preiswürdige Gelingen unserer eigenen Werke und das erhabene Ziel ihrer Vollendung." Hätte nicht die Vorsorge der rathenden Göttin den

Odysseus auf seiner Fahrt geleitet, er wäre der Gefahr nicht entgangen; auch der lockenden Stimme der inneren Sirenen kann das Menschenherz durch eigene Kraft nicht entkommen, es bedarf hierzu einer göttlichen Bekräftigung. Dem reichbegabten Geiste unseres Freundes Platen hatten die Seirenen des Inneren schon bei seiner Wiege und in der lieblichen Kindheit ihr Lied gesungen und ihre Stimme hatte ihm bei zunehmenden Jahren immer heller getönt. Odysseus zwar sah sich aus der Gefahr gerettet, als das schnellgeruderte Schiff in jene weitere Ferne gekommen war, wo nichts mehr, „weder vom Laute der Seirenen daherscholl, noch vom Gesange," und unbedenklich durften jetzt seine Genossen das Wachs, das ihre Ohren verkleibte, hinwegnehmen; anders aber ist es bei dem Gesange der inneren Seirenen, vor dessen das Herz bewältigender Macht kein Klebwachs im Ohre schützt; denn dieser tönt fort im geistigen Ohre, das keine Menschenhand erreichen kann und bannt zuletzt den entzückten Hörer an unheimlich fremder Küste so fest, daß er die Fahrt nach dem Hafen der Heimath vergißt. Jener innere, geistige Gesang, der unserem unvergeßlichen Platen die Gesänge eingab, deren Zauber die Welt kennt, war die gebietende Herrschaft (nach S. 528), in deren Dienst sein hoher, zur Freiheit geschaffener Geist ohne Aufhören sich abmühte. Engelhardt, in seinem vorhin erwähnten Aufsatze, beschreibt uns in sehr treffender Weise die Härte dieses Dienstes, in dessen Abhängigkeit der junge Dichter immer tiefer gerieth, je höheren Genuß ihm das Gelingen seiner Werke und das Lob von außen gewährten. — — „Die Ueberzeugung, daß ihm ein ausgezeichnetes Talent geworden sei, daß ihm Ruhm gebühre, wurzelte fest in ihm." — Seine ersten öffentlich bekannt gewordenen Produktionen fanden rühmliche Anerkennung

der bedeutendsten Männer. „Aber der Friede der Seele war eigentlich mit diesem ersten Schritte vor das Publikum gewichen. Seine Ansprüche steigerten sich immer mehr; sie gingen endlich über Alles hinaus, was die größten Dichter bei ihren Lebzeiten erreicht hatten*). Da wandte er denn wohl von Zeit zu Zeit den sehnsüchtigen Blick auf jene Tage zurück, die er so unvergleichlich in den Worten geschildert hat:

Noch ungewiß, ob mich der Gott beseele,
Zu seinem Priester, ob er mich geweiht,
Malt' ich die stillen Bilder meiner Seele
In glücklicher Verborgenheit."

Nicht nur der inneren Heimath, die ihm in seiner Kindheit lieb gewesen, auch der äußeren, des lieben deutschen Vaterlandes, entführte ihn der Geist, in dessen Dienstbarkeit er sich begeben hatte. Er fand sein Grab in der Mitte seines Lebens (am 5. Dezember 1835) neben den Gärten der Oliven bei Syrakus.

Ich gehe nicht ohne Wehmuth von dem Lebensbilde hinweg, das ich so eben in einigen Zügen entwarf, und nun thut es mir desto wohler, wenn ich mich bei dem Lebensbilde eines anderen jungen Freundes aus dem engeren Kreise, der sich an Schelling wie an Platen anschloß, auf einige Augenblicke verweilen darf. Dr. Georg Friedrich Puchta erscheint mir als einer der hochbedeutendsten Menschen, denen ich auf meinem Lebenswege nicht nur begegnet, sondern befreundet worden bin. Schon die Erinnerung an ihn hat für mich etwas Erhebendes, Stärkendes, Trostreiches, und selbst der Gedanke an sein frühes Grab etwas

*) Solche über alles Maaß gesteigerten Ansprüche habe ich niemals Gelegenheit gehabt, an Platen zu bemerken.

Beruhigendes. Dieser Geist hat schon früher, ohne durch das hemmende Seegras gehalten zu werden (S. 535), den festen Grund der inneren tiefsten Tiefe gefunden, auf dem sein Anker bis an's Ende ruhen blieb. In der Fülle seiner bewundernswürdigen äußeren wie inneren Gaben hätte ihm der Gesang der Seirenen wohl geistig todesgefährlich werden können, aber mit Gott in seinem Inneren bestand er die Fahrt zur Heimath glücklich; er ist mitten im unablässigen Drange seines Wirkens, im Glanze der Ehre und des schmeichelhaften Ruhmes der ungläubigen Welt ein fester, gläubiger Christ geblieben. Puchta war im J. 1798 geboren, mithin nur zwei Jahre jünger als Platen, zu dem er sich, und durch ihn zu Schelling in Liebe und Achtung gezogen fühlte. Schon sein Aeußeres, der hochgewachsene wohlgestaltete Körper, das geistvoll blickende Auge waren ein Spiegel der inwohnenden, seltenen Kraft. Mein Freund Engelhardt gab mir in einem nach Puchta's Tode geschriebenen Briefe die nachstehende Schilderung von ihm.

„Ein Charakter von Eisen, ein Verstand von schärfster Schärfe, eine bewundernswerthe Reife im Urtheil schon im Jünglinge; ein sicherer Blick auf das Ziel, das er erreichen wollte und eine Kenntniß des Weges dazu, voll Anschaulichkeit Schritt vor Schritt; eine entschiedene, aufrichtige Schätzung alles Guten, Edlen, Tüchtigen, welcher Art und welcher Erscheinung es auch sein mochte; ein herbes Hinwegweisen alles Leeren, Hohlen, Mittelmäßigen, Anmaßenden, Trivialen, das er mit schneidender Schärfe, mit mehr als kaustischem Witze verfolgte. Ein auf das Glücklichste organisirter Geist, der in den verwirrenden Weiten juristischer Quellen wie mit der Wünschelruthe den Punkt fand, an dem edles Metall zu finden war; eine

seltene Gabe der Darstellung voll Anmuth, Klarheit, Feinheit, eine wunderbare Oekonomie der Gedanken wie des Styles. So kennt ihn die Welt als klassischen juristischen Schriftsteller, so erinnert sich seiner die Menge seiner Schüler, die in Erlangen, in München, in Leipzig, in Marburg, in Berlin zu seinen Füßen saßen. Es war Hugo, der dieses Talent zuerst erkannte, Savigny, der ihm das Muster wurde, dem er nachstrebte, neben das sich zu stellen ihm vergönnt war. Einem Jüngling, wie diesem, mußte Hegel's Unterricht, den er in der Oberklasse des Nürnberger Gymnasiums genoß, von großem, bildendem Einflusse sein. Seine Studienzeit fiel in die Jahre der schönsten vaterländischen Begeisterung und der Rückkehr zu dem Glauben der Väter, dem er mit der ganzen Entschiedenheit einer starken Natur anhing. Er war schon ein angesehener, einflußreicher Student, eben so gefürchtet wegen der durchdringenden Schärfe seiner Dialektik als wegen vortrefflicher Führung der Klinge. Seine Freude an der Poesie und die Erzeugnisse seiner eigenen poetischen Anlage bekränzten diese ernste Gestalt mit ihrem lieblichen Schmucke; so lange es seine frühe leidende Brust erlaubte, erfreuten sich die Freunde an dem Klange seiner herrlichen Baßstimme. Poetisches Gefühl und Verstand und Charakter schienen sich in seinem Gesange zu vereinigen. Er hatte Musik, wie Alles, gründlich getrieben. Seine Unterhaltung war stets gehaltvoll, klar und frisch. Nicht umsonst liebten ihn die bedeutendsten Männer, Roth, der unvergeßliche, Cornelius, der geistvoll herrschende Künstler, der milde Schnorr, Savigny und viele Andere vom geistigen Geschlechte." — —

Mir ist Puchta schon in Erlangen, noch mehr aber in München während der ersten, innerlich oft getrübten Jahre meines Aufenthaltes daselbst ein Freund gewesen,

dergleichen ich wenige auf Erden gefunden habe. Er, obgleich der jüngere Mann, war durch die reiche Gabe seines Verstandes öfters mein rathgebender Führer, und wenn er mit seinem liebewarmen, treuen Gemüthe, mit seinem freudigen Muthe mich anfaßte, da wurde auch ich freudig und getrost. Die Stunden mit und bei ihm waren meine liebsten, besten Stunden. Ein Ernst, welcher in allen Dingen und Angelegenheiten des Lebens stets auf das gute, rechte Ende sah, verließ ihn nie; das ließ er weniger durch Worte als durch sein ganzes Thun bemerken. Als ihm auf der ehrenvollsten Höhe seines äußeren Wirkens schon in seinem 48. Jahre (1845) der Tod kam, da trat er ihm fest und ruhig in dem Sinne des alten Liedes entgegeu: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod' umfangen."

Wenn wir im reiferen Alter, mit geöffneten Augen auf unser vergangenes Leben zurückblicken, da begegnen wir in der Erinnerung nur wenigen uns näher befreundeten Menschen, denen wir nicht, wenn wir ihnen noch auf Erden begegnen könnten, gleich nach dem Gruße zurufen möchten: vergib mir, daß ich so viel an dir versäumt, daß ich dir für alle deine Liebe und Treue so wenig, so schlecht gedankt, ja daß ich dich da und dort verkannt habe. Meinem Freunde Puchta habe ich sein Wohlthun an mir niemals genug verdanken können und verdankt. Doch der Dank und die Schuld finden zuletzt ihren Ruhepunkt bei Dem, der Anderen für uns die Gabe des unvergoltenen Wohlthuns schenkte und die Schuld abgethan hat.

Schelling's Geist und Ruhm hatte auch aus weiter Ferne verwandte Geister nach Erlangen gezogen. Ich nenne unter ihnen den heiteren Polen Goluchowsky aus Krakau und den edlen jungen Schweden Kernell, den Verwandten Atterbooms, welcher schon früher

auf einer Reise nach Süden in München mit Schelling näher befreundet worden war. Kernell der herrliche Jüngling führte uns durch seine eigene persönliche Erscheinung und durch seine lebendigen Mittheilungen aus dem Kreise seiner Lehrer und ruhmeswürdigen Landsleute so frisch und kräftig in das geistige Leben seines Vaterlandes ein, daß wir Alle, die wir ihm näher kamen, schwedische Reichsgenossen mit ihm wurden. Ich denke noch mit Vergnügen an die geselligen Abende bei oder mit Schelling, an denen Kernell uns nicht nur in die Werke der damals lebenden großen Dichter, sondern in Haus und Hof seines schwedischen Volkes, in die Hörsäle von Upsala, in die Naturschönheiten seines Landes wie in seine alten Kirchen einführte. Wenn er uns daneben von seinem Aufenthalte an der Südseite von Spanien wie in Südfrankreich und Italien erzählte, da ward es dem theilnehmenden Gefühle schwer, sich darüber zu entscheiden, welcher heimathliche Zug mächtiger und tiefer begründet sein möge, ob jener nach dem ernsten kräftigen Norden oder der nach dem lachend schönen, lieblichen Süden. Der große Forscher und Beschreiber der Geschichte des scandinavischen Nordens: E. G. Geijer, war nicht nur Kernell's Lehrer, sondern sein väterlicher Freund; von diesem hatte der Geist des Jünglinges das Bürgerrecht im Gebiete der Geschichte als Erbtheil empfangen. Neben seiner vielseitigen, wissenschaftlichen Bildung hatte Kernell auch eine Weihe der Künste erhalten, welche dem geselligen Verkehre mit ihm einen besonderen Reiz gab. Er war schon in früher Jugend als ein Meister des Gesanges in seinem ganzen Vaterlande so berühmt gewesen, daß ihm kaum einer der anderen sogenannten „Belmanssänger" in Schweden gleichkam. Selbst in Erlangen ließ er noch zuweilen in Gesellschaft mit Puchta einzelne volltönige, tief zu Herzen gehende Lieder des Nordens uns vernehmen,

die wie geheimnißvolle Laute über dem Grabe der alten Whole ertönten oder Gefühle anregten, welche an die geistigen Frühlingsstunden einer sich noch selber kaum verstehenden ersten Liebe erinnerten. Aber dieses waren die einzelnen Töne, welche im Herbste ein scheidender Wandervogel vernehmen läßt, wenn er dem Frühling in einem Lande jenseits des Meeres entgegen zieht. Denn der edle, leiblich zarte, tief und kräftig fühlende Jüngling hatte sich, wie man dafür hält, durch die frühe Anstrengung seiner Brust als „Belmanssänger" ein Leiden zugezogen, das sein Aufenthalt in den Südländern von Europa nur lindern, nicht heben konnte. Er erkrankte in Erlangen; Platen war als treuer Pfleger und liebender Freund bei ihm bis an sein Ende. Die Freunde aus Schweden, Geijer und der Tonkünstler Lindblad, welche im Jahre nach Kernell's Tode, in Gesellschaft der geistvollen Baronin Silverstolpe nach Erlangen kamen, fanden den frühe hingeschiedenen Landsmann, wenn auch nicht mehr leiblich, doch geistig fortlebend bei den in der Nähe seines Grabes wohnenden Freunden.

Von da an bin ich durch manche besuchende und begegnende Wanderer von dorther mit dem mir theueren Schweden in geistig leiblichem Verkehre geblieben. Einen der theuersten mir auf meinem Wege begegnenden: Fjellstedt habe ich schon oben genannt (S. 407); einer, der in den letztvergangenen Jahren länger bei uns verweilte, Gustav Anderson aus Lund, ist mir so liebend nahe befreundet geworden, wie ein eigener Sohn. Ich habe vielleicht manche Namen, nicht aber den geistigen Eindruck aus der Seele verloren, den diese Männer aus Schweden mir zurückließen, und könnte ich sie ihnen zubringen, dann würde ich gern dankbar liebende Grüße sagen an den Dr. Chr. Stenhammar zu Linköping, an Gustav Clarholm, Carl

Magnus Arrhenius in Wermeland, O. Fr. Myrsberg in Gothenburg, Rudolf Ammerstedt aus Upsala, Erik Svedbom und seine liebe Lebensgefährtin aus Stockholm, an den gedankenreichen Arzt C. M. Witt aus Carlsham, so wie an die edlen Norweger Wilh. Chr. Ditrichsson aus Christiania und Knud Gislesen. Noch manche andere hier nicht genannte, aber dennoch dem Wesen nach Unvergessene, hoffe ich da wieder zu finden, wo man sich nicht mehr mit dem vergänglichen alten, sondern mit dem neuen, unvergeßlich bleibenden begrüßt. Namentlich so die lieben Jünglinge aus Abo in Finnland, die mich 1828 in München besuchten.

Ich habe mich so eben auf einem Nebenwege der Erinnerungen aus sehr verschiedenen Zeiten meiner Vergangenheit über die Gränzen hinaus verloren, die mir der Inhalt dieses Capitels anweist und kehre wieder in dieselben zurück.

Zu dem Kreise, der sich um Schelling anschloß, gehörten viele von denen, die ich vorhin (im Cap. 22 u. 33) nannte. Doch kam er, der vielbeschäftigte Mann, nur selten zu den geselligen Vereinen, die sich schon früher, namentlich um unseren väterlichen Freund Vogel, gebildet hatten, während er, besonders im Sommer, wo möglich in Begleitung seiner Familie gern an einem von dem allgemeineren Zudrange abgeschlossenen Orte im Freien, mit Freunden sich zusammenfand. Einen dieser Orte muß ich hier besonders erwähnen, des vormaligen Fleischmann'schen Gartens, am Abhange des Hügels gelegen. Denn dieser Garten hat für die Geschichte von Schelling's Aufenthalt in Erlangen, sowohl wegen seines Besitzers als wegen der hier sich einstellenden besuchenden Freunde desselben eine bleibende Bedeutung. Dr. Gottfried Fleischmann hat den Glanz des Ruhmes in dem weiteren Kreise der Oeffent-

lichkeit niemals gesucht, noch geliebt. Nach seinem Maaße und in seiner Stellung als Lehrer an der Universität begnügte er sich gern und überall mit dem weniger in die Augen der Welt fallenden, dafür aber desto sichereren, gesegneteren Wirken eines Handlangers, blieb deshalb einen großen Theil seines Lebens bei dem Geschäfte eines Prosektors stehen. Alle seine besseren Schüler wissen es aber und halten es im dankbaren Andenken, was sie von diesem Führer in die Forschungen über den inneren Bau der thierischen Leiblichkeit empfangen haben. Als Arzt war er bei Alt und Jung sowohl in als außer der Stadt so geliebt und geehrt, wie nur wenige seiner Standesgenossen dieses sein können. Denn sein theilnehmendes, redliches Herz wußte sich bald Vertrauen zu gewinnen, er wurde in den Familien, dahin man ihn rief, nach kurzer Bekanntschaft nicht nur Arzt, sondern Freund des Hauses, und wo es Noth that, väterlicher Versorger und Wohlthäter. Das war der ächte, gute, treue Bürgersinn eines Reiches, dessen Genossen in mehr als einer Welt sind.

Auch in Schelling's Familie war Dr. Fleischmann nicht nur Arzt, sondern vertraulicher Hausfreund. Er fehlte selten oder nie, wenn die näher befreundeten Gäste am Familientische sich vereinten. Meist zwar, nach seiner wenig Worte machenden Weise, ein stiller Zuhörer der Gespräche, doch auch, wo sich Gelegenheit fand, durch seinen natürlichen, trefflichen Humor und sein gesundes, gerades Urtheil ein anmuthiger Gesellschafter. Auch dem Schelling'schen Hause ist Dr. Fleischmann mehr denn einmal ein Freund und glücklicher Helfer in der Noth gewesen. Namentlich damals, als die treue Mutter des Hauses, unsere Freundin Schelling, durch ein räthselhaftes leibliches Leiden in Gefahr des nahen, und, wie es schien, unvermeidlichen Todes kam. Fleischmann stimmte damals kühn

dem instinktmäßigen Verlangen der Kranken bei, alsbald und unverzüglich nach Karlsbad zu gehen und den Sprudelquell zu trinken, obgleich es im angehenden Winter war. Wir Anderen sahen sie mit banger Sorge, wie für immer, von uns scheiden. Fleischmann sprach uns Muth ein und die Kranke kam nach einem verlängerten Aufenthalte neubelebt und wiedergenesen in ihr Haus zurück. Das heitere muthige Gottvertrauen, in welchem sie damals von uns gegangen war, brachte sie mächtiger gestärkt mit sich zurück, und hat sich dasselbe erhalten auf der noch weiter verlängerten Strecke ihres Erdenlebens bis an's Ende.

Ich bin hier, wo ich von den Jahren meines nächsten, innigsten Zusammenlebens mit Schelling sprach, vielleicht etwas mehr beredt geworden, als es der vorgezeichnete Plan meiner Mittheilungen mir gestatten sollte. Der ungestörte Frieden eines solchen vertraulichen liebevollen Zusammenlebens konnte nur in Erlangens damaliger Zeit, niemals mehr auf Erden an einem anderen Orte und in anderer Zeit zu einem so unvergeßlich theueren Theile meiner Vergangenheit werden.

37. Ein Blick in den weiteren Kreis des Lebens.

Es sei mir erlaubt, noch einmal zu jenem Vergleiche zurückzukehren, den ich oben S. 455 und 456 gebrauchte, um ein doppeltes Bewegen in meiner armen Menschennatur und dem ihr gegebenen Berufe im Erdenleben anzudeuten. Der Mond, während er den engeren Kreis seines Laufes um die Erde beschreibt, welcher er die eine seiner Hälften unverrückt zuwendet, wird zugleich durch den Zug einer stärkeren Macht als die der Erde ist, hinausgeführt auf die weitere Bahn um den Quell des Lichtes, das seine Tage erleuchtet. Aber um wie viel lebensvoller und beglückender

wären diese Tage, wenn sie nicht mit so lange lastenden Nächten wechselten, voll Finsterniß und Kälte. Denn was hilft es, daß die eine Hälfte während der langen Nacht das Licht der Erde hat, an die sie wie der Fuß eines Gefangenen gekettet ist. Gibt doch dieses Licht weder Wärme noch eine rechte Helle des Tages, und die andere Hälfte, welche, abgewendet von ihm, von dem Erdenlichte nichts erfährt, wandelt während ihrer Nacht in der eisigen Kälte des Weltraumes 28 mal so lange als im Mittel eine Erdennacht bei uns dauert. Hätte der arme Mond das Selbstgefühl einer lebenden Kreatur und eine Sprache für dieses Gefühl, er würde wohl zu der Herrschermacht im Reiche der Planeten, zur Sonne, sagen: o du mächtiges Licht, das durch seine Kraft all' diese Welten bewegt und ordnet, ich kenne dich bei deinem Namen, du Sonne! Ach mach' mich doch frei von diesem Nachtlichte und Gewichte der Erde, welches das Werden meiner Abende zum Morgen so verkümmert und verspätet, daß mir der linde Hauch des Schlafes zum Todesschauer wird. Laß meinen Wandel ungehemmt nur um dich gehen, du tragende, belebende Mitte unseres Seins, und so eilig mich der Nacht entrinnen, daß die Wächterstimme des frühen Vogels den nahen Morgen verkünde, wenn die letzten Töne der nächtlichen Sängerin noch kaum verstummt sind. Laß meinen Wandel ungetheilt nur zu einem Wandel um dich, zu einem rastlosen Suchen und eiligem Wiederkehren nach deinen Strahlen werden, o du mein Licht.

Eben in jener Zeit, welche ich im vorhergehenden Capitel beschrieben, kamen zu mir aus der Ferne her einige besuchende Freunde, deren innerer Wandel ein Wandel in der rechten Freiheit des Geistes, nicht wie bei dem Monde ein getheilter, sondern ein ungetheilter und ungehemmter um

die belebende, Licht und Wärme gebende Mitte war. David Spleiß kam zu uns mit seiner Frau. Von ihm, dem Freunde, glaube ich schon oben im 25. Cap. u. f. ein nicht ungetreues Bild gegeben zu haben; seine Lebensgefährtin, diese Mutter in Israel, wandelt noch unter uns. Nicht von dem erscheinenden Menschen, der nach Seinem Bilde gemacht und geistig zu demselben erwacht ist, sondern von Seiner Gnade, welche das Bild gemacht und zum Leben geweckt hat, möchte ich hier reden. Die weibliche Anmuth und jungfräuliche Zucht mit Demuth und Milde, Ernst und Würde sind ein wohlbereiteter Boden zum Gedeihen der Früchte des Glaubens, welche der Apostel den Galatern (Cap. 5 V. 22) nennt. Ja, Liebe, Freude, Friede sind der Stamm, Freundlichkeit, Gütigkeit seine ersten Blüthen, der Glaube aber seine Wurzel. Unter den Gaben des Erdenglückes, die dem Pilgrim und Fremdling aus Gottes Hand kommen, ist keine, welche dem Bunde und dem gemeinsamen Wandel mit einer Seele gleicht, die in einem Weibe wohnet, das den Herrn fürchtet (Sprüchw. 31 V. 30). Wohl dir, mein lieber Bruder David, du hast dieses Erdenglück besessen.

Ein anderer besuchender Gast, der sich mir schon seit fast 6 Jahren angekündigt und mich erfreut hatte mit Gaben „aus dem Reiche" der Wahrheit und des Friedens, die sich in meinem Alten und Neuen, so wie in meinen „Mittheilungen" aus dem Reiche finden (m. v. S. 504), war Dr. Chr. Barth aus Würtemberg. Vierzig Jahre sind es jetzt fast, seitdem uns ein Zug der Liebe zu dem gemeinsamen Werke zusammengeführt hat, anfangs in Briefen, dann in leiblicher Persönlichkeit, was zuletzt zu einer Gewohnheit geworden ist, der man alljährlich ihr Genüge thun mußte. Ich möchte viel von diesem rüstigen Gefährten auf der ganzen Strecke der letzten Hälfte meines Lebens-

weges erzählen, muß mich aber kurz fassen, weil er mir noch auf die Finger sieht, und mit einem solchen Wasser, wie etwa das Menschenlob ist, könnte man ihm vollends nicht ankommen, denn es gibt eine Salbe von Oel, von welcher das Wasser abläuft, und nur den Boden naß macht. Genug, daß ich weiß, was er mir auf unserer gemeinsamen Wanderschaft so treulich Hand in Hand gewesen ist, und Gott wird es ihm lohnen. Es thut recht wohl, einen solchen Gesellen bei sich zu haben, besonders in der Nacht auf einem holprigen Holzwege, wenn man müde und maßleidig ist, öfters stolpert oder sich hinsetzen und einschlafen möchte, der andere aber bleibt frisch auf seinen Beinen, hat Geduld und Mitleid mit dem armen Marodör, ruft ihn beim Namen und faßt ihn bei der Hand. Ich sage nochmals, Gott vergelte das dem guten, treuen Kameraden.

Nicht von meinem brüderlichen Freunde Barth, durch den ich mit Würtemberg in geistige Mitbürgerschaft gekommen und darin geblieben bin, sondern von einem Aufbau will ich reden, der wie die sogenannten Netze der Telegraphenverbindungen sein Netz, ich möchte beinahe sagen, über die Völker aller Erdzonen ausgeworfen hat, um an ihnen das alte, gute Gewerbe der Menschenfischer zu betreiben. Ein Gewerbe, welches der Politik eines Reiches, das von dem Reiche Gottes auf Erden das gerade Widerspiel ist, eben so viel zu schaffen machen könnte als der Negerhandel den menschenfreundlichen Weltplänen der gebildeten, christlichen Nationen. Denn es geht auf das aus, was dem Sklavenhandel und dem Sklavereiwesen überhaupt gerade entgegengesetzt ist, indem es die Menschenseelen mit Gewalt aus der geistigen Sklaverei herausfangen und zu Freien machen will. Was denn auch wirklich hin und wieder mit augenfällig gutem Erfolge geschehen ist.

Barth ist in seinen jüngeren Jahren als Pfarrer in Möttlingen ein Nachfolger des alten Pfarrer Machtdolf gewesen, dessen ich bei mehreren Gelegenheiten als des „Calwer Boten" gedacht habe. Da hat er an der lustigen Handthierung eines Boten, der bei hellem Wetter wie bei Sturm und Regen immer unter freiem Himmel seinem Geschäfte nachgeht, ein ganz besonderes Wohlbehagen gefunden. Der Weg aber von Möttlingen nach Calw und von Calw nach Möttlingen ist seiner geistig langbeinigen und schnellfüßigen Natur zu kurz und dabei doch langweilig vorgekommen; er hat bedacht, daß hinter den Bergen und weitum über den Schwarzwald hinaus auch noch Leute wohnen, an denen man sich ein Gottes-Lohn verdienen konnte, wenn man ihnen das, was sie im Haushalte brauchen, zubrächte. Und in Basel, bei dem Missionshause, mit welchem er beständig zu schaffen hatte, konnte man recht erfahren, was die weit abwohnenden Menschen zum Leben und Wohlaufsein am nöthigsten brauchen: nämlich Gottes theures, werthes Wort und den Trost des Evangeliums. Da entschloß er sich, mit diesem köstlichsten Hausbedarfe der Menschenkinder seine Handthierung zu treiben und ein Heidenbote zu werden, der ebenso wie der alte Machtdolf wöchentlich ein oder etliche Male seine Waaren von Calw aus zu den weißen, schwarzen und anderen farbigen Völkerschaften in's Haus brächte und von diesen hinwiederum Bestellungen nach Calw annähme. Ein solches in's Weite ausgedachte Geschäft ließ sich nun freilich nicht zu Fuße, auch nicht auf schnelllaufenden Schiffen und Kameelen abmachen; die Sache mußte anders angegriffen werden; es ließ sich nicht anders thun, man mußte, gleichwie in einem großartigen Fangeballspiele mittelst einer Presse den Leuten über Berg und Thal so wie über's Meer hinüber die Waaren zuwer-

fen, sie aber ihre Bestellungen wieder herüber. Dieser Verkehr wurde erst vollkommen in Stand gesetzt zu Calw, wo der liebe Mann noch jetzt bei seinem Geschäfte des Werfens und Auffangens beständig auf der Lauer steht durch den „weltbekannten" Calwer Verein, der zunächst nur zur Verbreitung guter, christlicher Schulbücher gestiftet war. Ich will von Dem, was dieser Verein durch seine Presse hinausgeworfen hat in die Welt, nur einige Speditionszettel aufheben, die mir gerade auf dem Wege liegen.

Es thut sich schon mancher Autor in oder außer dem Reiche etwas darauf zu Gute, wenn ein Buch von ihm 10 oder 20 Auflagen durchgemacht hat, und wenn sein Werk ein gutes ist, darf er sich auch immerhin darüber freuen. Ich aber kann ein Buch von einem noch lebenden Autor nennen, welches in der vaterländischen Sprache 110 Mal neu gedruckt und in 550000 (sage mit Worten fünfhundert und funfzig tausend) Exemplaren unter dem deutschen Volke verbreitet, und welches dabei noch überdies ein gutes ist. Das ist die biblische Geschichte von Dr. Chr. Barth in Calw. Zu den 110 in Deutschland gedruckten Auflagen des Buches kann man auch die 10 deutschen Ausgaben des Buches zählen, die in Ungarn, und die 2, welche bis jetzt in Amerika erschienen sind. Aber das Volk in anderen christlichen Ländern von Europa, das die deutsche Sprache nicht redet und versteht, muß auch einen Wohlgefallen an dem Inhalte und der einfältig treu zu Herzen gehenden Erzählungsweise des Büchleins gefunden haben, denn es ist in 4 Auflagen (jede zu 5000) englisch, in drei holländisch, in zwei französisch, in zehn slavisch, magyarisch, wendisch gedruckt worden. Außerdem ist es auch polnisch, dänisch, schwedisch, wallachisch, croatisch, lettisch, serbisch, russisch, finnisch, norwegisch, bretagnesisch erschienen. Die

Presse hat aber noch viel weiterhin ihre große Wurfkraft erwiesen, denn sie hat das Buch fern unter die Heiden gebracht durch seine Uebersetzungen in's Tamulische, Bengalische, Hindostanische, Chinesische (in 4 Dialekten), Hindi, Malayalim, Kafferische, Eskimo'sche, Kinika, Timnah, Negerenglische, so wie in die Fidschi, Sessuto, Mahratta, Guzurathi, Dajakisch 2c., auch in's Arabische und Persische. Ja es ist sogar in der thibetanischen Sprache unter die Leute gekommen, auch neugriechisch, und jüdisch-spanisch ausgegeben worden u. s. w. Auch die christliche Kirchengeschichte von Barth mit ihren vielen, mannichfaltigen Uebersetzungen hat die Presse von Calw aus weit verbreitet, anderer guten Schriften, die von ihr ausgingen, gar nicht zu gedenken*). Aber wie ich schon vorhin sagte, auch von außen, von den Heiden her hat dieser neue Calwer Bote Bestellung nach Calw angenommen, welche in dem gar trefflichen Calwer Missionsblatte seit 1828 zu lesen sind. Diese Rückfracht ist denn auch gar goldeswerth gewesen, denn der Ertrag des Blattes, welcher sehr gewissenhaft und treu dem Missionswerke, namentlich in Basel, zugewendet wurde, hat sich in den 28 Jahren, seitdem es erschienen ist, auf mehr denn 20,000 fl. belaufen.

Wenn der alte, Calwer Bote für andere Leute und Haushaltungen die nöthigen Lebensbedürfnisse mitbrachte, so versäumte er nicht, auch sein eigenes Haus damit zu bedenken, vor Allem, damit er habe zu geben den Hungernden und den Bedürftigen, so wie den anderen Gästen,

---

*) Im Ganzen beträgt die Zahl der Schriften des Calwer Verlages 24, die der Sprachen, in welchen sie geschrieben oder übersetzt sind, 60. M. s. den gedruckten Bericht des Calwer Verlagsvereines.

die bei ihm zusprechen. Sein Nachfolger im Botenamte thut mit großer Treue dasselbe. Zwar ist er, seitdem er all' seine Zeit und Kraft dem Calwer Geschäfte zugewendet, nicht mehr in gewöhnlicher Weise Prediger im Amte, wohl aber im Berufe geblieben, denn es vergeht selten ein Sonntag oder Festtag, an welchem er nicht vor einer Gemeinde, welche solcher Zusprache begehrt, das Wort des Lebens verkündet. Und wen sieht das Volk mit größerer Freude bei seinen jährlichen Missionsfesten erscheinen, als ihn, den Ueberbringer der Freuden= und Friedensbotschaften aus allen Ländern der Heiden, zu denen die frohe Botschaft kam. Sei uns gesegnet, du lieber, werther Mann, du ein Nasir unter den Boten, die da Friede verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen, die da sagen zu Zion: dein Gott ist König.

Barth, als er zuerst im Jahre 1823 mich in Erlangen besuchte, war noch Jüngling. Er hielt da am Himmelfahrtstage eine Predigt, durch welche der Segen dieses Festes in vielen Herzen, wie in dem meinigen, fruchtbar wurde und lebendig. Er befreundete sich damals am nächsten mit den schon im Glauben gereiften Männern: Kanne und Kraft, so wie mit mir und meinem Hause, mit Pfaff und Schelling. Sein persönlicher Besuch war eine vorübergehende Erscheinung; was er uns aber zurückgelassen, war nicht vorübergehender Art. —

Ich habe in den vorhergehenden Berichten aus der Geschichte der ersten Hälfte meines Lebens öfters der Verwüstungen erwähnt, welche der Unglaube, namentlich in den protestantischen Kirchengemeinden, angerichtet hatte. Es sah zu jener Zeit in dem Reiche des Glaubens in ähnlicher Weise so aus, wie im Reiche Israels in den Tagen der Herrschaft Ahab's, als nach dem Worte, das der Herr

durch Elias den Thisbiter sprach, drei und ein halb Jahr lang kein Regen das Land getränkt hatte. Das Grün der Wiesen war erstorben; das Laub der Bäume verwelkt, auf den Ackerfeldern weckte die Sonne, bewegte der Wind, wenn er darüber fuhr, keine wogende Saat, sondern nur Wolken des losen Staubes auf; die reichen Hirten, die vorhin von der Milch ihrer Heerden in Fülle sich sättigten, in das Fell der Lämmer sich kleideten, gingen verarmt umher als Brüder der Schlangen und Gesellen der Straußen, die das Wüste bewohnen. Und wenn zu dieser Zeit ein Obadja es verhüten wollte, daß in ihm und seinem Hause das Leben nicht ganz erstürbe, da mußte er der Sättigung weit umher an den Wasserbrunnen und Bächen nachgehen oder in den Höhlen und Klüften der Felsen seinen Durst stillen an dem wenigen Wasser, das der Regen zurückgelassen. Wie sollte ich nicht, so lange der Odem zum Danke mir aus- und eingeht, mit Liebe all' der Wasserbrunnen und der Steinklüfte gedenken, darin ich in jenen Tagen zur Erhaltung meines Lebens ein lebendiges Wasser fand? Deiner, du theuerer Pfarrer Schöner in Nürnberg, deiner, du gotteskräftiger Harms, eurer, du lieber A. Neander, Kottwitz, Geibel, Merle d'Aubigny, Martin Boos, Goßner und J. Mich. Sailer. Und könnte ich deiner vergessen, du reichlich fließender Bach in Basel, dahin ich als der Knecht eines Obadja kam, oder deiner, du niemals versiegender Quell im Gemüthe meines Freundes Kraft, des reformirten Pfarrers in Erlangen, dann werde auch meiner als eines Undankbaren vergessen. Es war um jene Zeit in den Gliedern der kleinen Schaar von Gläubigen, wenn sie aus dem Gewühle der größeren Menge heraus an dem grünenden Ufer eines solchen Baches sich begegneten, ein ähnliches Bedürfniß der gegen-

seitigen Befreundung, ein ähnliches Bündniß des Friedens als unter den Curgästen, welche das gemeinsame Verlangen nach Heilung an einem gepriesenen Heilquell, etwa im Thale der Töpel oder der Eger zusammenführt. Die einen aus Norden, die anderen aus Süden, aus Osten oder Westen hätten im Gedränge ihrer großen Stadt und seines Pöbelvolkes sich kaum gegrüßt, hier aber sind sie bald wie zu einem Familienleben verbunden; die Freude des Einen an der Wärme des milden Frühlingstages und seiner Blüthen, oder das Leid über den rauhen Wind und den Regen, der abwechselnd mit der Luft in das Thal hereindringt, ist die Freude oder das Leid all' der Anderen auch. In der That, man konnte damals, bei all' der noch anklebenden Mangelhaftigkeit und Gebrechlichkeit des kleinen Volkes der Treugebliebenen oder zur Treue Zurückgekehrten in ihm das Vorbild einer Kirche sehen, die zwar als ein Leib Christi aus vielen Gliedern besteht, in welcher aber diese Glieder, weil keines von ihnen der ganze Leib sein wollte, in einem Gemeingefühle des Lebens standen, darin, wenn ein Glied leidet, die anderen alle mit ihm leiden, oder wenn eines von ihnen verherrlicht wird, die anderen alle sich mit ihm freuen. Und dennoch konnte dieses fröhlich friedliche Zusammenleben, gleich jenem der Kurgäste an einem für sie alle erwünschten Heilquell kein blühendes und naturgemäßes sein. Man sehnt sich, je bekräftigter man sich wieder fühlt, desto mehr zurück nach einer eigenen, bleibenden Heimath. Und, um diesen hinkenden Vergleich noch weiter zu führen, wenn auch hin und wieder nach der Heimkehr ein Zustand eintrat, darin der Fuß zur Hand sagt, oder der Zahn in der übermächtigen Aufregung seines Nervenäthers zum Finger: komm' mir nicht nahe, du bist mir feindlich, ich kann deine Berührung nicht er-

tragen, so dürfte uns das nicht schrecken. Wenn in dem Fuße, wenn in dem Zahne dieser abstoßende Drang gegen die anderen Glieder herrscht, dann ist das über sie gekommen, was die Kunst der Aerzte Entzündung nennt; ein Zustand, da alle Kräfte, alle Gefühle des Nerven- und Blutlebens zu dem mächtig erregten einen Gliede, als sei dieses allein der Gesammtleib, sich hinziehen und in ihm zusammenstrahlen. Was sagt der menschliche Arzt, selbst nach dem beschränkten Maaße seines Wissens, zu solcher Erscheinung? Er weiß es, daß in dem Fieber ein heilkräftiger Drang der Natur liege, der zur Genesung und Wiederbelebung des ganzen kranken, schwachmüthigen Leibes führen kann. Israëls Arzt, in der allgemeinen Krankheit seiner Kirche, kennt die Wege der Heilung noch tiefer und besser, und Er hat gesagt, „ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden, und was wollte ich lieber, denn daß es schon brennete." Lassen wir Ihn zünden jetzt an dem einen, dann am anderen Orte seine Flammen, es wird die eine der anderen begegnen, die eine mit der anderen sich vereinen zum gemeinsamen Feuer der Zucht und der Liebe.

So sehr auch ich, so wie viele andere gleichgesinnte Glaubensgenossen der lutherischen Kirche, der ich mit treuem Herzen angehöre, uns freuten an dem neu aufgehenden Leben des Christenglaubens in den anderen Kirchengemeinschaften, blieb uns dabei dennoch ein beständig nagender Schmerz. Gerade in unserer lutherischen Kirche, darin der Quell, aus dem allein alles Leben fleußt: Gottes lauteres, wahres Wort und sein Evangelium zuerst wieder dem Durstigen aufgethan und am kräftigsten verkündet worden war, schien der Vorrath des lebendigen Wassers, so sehr ausgegangen und Alles so ganz dürr geworden,

wie zu den Zeiten Ahab's auf den Feldern des Reiches Israël. Am nächsten lag uns hier unser bayerisches Vaterland selber. Wer waren die Nachfolger Esper's, oben im Bayreuther Lande, und wie sah es mit den Früchten ihres Wirkens auf den Kanzeln und in den Schulen aus? Wer stand, seit Schöner's Tode, in Nürnberg dem frech aufstrebenden Unglauben entgegen? War nicht in den Büchern, daraus die Kinder in den Schulen, die Konfirmanden, ehe sie zum Altar gingen, die Religion, und selbst einen sogenannten Christenglauben sollten kennen lernen und zu Herzen fassen, überall nur „der Tod in den Töpfen?" Und was war aus Sachsen, dem gepriesenen Mutterhause der Reformation, geworden? Man blicke in die damals berühmtesten theologischen Zeitschriften des Landes hinein. Da lernt man gar gelehrte, wie es scheint, im Buche der Bücher eifrig forschende Männer kennen, die alle darin nach etwas Neuem suchen, das die alten gläubigen Bibelforscher übersehen haben, und woraus auf einmal mitten in der Finsterniß dieses Glaubens ein neues Licht aufgeht. Es ist ihnen aber dabei ergangen wie denen, die vom fruchtbaren Felde hinausgerathen sind in die Einöde. Wie Denen, die in ihrem Hunger „Nesseln ausrauften um die Büsche, und Wachholderwurzel war ihre Speise, und wenn sie die herausrissen, jauchzeten sie darüber, wie ein Dieb." — „Zwischen den Büschen riefen sie und unter den Disteln sammelten sie," rühmend das Effekt machende Neue, das sie entdeckt hatten. Die wenigen Treuen und Stillen im Lande, die noch nicht schliefen, sondern des Lichtes begehrten, suchten dieses in den verborgenen abgelegenen Hütten der Pietisten und in der noch lebenskräftig gebliebenen Gemeinschaft der mährischen Brüder.

Und dennoch, so betrübend auch damals der Anschein

des geistigen Elendes der lutherischen Kirche war, ist dennoch das Wort der Verheißung, welches der Herr durch den Mund des Propheten Jeremias (Kap. 35 V. 19) dem Hause der Rechabiten gab, auch an ihr, nach ihrem Maaße in Erfüllung gegangen: es hat auch ihr wie dem Jonadab, dem Sohne Rechab, immer gefehlt, daß nicht jemand von den Ihren allezeit vor dem Herrn stände. Denn sie war und ist auf das Gebot Gottes und sein geoffenbartes Wort begründet.

Namentlich auch in Bayern hat es in den Zeiten der ärgsten Verödung der lutherischen Kanzeln und Schulen einzelne Levitengeschlechter gegeben, denen der Geist der Treue des Hauses Rechab verliehen war und in deren Mitte es nicht an Solchen fehlte, die in gleicher Treue vor dem Herrn standen. Noch in der Zeit, da ich in Erlangen war, bis zum Jahre 1822, lebte in Gundelsheim der Pfarrer Johann Jacob Bomhard. Die kurze goldgediegene Biographie, welche der älteste Sohn desselben: Rektor Chr. Bomhard in Ansbach, dieser seltene Meister des Lehramtes, von jenem würdigen Pfarrer gegeben hat, stellt mir ein rührendes Ebenbild von meinem eigenen seligen Vater vor Augen. Denn wenn auch beide Männer in ihrer Geschichte verschieden, sind sie doch in der Treue und Kraft ihres Glaubens, wie in der Führung ihres Amtes und ihrem Wandel in der Welt sehr brüderlich verwandt gewesen. Von dem Pfarrer Bomhard und seiner Frau konnte man wohl sagen, was von dem Ehepaare aus dem priesterlichen Geschlechte Abia, von Zacharias und seiner Elisabeth gerühmt wird: sie waren alle beide fromm vor Gott und gingen in allen Geboten und Satzungen des Herrn untadelich. Welche Früchte der herrschende Geist jenes Pfarrhauses für die Zeit getragen hat, deren Ge-

schichte ich so eben hier beschreibe, davon will ich nachher reden.

Ein anderes Geschlecht der Theologen, von der Treue des Hauses Rechab lebte zu jener Zeit noch in seinen jüngeren Gliedern kräftig fort. Johann Adam Lehmus, dessen geistliche Lieder ein Dichter von gleicher Salbung des Geistes, Albert Knapp, in seinem evangelischen Gesangbuche (Leipzig 1855) zu einem Gemeingute unserer Kirche erhoben hat, war ein Mann des Segens für das vorhergehende Jahrhundert gewesen*); ein jüngerer Zweig aus dem Stamme der Familie stand zu jener Zeit noch in voller Kraft als treuer Zeuge der Wahrheit da, welche währet für und für. Dieses war der Kirchenrath Dr. Lehmus in Ansbach, ein Mensch von kindlich treuem Herzen, dessen freudiger Geist sich nie genug thun konnte in den Beweisen der Liebe zu Seinem Herrn durch Wort und That. Diese kindliche Liebe zu Gott und den Brüdern war von so eindringlich beredter Art, daß mir noch jetzt warm und wohl zu Muthe wird, wenn ich an die Stunden denke, da sein Herz in persönlicher Nähe mit dem meinigen war. Er meinte es gut mit Gott und Menschen, in ihm ist mir (1837) ein lieber Bruder gestorben. Auch habe ich durch ihn eine recht brüderliche Zuneigung zu all' den lieben Männern überkommen, die aus dem Hause der Lehmus stammen, und diese Zuneigung hat guten Grund, denn auf all' Denen, die ich näher kennen lernte, ruhet der Segen, der dem Hause der Rechabiten verheißen war.

Es mag unter den lutherischen Theologen in Bayern zu jener Zeit noch einige gegeben haben, welche den Was-

---

*) Geboren 1707, starb als Superintendent zu Rotenburg an der Tauber 1788.

serbrunnen glichen, die Obadja im dürren Lande aufsuchte, aber ich weiß sie nicht zu nennen. Doch that der Herr in jenen Tagen Quellen auf im dürren Sande, darin kein Auge sie gesucht hätte. Zu Roth am Sand, zwischen Nürnberg und Weissenburg, fühlte ein dortiger Pfarrer, Chr. Ph. Heinr. Brandt, ein frühe im Feuer der äußeren wie inneren Trübsale geläuterter Mann, sich gedrungen, im Jahre 1823 eine theologische Zeitschrift herauszugeben, von welcher er, in Hoffnung tüchtiger Mitarbeiter, einen Segen für seine Zeit erwartete, der hernach zunächst ihm selber kam. Denn ihm selber ist bei diesem Tagwerke das volle Morgenlicht aufgegangen, und er hat in zwiefachem Maaße die Gaben empfangen, welche sein redliches Herz Anderen mittheilen wollte. Der treffliche Mann gab alle seine Zeit, welche ihm die gewissenhafte Führung seines Amtes überließ, der Begründung und Erhaltung jener Zeitschrift hin, und ist seitdem fortwährend durch die Herausgabe eines Predigtbuches, so wie eines Magazins für Prediger, vor Allem aber durch die Stiftung einer Schul- und Pflegeanstalt für die verwaisten Kinder aus den Pfarrerfamilien für das Reich Gottes thätig gewesen. Anjetzt ein alter Held und Zeuge des Glaubens, ungebeugt und freudig im Hoffen unter der Last der Krankheit und des Alters, demüthig und fest, kindlich freundlich und mild wie männlich ernst. Er ist einer von Denen, die ihren Lohn auf Erden nicht dahin genommen haben, aber er steht ihnen sicher, in guter Hand.

Doch ich wollte hier eigentlich nicht von dem Pfarrer und nunmehrigen Dekan Brandt, sondern von dem homiletisch-liturgischen Korrespondenzblatte reden, zu dessen Herausgabe ihn ein innerer Drang genöthigt hatte, der ihm bei Tag und bei Nacht keine Ruhe ließ. Der Mann wußte

selber nicht recht klar, was er eigentlich damit wollte, und wie er der Sache angreifen müsse; daß er aber etwas Gutes wolle, und daß ihm Gottes Beistand und Segen dazu nicht fehlen werde, das wußte er wohl. Dazu schon allein gehörte jedoch ein guter Glaube. Denn die Geschäfte seines Amtes und die Mühen, die er damit hatte, sein Blatt nur unter die Presse, und aus dieser unter die Leute zu bringen, ließen ihm keine Zeit, selbst viel hineinzuarbeiten, er mußte sich unter seinen Herren Amtsbrüdern nahe und fern nach Mitarbeitern umsehen. Er fand dergleichen von der damaligen ordinären Art, und so geschah es, daß die ersten Nummern seines Blattes nichts Anderes als Nesseln der Nesselausraufer an den Büschen (S. 536) und faule Eier von Eidechsen, welche die Ausraufer unter dem Gesträuche gefunden zu Markte brachten. Dergleichen Zeugs konnte man jedoch überall um leichtes Geld und umsonst haben, keiner mochte es kaufen, und der arme Brandt wie der Drucker seines Blattes hätten sich zwar keine Nesseln aus dem Boden, wohl aber die Haare aus dem Kopfe raufen mögen wegen des schlechten Fortganges ihres Geschäftes. Da gerieth der Geist des Herrn über einen Simson, daß er den faulen Eselskinnbacken in die Hand nahm, und damit schlug die Philister. Eigentlich war es aber nicht Ein solcher schlagfertiger Held allein, sondern es waren ihrer Zwei, es war ein Brüderpaar aus dem Pfarrhause zu Gundelsheim, der August und Heinrich Bomhard, welche mit dem Eselskinnbacken in solcher Weise handthierten. Diesen beiden, wie allen ihren zahlreichen Geschwistern, hatte ihr geistreicher, treuer Vater und mit ihm ihre kindlich fromme Mutter einen so unerschütterlich festen Grund des Christenglaubens in Herz und Kopf gelegt, daß derselbe auch bei den beiden Theologen gegen

das Rütteln und Schütteln der damaligen Universitätslehrer guten Stand hielt. Und für diese beiden, in denen schon längst der Feuereifer brannte über das Unwesen der Nesselraufer wie der offenbaren Lästerer, schien eigentlich das Blatt von vorne herein recht gemacht und bestimmt zu sein. Mit dem Augenblicke, wo diese die Hand ausstreckten zur That, und wo nun alsbald noch andere Treugebliebene im Lande sich hilfreich zu ihnen gesellten, beginnt eigentlich erst die Geschichte des Blattes, aus welcher ich hier einige Züge mittheilen will, die ich aus einem Briefe entnehme, den mir ein Mann aus Augsburg schrieb, dessen Name bei Allen, die den Herrn fürchten, gut angeschrieben ist, noch besser aber und unvergänglicher droben bei Dem, welcher die Furcht Isaaks und Israels Trost ist.

„O schön, daß Du in Deiner Selbstbiographie dem Andenken unseres Korrespondenzblattes ein grünes Plätzchen einräumen willst. Jene Zeit verdient es — mir geht das Herz auf, wenn ich an die damaligen Feldzüge gegen Beelzebub und sein Heer denke und an das „Hie Schwert des Herrn und Gideon," vor welchem das Gesindel flüchtig werden mußte, wie dort die schlaftrunkenen Midianiter. Kein preußischer Veteran kann an die Schlachten von Leipzig und Waterloo mit größerem Vergnügen und mehr Dankbarkeit gegen Den gedenken, der allein den Sieg gibt. In Kürze hat die Geschichte des damaligen theologischen Befreiungskrieges mit seinem Zweck und Ausgang mein seliger Bruder Heinrich (Bomhard) in dem ungemein schönen Valetsegen angedeutet, der im letzten Blatte des letzten Jahrganges den Beschluß des Blattes macht. Ueberhaupt ist es mein sel. Heinrich, dem in diesem Kriege der Lorbeer und die Palme des Siegers am meisten gebührt, denn das Korrespondenzblatt, wie ein scheintodt geborenes Kind, kam

erst zum Leben, als Er mit einem kleinen, aber gediegenen Aufsatz, polemischer Natur, darin auftrat. Ich gesellte mich dem geliebten Bruder, mit dem ich immer Ein Herz und Eine Seele gewesen, sofort mit Freuden bei, und bald hatten wir das Ungeziefer aus dem Blatte verjagt, welches von nun an jene durchaus entschieden positiv evangelische, meist polemische, Gestalt annahm, in der es durch Gottes Gnade reichen Segen gebracht hat. In uns beiden Brüdern hatten Zorn und Schmerz über die Verheerungen des Weinberges lange genug gegohren und einen Ausweg gesucht; wie junge Löwen, die nach dem Raube brüllen und ihre Speise suchen von Gott, fuhren wir hinaus unter die alldurchwühlenden und Alles niederreißenden Gethiere. Daß diese ein entsetzliches Geschrei erhuben in allen möglichen Zeitschriften, in vielen auswärtigen Konsistorial- und Generalsuperintendentenseelen, welche öfters Klagen dagegen einreichten, das versteht sich von selbst, war aber Musik in unseren Ohren, weil es bewies, daß die Hiebe nicht daneben gefallen waren."

„Es schlossen sich nach und nach mehrere brave Mitarbeiter an, die ich jedoch nicht mehr alle weiß, und von denen ich nur den Oberkonsistorialrath Böckh (damals Pfarrer in Nürnberg), den seligen Kirchenrath Lehmus in Ansbach, eine der besten, stärksten Säulen unserer Kirche zu jener Zeit, dann den kürzlich verstorbenen Dekan Lehmus in Gräfenberg, die Gebrüder Dietlen, den lieben Pfarrer Redenbacher und Pfarrer Krummacher in Langenberg nennen will. Der selige Harms erfreute uns mit einer aufmunternden Zuschrift. Nun dieses, so wie jedes andere Lob gebührte vor Allem meinem Bruder Heinrich. Sein vielseitiges Wissen, seine große Belesenheit, sein durchdringender Scharfsinn, dem keine Blöße der Gegner ent-

ging, sein schneidender Witz und spielender, schillernder Humor, verbunden mit der entschiedensten Glaubenstreue und innigsten Frömmigkeit des Herzens, machten ihn den Feinden furchtbar und den Freunden über Alles werth; er war lange bei weitem der thätigste Mitarbeiter, und als er, in ein sehr beschwerliches Amt versetzt, wenig mehr beitragen konnte, kam es bald dahin, daß das Blatt von Niemand mehr gefürchtet, aber auch von Niemand mehr geliebt wurde."

„Ehre und Dank gebührt unseren damaligen geistlichen Oberbehörden, den Konsistorialräthen Roth und Fuchs in Ansbach und den edlen Männern Fr. v. Roth und v. Niethammer in München, die das vielangefochtene Blatt schätzten und beschützten, uns zwar manchmal freundschaftlich mehr Mäßigung anempfahlen, übrigens aber, wenn wir die Empfehlung nicht sehr beachteten, uns ruhig gewähren ließen."

„Unter den Gegnern war der grimmigste und rührigste der berüchtigte Stephani (m. v. über ihn B. II S. 431), Kirchenrath und Dekan in Gunzenhausen, ein angesehener Vielschreiber, der besonders auf die Schulmeister den verderblichsten Einfluß hatte. Dieser gab flugs eine eigene Kirchenzeitung, die Gunzenhäuser genannt, heraus, die unsrige zu paralysiren; wohl das häßlichste Schmutzblatt dieser Art zu seiner Zeit, das jedoch keinen Absatz fand, ihm schweres Geld kostete, und wie der Stank eines Schwefelfadens, der auf die Kohlen fiel, bald aus der Luft verschwand."

„Schon öfters hatte ich hier die Freude, von Leuten aus Norddeutschland besucht zu werden, Geistlichen und Anderen, die mir von dem Segen erzählten, den unser Blatt gestiftet hatte. Besonders erfreulich war mir, was

mir erst vor einem Jahre ein schlesischer Pfarrer sagte. Er sei, so erzählte er, damals Studirender in Halle gewesen und in einer näheren freundschaftlichen Verbindung mit etwa 16 bis 20 anderen Studirenden der Theologie gestanden, welche so wie er im Rationalismus aufgewachsen und verstrickt, sämmtlich durch unser Blatt auf den rechten Weg geführt worden seien. Sie wären manchmal dem Postwagen stundenweit entgegen gegangen, um es etwas früher zu bekommen."

„Freilich athmete das Blatt von Brandt in seiner Blüthenzeit Jugendfrische, lebendige Anschauung und große Glaubensfreudigkeit und machte den Baal und seine Pfaffen zu Spott und Schande; es bestreute die Tausende von Blutegeln, die dem Leibe des Herrn: der Kirche das Blut entzogen mit Salz, daß sie ohnmächtig herabfielen, wie hoch sie auch daran sitzen mochten, — das Alles machte sonderlich auf die Jugend einen kräftigen Eindruck. Es glich in der Art seines Befreiungskrieges Lützow's wilder Jagd, hinter welcher alsdann das Gros der Armee, die evangelische Kirchenzeitung, kam, die den siegreichen Kampf mit Ehren fortgesetzt hat bis auf diesen Tag." — —

So spricht sich mein lieber Bruder, der August Bomhard in Augsburg, noch jetzt als ein recht freudiger Kriegsmann über die damaligen Kämpfe mit dem und für das Wort gegen die Verächter und Feinde desselben aus. Nun, er hat Recht dazu, der Herr unser Gott selber wird uns als der rechte Kriegsmann 2. Mos. 15 V. 3 genannt, und läßt sich bei mehreren Gelegenheiten als einen solchen preisen, darum kann es wohl keinen höheren Stand geben, als den eines Soldaten, der die Kriege des Herrn führt, welche ja immer nur den Frieden zu ihrem Kampfpreise

und Ende haben. Auch ist es der Krieg, der innerliche wie der äußere, allein, der den ordentlichen Soldaten macht und bildet, denn er lehrt den Leuten Wachsamkeit bei Tag wie bei Nacht und den rechten Gebrauch der Waffen. Darum, du alter Kriegsmann in Augsburg, erhalte dich Gott noch lange, umgürtet an den Lenden mit Wahrheit, im Panzer der Gerechtigkeit, mit dem Schilde des Glaubens und mit dem zweischneidigen Schwerte des Wortes in deinen kräftigen Händen. Und wenn du ausgedient hast, du treuer Kriegsknecht, da nehme Er dich mit Ehren an. † 1869.

Man kann wohl sagen, daß von der damaligen Zeit, von der Mitte und dem Ende des dritten Jahrzehends dieses Jahrhunderts erst wieder ein neues Leben des Glaubens und seines Bekenntnisses in den geistlichen Stand der bayerischen lutherischen Kirche kam. Und daß die Erweckung nicht bei diesem einen Stande blieb, sondern weiter und tiefer eindrang in das Volk, das bezeugte die rege Theilnahme am Werke der Mission (zu Basel). Der Wind aber, der das Feuer anblies, so wie die Nahrung, die seine Flamme unterhielt, kam von sehr verschiedenen Seiten her. Daß unter den jungen studirenden Theologen in Erlangen der reformirte Pfarrer und Professor Kraft, dieser siegreiche, im inneren Kampfe hochgeübte Bekenner der Wahrheit, vor Allen den lebendigen Glauben geweckt und befestigt habe, diesen Ruhm wird ihm der Neid der Partheien niemals streitig machen. Aber von außen her kam diesem werthen Manne noch eine andere Hülfe. Dies war die treue aufrichtige Sorgfalt der Vorsteher und Häupter unserer kirchlichen Angelegenheiten, die mit Recht als Säulen angesehen waren: des Oberkonsistorial-Präsidenten Fr. v. Roth und seines treuen Gehilfen, des vielerfahrenen, weisen Niethammer in München, mit denen der redlich mei-

nende v. Grupen Hand in Hand ging. Fr. v. Roth, ihn nenne ich hier als den Führer der Anderen, welcher den Felsengrund des Christenglaubens schon frühe gefunden hatte, wollte das Werk seines großen Berufes, das Wohl der Kirche, nur auf diesen Grund erbauen; sein angelegentlichstes Bemühen ging dahin, daß an der protestantischen Landes-Universität Erlangen alle die Lehrstühle, deren Aufgabe die Bildung künftiger Theologen ist, christgläubigen, bekenntnißtreuen, im Wissen wohlbegründeten Männern anvertraut würden. Auch bei der Besetzung der einflußreichsten geistlichen Stellen im Lande nahm er, so weit seine Kraft und seine Stimme reichten, dieselbe Rücksicht. Sein Wunsch, Erlangen zu einer Vorschule christgläubiger Theologen zu machen, ist ihm in erfreulicher Weise gelungen. Zu den älteren schon oben erwähnten Lehrern der Universität und später an ihre Stelle traten Männer wie der auserwählte, hochbegabte Olshausen, Dr. Harleß mit seinem lichtvollen Geiste und entschiedenen Berufe zum Vorkämpfer- und Hüteramte unserer Kirche; Dr. Höfling mit seiner treuen Liebe zu dem Herrn, seinem sicheren, scharfen Blicke in allen kirchlichen Fragen der Gegenwart und mit seiner ungefärbten Einfalt des Herzens; der tief und festgründende Meister der Schrift Dr. Hofmann; Dr. Delitzsch, welcher mit den Gaben seines reichen Wissens und kindlichen Gemüthes an den Stern erinnert, der die Suchenden von dem hohen Herrschersitze der Weisheit des Ostens hinab zur Krippe führte; Thomasius, der im Lichte des Glaubens und der Erkenntniß des Altars pflegt und seine Gaben genießt; Dr. Göbel, Kraft's Nachfolger im Geist und in der Wahrheit; Dr. Schmid, der mir Wohlbekannte und Liebe; Dr. Harnack, der mir noch Unbekannte, aber Theuere. Mit diesen Theologen wirkte in gleich treuem Sinne der

frühe verstorbene A. von Schaden und stehen auf gleichem Grunde: der glaubensfreudige deutsche Philosoph Fischer, dessen Liebe zur Weisheit immer den rechten Weg gegangen und auf diesem geblieben ist; Nägelsbach, der Meister der edelsten Sprachen, die der Mensch zum Ohre des anderen Menschen, und der Kenner jener Sprache, die Gott zum Menschenherzen redet, so wie mit Döderlein zum Lehramte am Gymnasium vereint, der bis in's Kleinste glaubenstreue Prof. Rücker, der Erstling unter den Erweckten durch Kraft's Vorlesungen und Predigten, und mein Freund Carl von Raumer, so wie mit ihm sein Sohn Rudolf von Raumer, auf welchem nicht nur der Segen und die geistige Weihe des Vaters, sondern die Segnungen eines anderen Armes ruhen, der nicht wie der Arm des Moses einer Unterstützung durch Aaron's und Hur's Hände (2. Mose 17 V. 12) bedarf, Scheurl, der würdige, rechte Mann für die Rechte der Kirche u. A. m. Im Schatten und Schutz dieser älteren Bäume, von denen ich manche andere schon oben, an verschiedenen Stellen des Buches genannt habe, erhebt sich ein junger Nachwuchs aus gleichem geistigem Saamen. So steht denn allerdings unsere Landesuniversität Erlangen als eine Pflanzschule der lutherischen Theologie da, welche für ihre Zeit wie für ihre nächste Zukunft einer ehrenden Beachtung werth ist. Denn die Wächter und Hüter über ihr Wohl sind nicht entschlafen, noch träge geworden. An des theueren zu seiner Ruhe eingegangenen Fr. v. Roth Stelle und zum weiteren, festeren Ausbau des von diesem begründeten Werkes hat uns Gott einen Mann wiedergeschenkt, den wir auf einige Zeit einem Nachbarlande geliehen hatten, wo er, wie ein edles Gewächs des Weinstockes, wenn es zweimal durch die

Linie des glühendsten Sonnenstandes geführt worden ist, an innerem Vermögen und Feuer erstarkt ist.

So können wir mit der Bitte um ferneren Segen auch freudig die Worte des Dankes des 67. Ps. aussprechen, können im Vergleiche mit den früheren Zuständen (S. 556) rühmend es sagen: das Land gibt sein Gewächs. Denn der ohnmächtige und dennoch in seiner Ohnmacht freche Unglaube ist von den meisten jener Kanzeln verschwunden und verscheucht, deren Besetzung nicht in den Händen einer unverständigen, von dem Ernste der Kirche entwöhnten Volksmasse steht, sondern von den treumeinenden obersten Behörden des geistlichen Amtes abhängt. Der Geist des Ernstes und der Gnade, die Kraft des werkthätigen Glaubens, ist in einzelnen Gemeinden so hell hervorgetreten, daß dieselben als ein Licht dastehen, welches nicht nur in die Nähe, sondern weithin in die Ferne leuchtet.

Vor Allem nenne ich hier die Gemeinde von *Neudettelsau*, mit ihrem geistlichen Vater *Wilhelm Löhe*, welchen Gott mit ganz besonderen Gaben zu seinem Berufe ausgerüstet und bestimmt hat. Fragte uns ein Pilger und Fremdling: wo ist nun der lebendige Glaube unter Euch? wir dürften ihn dorthin weisen, als zu einer Hütte des Bundes, in welcher das Gebet „aus der Tiefe" mit solcher Kraft des Glaubens geübt wird, daß es in fühlbarer Weise durch den Vorhang hineindringt zum Stuhle der Macht, von welchem die sichere Erhörung kommt. Zu einer Stätte des Segens und der Gnade, an welcher das Wort des Lebens in solcher Weihe der treuen Einfalt gepredigt wird, daß ihm, wie dem Brandopfer der ersten Tempelweihe, ohne Zuthun der menschlichen Kunst, die Flamme von oben entgegenkommt und in den Herzen der Hörer sich entzündet.

Es ist dort ein geistiges Bethesda, an dessen bewegten Lebensquell die noch schwachen und kranken Herzen erstarken zum Genusse der inneren Freudigkeit und des Friedens, welche der Glaube gibt. Und das Wasser mit Bethesda's heilender Kraft fließt unter der Schwelle der Hütte heraus und wird zu einem bis in weite Ferne sich ergießenden Strome, der, durch das Missionswerk in Amerika, die Einöde zum fruchtbaren Felde macht. Friede sei und Gnade über diesem Hause und seiner Schule der treuen Jüngerinnen des Herrn, so wie dem gesammten Werke seiner Erbarmung über die geistig so wie leiblich Kranken und Hilflosen.

So zeigen sich uns nach vielen Seiten hin lebendige Steine, welche der Herr zum Bau seines geistlichen Hauses zusammenfügen möge, aufhebend und verhütend durch seine mächtige Hand die Spaltungen, die unter den einzelnen Steinen sind; schaffend durch seine Gnade, daß sie fest an einander halten mögen in Einem Sinne und in einerlei Meinung.

Wenn ich hier freudig, wie in hellem Tageslichte umherschauend, der geistigen Segnungen in dem Lande gedachte, das mir seit zwei Dritttheilen meines Lebens zum lieben Vaterlande geworden ist, dann konnte ich die einzelnen Stücke des faulen Holzes und der Giftschwämme nicht beachten, deren matter, phosphorischer Schein nur den Blick eines Herumirrenden im Dunklen anziehen konnte. Wir wollen es aber nicht läugnen, unser Land hat seit Stephani's Catilinaischem Abendmahle manche solche Modergerüche der geistigen Verwesung ausgehaucht. Am meisten stellt man uns zu unserer Beschämung in manchen ernsten Schriften des Auslandes*) einen Abschaum der Gottes-

*) Namentlich im Volksblatte für Stadt und Land, Jahrg. X (1853) Nr. 31, 52, 103.

lästerungen entgegen, der in Nürnberg durch einen längst seines Amtes enthobenen Gymnasiallehrer Daumer hervorgebrochen ist, welcher schon in einem früheren Buche (1842) über den Molochsdienst der alten Hebräer die Behauptung aufstellte, Jehova und Moloch, dem man die Kinder opferte, seien ein und dieselbe Person und Abraham, der Vater aller Gläubigen, der selbst das Liebste seines Herzens Gott zu opfern bereit war, sei das Urbild aller Götzendiener gewesen. Die Lästerung, die er damit gemeint, trat als Zeichen jener Tage im J. 1847 in seinem 2 Bände starken Buche: „die Geheimnisse des christlichen Alterthumes," in ihrer vollendeten Reife hervor. Das Judenthum sei, so behauptet er, zu den Zeiten Christi wirklich aufgeklärter und menschlicher geworden und nachdem in ihm das Menschenopfern und Menschenfressen, worin eigentlich die jüdische Religion bestanden, längst abgekommen gewesen sei, habe Christus beides wieder eingeführt. Seine Worte: lasset die Kindlein zu mir kommen, hätten nur die Weihe derselben zum Schlachten für das Opfermahl herbeigeführt und die versuchte Abwehr der Jünger sei aus Mitleid mit den Kleinen hervorgegangen. Das Eintunken des Bissens bei diesem Kinderopfermahle sei eine Probe gewesen, ob Judas ein guter Christ sei, dieser habe sich aber aus tugendhaftem Abscheu abgewendet und die Sache bei Gericht angezeigt. Die ersten Christen, denen er alle die Greuelthaten Schuld gibt, welche die Heiden über sie erlogen hatten, namentlich auch das Essen von Kinderfleisch beim Abendmahle, hätten Blut getrunken; bis nahe zu unserer Zeit seien in den Klöstern noch Menschen geschlachtet und ihr Fleisch gegessen worden. — — — — Lästerungen eines wahnsinnigen Blödsinnes, die von solcher Art sind, erinnern an die Wuthanfälle eines wahnsinnigen alten Weibes im Irrenhause von

Bicetre, welche öfters Liederverse von beliebten französischen Dichtern mit solchen, jedes Gefühl verletzenden Lästerungen und schandbaren Worten mischte, daß selbst die pöbelhaft unzartesten Zuhörer, welche das Geschrei der Tobsüchtigen herbeizogen hatte, mit Eckel von dem stinkenden Käfig hinwegflohen. Wir wollen hier dasselbe thun und zur frischen Luft zurückkehren, versichern aber noch im Hinweggehen die Freunde in Norddeutschland, daß Daumer's Schrift in Bayern selbst die wenigsten Leser gefunden hat.

Aus dem zweiten Vaterlande Bayern, in welches ich die längste Zeit meines Lebens mit Leib und Seele eingebürgert war, blicke ich hier gern zurück nach dem heimathlichen sächsisch Schönburgischen Boden, auf dem ich geboren bin. Eben diese meine Heimath, die ich deshalb ja auch, wie ein Eingeborener auf Hiddensee (nach III. 134) mein süßes Ländchen nennen könnte, ist in der Zeit, von der ich hier rede, im Vergleiche mit dem größeren Mutterlande Sachsen, ein Gosen geworden, das von der Plage der Finsterniß, die über Aegypten kam, verschont blieb. Es sei mir erlaubt, hier einen und den anderen der Männer zu nennen, welche, so weit ihre Macht reichte, dem geistigen Verderben in Kirche und Schule steuerten und den Gemeinden treue Lehrer und Bewahrer des lauteren, reinen Wortes gaben. Der Fürst Otto Victor von Waldenburg und mit ihm der edle Graf Ludwig von Schönburg-Glaucha, haben die rechte und köstlichste Anwendung der ihnen anvertrauten Pfunde wohl verstanden und mit Ernst geübt. Sie haben das künftige Lob eines „frommen und getreuen Knechtes, der über Wenigem getreu gewesen," höher geachtet als alle Ehre und Herrlichkeit, welche die Welt den Vornehmen und Mächtigen in ihrer Mitte zu ertheilen vermag; sie haben sich, gleichwie einst ihre Väter in der Waffen-

rüstung von Stahl und Eisen, als Schützer und Vorkämpfer ihres Volkes der Macht der Feinde entgegenstellt, und das Panier des Glaubens siegreich gehalten. Gottes Gnade und Segen ist mit ihrem Werke gewesen; das Muldenthal, anmuthig für die äußeren Sinne durch seinen natürlichen Reiz, ist eine Ruhestätte geworden, auf welcher nicht nur der Blick eines vorbeigehenden Wanderers, sondern das Auge Gottes mit Wohlgefallen ruht. Hier hörte man bald in den Kirchen die Predigt des Evangeliums wieder in voller Kraft verkündigen und die alten, christlichen Gesänge unverfälscht; eine Pflanzschule für Schullehrer in christgläubigem Sinne, seit langer Zeit die erste ihrer Art in Sachsen, wurde dem Lande zum großen Segen. Zu diesen Grundwerken sind alle die anderen gekommen, welche der äußeren wie der inneren Noth des Volkes in christlicher Milde und Weisheit aufhelfen und den Geist desselben erheben und veredeln konnten. Heil dem Fürsten, dem Gott zu all' diesen Werken, so wie zu jenen anderen, welche wie die S. 550, 551 beschriebenen, weit über Meere und Länder gehen, Gnade und Gelingen gab; sein Name ist in einem Buche geschrieben, dessen Schrift nicht von vergänglicher Dauer ist, wie die der Bücher aus Menschenhand.

Unter anderen wurde uns damals durch die Vorsorge der Landesherrn ein Mann von seltenen Gaben und Kräften der Erkenntniß und des Glaubens, aus fernem Norden zugeführt: Rudelbach, der unerschütterlich treue, ernste Bekenner und Vertheidiger der Wahrheit. Er kam in Sachsen in ein für ihn nicht nur leibliches, sondern geistiges Fremdlingsland, wie ein mächtiges, festes Felsenstück, das von einer Bergeshöhe hineinstürzt in ein stagnirendes Wasser, dessen vorher in glatter Flachheit ruhende Fluth, bei dem Hineinstürzen der schweren Masse wild aufschäumt

und umherspritzt, ohne das feste Gestein beschädigen oder ihm sein Festsetzen auf dem Boden verwehren zu können. Rudelbach wirkte, während der Zeit seines Dortseins, in Glaucha; in Waldenburg stand mein Jugendfreund: der sanfte treu gesinnte Meißner und neben ihm Moritz Meurer, der uns Luther's Leben nicht nur lebendig beschrieben, sondern in und an sich selber die Kräfte eines solchen Lebens durch Wort und That erwiesen hat. Auch in der Altstadt von Waldenburg wirkte noch mein alter, lieber Freund Oesfeld in frischer Kraft, und selbst den Pfarrer Garman (B. II S. 88) fand ich noch am Leben und wirksam. Einen jüngeren Theologen, damals noch Candidaten, der sich mit Vertrauen mir anschloß und später an Rudelbach einen treuen Führer und geistlichen Vater fand, G. H. Schnabel, anjetzt Pfarrer zu Oettau, nenne ich hier mit besonderer Beachtung. Denn das gute, fruchtbare Senfkorn des Glaubens, das schon damals in ihm keimte, hat sich zum freudigen Wuchs eines Baumes entfaltet, unter welchem die Seelen, welche den Frieden suchen, diesen finden.

Rudelbach's entschiedene und entscheidende Wirksamkeit ist für das Muldenthal zu einem bleibenden Segen geworden. Ich alter Auswanderer aus dem kleinen Schönburgischen Lande bin im Geiste, je länger ich lebte, immer einheimischer dort geworden. Mein Herz geht mir oft wandeln zu den treuen Mitgliedern der Prediger-Conferenz des Muldenthales: ich grüße mit Namen auch die mir noch von Angesicht unbekannten rüstigen Arbeiter am gemeinsamen Werke, Leo, Schütz und Otto, mit ihnen den würdigen Nachfolger meiner Väter im Worte des Amtes: den Pfarrer Kloster zu Hohenstein, so wie meinen lieben, innerlich noch näher als äußerlich Verwandten: den Pfarrer Schödel

in Lichtenstein. Ja wir wollen fest halten in Luther's Sinn und Treue am Wort und Sakrament, wollen dabei um die Weisheit bitten, welche uns lehrt, neben dem ernsten Worte des Herrn: „wer nicht mit mir ist, der ist wider mich" auch jenes anderen eingedenk zu sein: „wer nicht wider uns ist, der ist für uns." Denn die Thaten des Lebens, im Namen Dessen, der zur That die Kraft und das Gelingen gibt, sind es allein, welche das „für uns" bezeugen und an denen der Bruder den Bruder erkennt, er begegne ihm, wo es auch sei, auf seinem Wege.

Man möge mir diesen Besuch in meinem heimathlichen Muldenthale nicht verargen; gern würde ich ihn auch auf die nachbarlich Reußischen Gebiete ausdehnen. Denn auf dem Hause der Fürsten und Grafen von Reuß ruht seit alter Zeit der Segen des treuen Bekenntnisses und wird auf ihm bleiben. Mitten in den Zeiten des allgemeinen Abfalles oder des Hinkens auf beiden Seiten hat für diesen Treuen im Lande Josua's Abschied von seinem Volke als Loosung gegolten: „Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen." In der gleichen treuen Gesinnung hat sich der Herzog Joseph von Altenburg in der Zeit der härtesten Kämpfe durch Wort und That bewährt und seine Nachfolger sind bis zu unseren Tagen auf demselben Grunde fest stehen geblieben, und werden durch Gottes Gnade darauf verbleiben. Der Segen ihres Wirkens ist eine unter Thränen und Gebet gelegte Aussaat, welche ihre reichen Garben bringen wird zum Tage der Ernte.

Auch das größere Heimathland Sachsen möchte ich bei dieser Gelegenheit noch einmal besuchen. Seit den Zeiten, über welche meine Erinnerung reicht, hat Gott seinem Königshause eine Reihe von wahrhaft frommen Herrschern gegeben, denen das wahre, rechte Wohl ihres Volkes

und Landes wahrhaft treu und innig am Herzen lag. Ein ehrenwerther Theil des Adels blieb in der Furcht Gottes und im Festhalten an seinem Worte beständig, und eben in jener Zeit, von welcher ich hier rede, stand der edle, theure Minister Graf Einsiedel als ein Vorbild des ernsten, treuen Eifers und redlichen Bemühens da für die Widerbelebung des fast erstorbenen Glaubens im Volk und in Kirche.

Wie es jedoch sonst in Sachsen auf den Kanzeln und in den unter Dinter'schem Einflusse stehenden Volksschulen aussah, das habe ich im Vorhergehenden an mehreren Stellen angedeutet. Doch hatte sich in Leipzig an Lindner des Vaters Seite der ebenbürtige, gleichkräftige Sohn gestellt; Winer war bald nach meinem Abgange von Erlangen dem Rufe gefolgt, der ihn seiner vaterländischen Universität wiedergab. Er, der aufrichtige Forscher des Wortes, war auch dort der oberflächlichen, sinnentstellenden Schrift-Deutelei der Ungläubigen mit dem Ernste entgegentreten, der in einem bekannten alten Liede in den Zeilen sich ausspricht: „das Wort sie sollen lassen stahn." Wer es weiß, daß eine gründlich klare und wahre Exegese das Auge der wissenschaftlichen Theologie ist, der wird den Einfluß zu würdigen wissen, den Winer als Lehrer der Hochschule auf unsere Zeit geübt hat.

Wie durch einen Sturm aus unserem Bayerlande dahin verschlagen, trat im J. 1845 Dr. Adolf Harleß als Lehrer und bald nachher als Prediger des Evangeliums in Leipzig auf. Er selber, wie ein mächtiger Sturmwind, die verdumpfte, geistige Luft des Landes reinigend. Die eingeborene Kraft eines Gideon, des Richters in Israel, erwachte zu Thaten des Helden, als er mit eigenen Augen das Heer der Midianiter, gleich Heuschreckenschwärmen das Land umher verderben sah; der Anblick der Greuel-

thaten, welche vormals ein von Gott und Menschlichkeit entfremdetes, heidnisches Volk in unserem Vaterlande verübte, hat in diesem Kräfte geweckt, welche für die Werke des Krieges wie des Friedens in gleichem Maaße heilbringend waren. Denn statt der von den Ungarn niedergebrannten und zerstörten vereinzelten Häuser und Höfe des wehrlosen Volkes, statt der in Flammen aufgegangenen Scheuern, erbaute Heinrich I. feste Städte und Burgen, deren Bewohner er zum Kampfe mit dem Feinde erzog und rüstete, und in deren Mauern das Volk des Landes Sicherheit fand für das Leben und seine Güter. Harleß hatte schon frühe die geistige Verarmung und Noth seiner Kirche erkannt und den Beruf in sich gefühlt, nach Kräften für die Linderung und Abwehr dieser Noth zu wirken. In Leipzig, wo er 1848 und 49 die Ausbrüche der wilden Empörung gegen Gott und sein Gesetz mit eigenen Augen sah und manche Gefahren des Kampfes als ein Mann bestand, fühlte er sich mächtig gedrungen, Hand an die Aufgabe seines Lebens zu legen: die kirchlich zerstreuten Genossen des Glaubens in einer festummauerten Stadt des gemeinsamen Bekenntnisses zu vereinen und andere in der Einöde irrende Seelen zu ihnen zu versammeln. Diese Stadt war einst schon vorhanden gewesen, ihre Mauern, darin die heiligsten Güter wohlverwahrt lagen, hatten aber die Feinde zerbrochen, die Güter hinweggeführt, das noch darin wohnende Volk der Waffen zur Abwehr beraubt. Gott stärke den Arm des Wiedererbauers; sein Werk sei gesegnet, es war ein heilsames für unsere Zeit.

Harleß als Lehrer an der Universität und als Prediger hat in Sachsen sowohl für das Gebiet der wissenschaftlichen Theologie als für das treue Bekenntniß des Glaubens im Leben und Thun eine Heeresmacht in's Feld gerufen

und gerüstet, welche mit Gottes Beistand den Kampf mit der feindlichen Gewalt wohl bestehen und siegreich endigen wird. Dem Felsen, der in ihr stehendes Wasser fiel, hat das Aufschäumen jener Gewalt eben so wenig ein Leid thun können, als vormals zu Rudelbach's Zeiten (S. 572). Es sind seitdem mehrere solche Felsenstücke statt der hinweggenommenen auf den alten Grund gelegt worden; ein fester Pfad und Damm ist durch das Wasser gebahnt. Nur wenige unter den werthen Männern, welche ich hier meine, habe ich von Angesicht gesehen; mehrere von diesen habe ich schon genannt, einen, der mich im vorigen Jahre auf meinem Wege begrüßte, nenne ich mit dankbarer Liebe: es war der theure Ahlfeld. Segnend in Liebe begrüße ich auch Besser und Graul.

Das, was namentlich in meinem sächsischen Vaterlande geschehen, steht in so genauem Zusammenhange mit den kirchlichen Bewegungen in dem größeren Nachbarlande Preußen, daß ich hier auch dieser noch gedenken muß. Es sind Gefühle, ähnlich jenen, welche die laute Klage, die einen großen Todten bei Hadadrimon im Felde Megiddo erweckte, mit denen ich hier eines Königs gedenke, der durch alle Arten der schwersten Heimsuchungen und Leiden seiner Zeit vollbereitet worden und eingegangen ist zu dem Frieden und Freuden der Ewigkeit. An Friedrich Wilhelm III. von Preußen sind mitten in den Gefahren, welche seinem Throne den Umsturz, seinem Volke und seinem Lande ein großes Unheil droheten, die Worte in Erfüllung gegangen, daß fromm und wahrhaftig sein den König behüten, und daß sein Thron bestehe durch Frömmigkeit. Er ist ein Mann von ungetheiltem Herzen gewesen, voll ungeheuchelter Gottesfurcht, schlicht und recht in all' seinem Thun und Wesen. Die Ehre bei Gott und sein Wohlge-

fallen ist ihm lieber gewesen, als die Ehre bei den Menschen; die Lust an dem Herrn und Seinem Worte galt ihm mehr als die Lust der Welt. Als ein demüthig gehorsames Kind vor dem Angesichte Dessen, der seines Lebens Trost und Zuversicht war, und als ein liebend besorgter Vater gegen sein Volk hat er sich als einen treuen, rechtschaffenen Haushalter in seinem ganzen Hause bewährt. Das geistige Elend der größeren Masse seines Volkes ging ihm noch tiefer zu Herzen, als einem Vater, der seine Kinder der Todesgefahr einer ansteckenden Seuche sorglos entgegen gehen sieht. Es bedurfte für ihn keines Hilkia, der das längstvergessene Gesetzbuch des Herrn da wieder auffand, wo es im Tempel verborgen lag (2 Kön. 22 V. 8), denn das Gesetz seines Gottes war in sein Herz geschrieben, und er gedachte desselben bei Tage wie bei Nacht. Was war, bis auf wenige noch glimmende Funken in seinem Lande, aus der Kirche, welcher er Schutz und Treue gelobt hatte, geworden? Die Kirche besteht allein auf dem Grunde der Sakramente; die rechten Prediger des Evangeliums sollen sein Christi Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse. Die aber, welche sich Prediger des Volkes nannten, konnten großentheils beides nicht sein, denn sie hatten keinen Christus, und das Geheimniß Gottes war hinweg von ihrer Hütte. Der König sah dieses, erkannte namentlich den frechen Gräuel, der mit dem Sakramente der Taufe, die willkürliche Neuerungssucht, die mit dem Sakramente des Abendmahles getrieben wurde, und sein Herz ward erweicht und gedemüthigt über die Schuld seiner Väter und seines Volkes. Er hat mit treuem, redlichem Herzen gethan, was er konnte. Ihm war es ein ernstes Anliegen, daß der gesammten evangelischen Kirche seines Landes vor Allem

die Predigt des lauteren Evangeliums und das Heil der Sakramente zurückgegeben würde.

Konnte er aber darum, weil er ein König war, von dem Christushasse seiner Zeit verschont und unangetastet bleiben? Das war nicht ein einzelnes Felsenstück, das war ein ganzer Berg, der in das todte Meer des Unglaubens hineinfiel. Die Wuth des Hasses gegen Christus ließ sich jetzt in dämonisch sinnvoller Weise an den noch Treugebliebenen im Lande, an den wärmsten Freunden Christi aus. Der Aufruf zur Rückkehr zu dem Glauben und zur Kirche Gottes erging öfters durch solche Vermittler zwischen dem guten, frommen König und seinem Volke, welche selber vom Glauben wie von der Kirche entfremdet, ja Gegner derselben waren. — — Wir wissen, was geschehen und beklagen Manches, das nicht hätte geschehen sollen. Aber der redlich gute Wille des Königs blieb dabei ohne Schuld. Er hat zum Wiederaufbau und zur Ausbesserung der geistig zerstörten oder baufällig gewordenen Kirche seines Landes gethan, was er vermochte; auch andere Länder danken seinem kräftigen Vorgange das Wiederaufleben der alten Liturgie und inneren Zucht ihrer evangelischen Kirchen; durch seine Vorsorge, so weit diese nur zu reichen vermochte, kamen an die Universitäten, Kirchen und Schulen treue, christgläubige Lehrer. Wenn dieser seltene Fürst und sein gläubiges Wirken auch von Menschen verkannt wurde, Gott hat ihn erkannt. Er hat Treue und Glauben gehalten bis an's Ende; Er, der auf Erden sein Schild war, wird in Ewigkeit sein sehr großer Lohn sein.

Von den treuen Männern, welche durch die Vorsorge des Königs Friedrich Wilhelm III. zum Wiederaufbau der fast zerstörten Kirche und zur Verkündigung des Evangeliums berufen waren, nenne ich hier nur die, welche mir

schon während meines Aufenthaltes in Erlangen durch Schrift und Wort, und dann auch durch persönliches Nahekommen befreundet wurden. Zwar bei dem Einen von ihnen, obgleich er mir durch fleischliche Abstammung aus demselben großväterlichen Hause verwandt war, ist mir der Wunsch, ihn noch auf Erden mit meinen Augen zu sehen, unerfüllt geblieben, desto mehr freue ich mich darauf, dich, mein theurer Heinrich Leonhard Heubner, dort zu finden und zu sehen, wohin uns beiden das sehnliche Verlangen des Herzens schon längst vorausging. Wir waren beide in einem Jahre (1780) geboren; du hast dein Hall= und Jubeljahr früher gefeiert, als ich, möge mein Ende sein, wie das deinige war. Dort in Wittenberg bei deinem Grabe lebt und wirkt noch ein anderer Mann, welchen ich schon auf Erden sah und lieb gewann: Schmieder, den ich begrüße.

Neben den schon genannten treuen Zeugen des Christenglaubens durch Wort und That: Neander, Goßner, von Kottwitz, Vater Jänike u. A. erhob sich in Berlin schon zu der Zeit der theologischen Kämpfe, welche ich vorhin (S. 560 u. f.) beschrieb, ein jugendlicher Held für die Wahrheit und Zeuge für die Gotteskraft des Evangeliums, welcher den Heeren des Zweifels, die ihm selber Vernichtung gedroht hatten, siegreich die Stirn bot. Fr. Aug. Tholuck, schon in seiner „Weihe des Zweiflers“, hat sich gleich einem jener Vornehmsten unter den Helden hindurchgerissen durch das Lager der Feinde und das lebendige Wasser des Heilbrunnens von Bethlehem geschöpft, zu welchem die Belagerer den Zugang verwehrten. Tholuck's Wirken als christgläubiger Lehrer seines Volkes durch Schrift und lebendiges Wort ist weit bekannt, denn solches ist nicht im Winkel geschehen. Es gilt von diesem vielbekräftigten Geiste

der Spruch, der ihm selbst zur Loosung geworden ist: „Es ist Alles euer, es sei Paulus oder Apollos es sei Kephas oder die Welt; es sei das Leben oder der Tod, es sei das Gegenwärtige oder das Zukünftige: Alles ist euer, Ihr aber seid Christi, Christus ist Gottes." Denn nach dem Vermögen seiner vielseitigen wissenschaftlichen Erkenntniß und Bildung steht er, nicht wie ein vereinzelter Mann, sondern als eine Heeresmacht da. Und dennoch bezeugt es dieser geistig Reiche, Hochgestellte durch die That, daß sein Herz vom Stamme der Kleinen und Armen sei, denn zu diesen gesellt er, zu ihnen hält er sich gern. Außer meinem unvergeßlichen Lehrer Werner weiß ich in unserer Zeit keinen Lehrer, der so ganz für seine Schüler lebt, selbst die Stunden der ihm nothwendigen leiblichen Erholung ihnen dahingibt. Und wenn er da lustwandelt mit ihnen über das Thor hinaus in's Freie, führt er sie durch seine dreifache Gabe der Beredtsamkeit: des Verstandes, des Herzens und der gefühlvollen Phantasie hinaus in ein Feld des Erkennens, dessen Himmel von nie getrübter Klarheit ist, und in welchem der Geist eine unbegrenzte Freiheit des Bewegens genießt. Er selber, der in seinem Inneren eine Heeresmacht des Wissens verborgen trägt, kommt wie ein Einzelner ihres Gleichen zu den jungen, künftigen Kriegern, um aus ihnen eine Heeresmacht der gläubigen Bekenner zu bilden. Auch zu mir hat sich Tholuck mit nachsichtsvoller Liebe als vieljähriger, brüderlicher Freund gesellt, er möge diese dankbaren Abschiedsworte mit gleicher nachsichtsvoller Freundlichkeit aufnehmen.

Schon vorhin (S. 564) ist eines Mannes in Ehren gedacht worden, der die Kriege des Herrn gegen die Verächter und Feinde des Glaubens seit einer Reihe von Jahren siegreich geführt hat. Es ist der Mann von uner=

schütterlichem Muthe, **Ernst Wilhelm Hengstenberg**, namentlich als Herausgeber der evangelischen Kirchenzeitung seit 1827 in weiten Kreisen gefürchtet, geehrt und geliebt. Auf die Geschichte seines Wirkens und seine Stellung könnte man die Worte der Verheißung anwenden, die dem Propheten gegeben worden: „Ich will dich zur festen Stadt, zur eisernen Säule, zur ehernen Mauer machen im ganzen Lande, wider die Könige Juda, wider ihre Fürsten, wider ihre Priester, wider das Volk im Lande" (Jer. 1 V. 18). Er hat die doppelte Taufe seines Namens, im Wasser des Gnadenbundes vor dem Altare des Herrn und in der Fluth der Lästerungen vor der Welt in reichem Maaße empfangen. Und was ist daran gelegen, wenn die Fluth das gebrechliche irdische Gefäß zu seiner Reinigung traf, blieb doch der Schatz in seinem Inneren: die Treue an dem Bekenntnisse zu dem Herrn und seinem Worte unversehrt. Hengstenberg war nicht nur der Gesinnung, sondern selbst dem Fleische nach ein Verwandter meines brüderlichen Freundes **Kraft** in Erlangen, und auch den Basler Freunden wohlbekannt. Ich fühlte mich schon in Erlangen geistig mit ihm verbunden, und bald nach meinem Abgange von dort lernte ich ihn zugleich mit meinem theuren Freunde **Brandis**, von dem ich anderwärts gesprochen*), in Karlsbad persönlich kennen. Einem solchen Herzen, wahrhaft, redlich und ohne Rückhalt muß sich auch ein anderes Herz in Liebe aufthun, ich bin seitdem in unzertrennlichem Bruderbund mit Hengstenberg geblieben, und wie groß und innig meine Theilnahme an seinem ernsten, treumeinenden Wirken war, das mögen selbst die vereinzelten kleinen Beiträge bezeugen, die ich, so

*) In m. Reise in das Morgenland Bd. III.

oft meine Zeit es mir erlaubte, in seine evangelische Kirchenzeitung gab. Der Bund der Freundschaft mit ihm steht auf dem Bunde der Treue des Bekenntnisses zu dem Herrn und seinem Worte, er bleibe zwischen uns bis an's Ende.

Mittelbar durch meinen Jugendfreund Scheu (II, S. 445) schon seit dem Besuche von diesem bei mir in Nürnberg, später auch persönlich, begegnete ich auf meinem Lebenswege einem Mitpilger, in dessen ganzem Wesen so unverkennbar, wie ich es bei wenig Menschen gefunden, die beständige Loosung seiner Erdentage sich aussprach: „Herr, ich warte auf dein Heil." Es ist dieses der theuere Dr. Karl Immanuel Nitzsch, der jetzt als ein Festgegründeter in Hoffen und Glauben in Berlin steht. Er ist von frühe an in den Kämpfen mit bitteren Feinden zur Linken wie zur Rechten wohlgeübt worden; sein Auge darf in kindlicher Zuversicht in das Auge Dessen blicken, der in das Verborgene des Herzens schaut, und der ein gerechtes Gericht richtet. Er hat es redlich gemeint mit seinem Herrn und Erlöser, so weit sein Können reichte. Auch Männer eines anderen kirchlichen Bekenntnisses, wie der redliche, verstorbene Prof. D. Klee in München (früher in Bonn), dachten und denken seiner in segnender Liebe.

Fr. J. Stahl ist mir schon als Jüngling in Erlangen bekannt und werth geworden (m. v. S. 518). Als einer der tiefeingehendsten Schüler von Schelling ist er in gewisser Hinsicht mein geistiger Milchbruder gewesen. Wir wollen aber beide gern zu den Füßen eines anderen Lehrers sitzen bleiben, dessen Weisheit eine höhere ist, als die der Menschen. Er mache uns beide reif. Meine persönliche Bekanntschaft mit dem im Geiste reichen und freudigen Hoffmann, dem edlen Würtemberger, fällt zwar in eine ungleich spätere Zeit, von der ich hier noch nicht reden

kann, aber es gilt von dem Zuge der Liebe, welcher in dieser Bekanntschaft aus jüngerer Zeit liegt, das, was von der Liebe der Eltern zu den jüngeren Kindern gesagt werden kann: daß sie eine besonders lebendige ist.

Ich habe nun freilich hier, wie ich oben im 13. Kapitel gethan, nur von den „Kirchthürmen am Wege" gesprochen, wie aber sieht es hin und wieder mit und in diesen Kirchen, namentlich mit dem Volke, aus, welche das Geläute der Glocken auf dem Thurme in sie hineinrufen soll? Welche große Schaar von diesem hört in seinem tiefen Schlafe die rufende Stimme noch nicht, und wie klein ist die der Wachenden. Und wenn die Glocken im Sturmlaut ein Nahen der Feinde verkünden, welche werden sie zum Beistand, welche zur Abwehr des Feindes erwecken? Dennoch fürchte dich nicht, du kleine Schaar, und ihr Wächter auf der Zinne, seid und bleibet munter und wachet!

Ich kehre jetzt von der weiteren Bahn in die kleinere und engere meines eigenen häuslichen Lebens zurück.

38. Zwei Bräute und Hochzeiten im Hause.

Das häusliche Glück ist freilich nicht in dem Sinne ein Erwerb zu nennen, in welchem man ein Stück Geldes oder anderes Gut, das man sich im Schweiße seines Angesichtes erarbeitet und verdient hat, so heißen kann, denn es ist ein Geschenk der Gnade Gottes, das ohne unser Zuthun zu uns kommt. Die bleibende Stimmung des Gemüthes jedoch zur Geduld, zum Gottvertrauen, zur Dankbarkeit, welche sich unter den Freuden und Leiden des Hausstandes in uns begründet, ist schon ein Erwerb zu nennen, obgleich wir dabei nichts Anderes gethan haben, als im besten Falle ein folgsames kleines Kind, das sich

ohne Widerstreben von der Mutter die Hände und das Angesicht reinigen und sich ankleiden läßt. In so weit kann ich mein unverdientes häusliches Glück auch mit zu dem Erwerbe aus meinem vergangenen Leben zählen.

Es sind jetzt, wo ich doch erst am Anfange meines 77. Jahres stehe, schon drei Generationen aus meinem Hause hervorgegangen, die in der Liebe zu Gott und zu ihren Ehegenossen oder die Urenkel in der Liebe zu ihren Eltern vergnügt und glücklich sind. Nur das erste Aufsprossen des Baumstammes will ich hier beschreiben, der unter dem Schatten seiner zahlreichen Zweige, wenn das Gedeihen von oben dazu kommt, noch manche Aussaat bringen kann.

Unsere leiblich eigene Tochter Selma ist, während unseres Aufenthaltes in Erlangen, zuerst Braut geworden. Bald hernach geschah dieses auch mit der Tochter Adeline, die uns, wie der Thau aus der Morgenröthe geboren, von Gott als ein eigenes Kind geschenkt war. Mit den Hochzeiten ist es aber in umgekehrter Ordnung hergegangen, denn die jüngere Schwester Adeline hat sich früher mit ihrem lieben, trefflichen Winer vermählt, als die um ein Jahr ältere Schwester Selma mit ihrem vielgeliebten Ranke. Ich will hier bei der Ordnung der Brautstände bleiben.

Ich habe oben (S. 463 u. f.) das Auftreten eines Jünglings in meinem Hause beschrieben, der zu uns als ein zwar unerwarteter und darum ungebetener, zugleich aber als gar lieber Gast aus fernem Norden herkam. Der Jüngling Heinrich Ranke, gebürtig aus Wiehe in der güldenen Aue (m. v. S. 157), kam damals gerade von der Insel Rügen und nicht nur aus dem gewesenen Wohnhause, sondern vom Grabe des seligen Pfarrer Baier, von welchem ich oben (S. 145) Manches erzählt habe. Ranke

aber konnte noch viel mehr und Besseres von dem lieben Manne sagen, bei welchem er einige Zeit als Lehrer der Kinder und zugleich als Schüler ihres Vaters gelebt hatte. Er brachte vom Sterbebette des Freundes sein letztes geistiges Vermächtniß mit sich, ja er selber, seinem ganzen Wesen nach, ist vor Allem mir und meinem Hause als ein Vermächtniß des Hermann Baier zugekommen. Ich will den Weg nach der Insel Rügen und nach des Pfarrers Baier Haus in Altenkirchen, den ich schon selber einmal mit gar vielem Genusse gemacht habe, hier noch einmal mit meinem Sohne machen.

Eben in dem Jahre (1819), darin ich das gute Mecklenburg verließ und bald nach meinem Abgange nach Erlangen, fühlte sich Heinrich Ranke, damals Lehrer an einer Erziehungsanstalt zu Frankfurt an der Oder, er wußte selbst nicht wie? angetrieben, eine Ferienreise nach der Insel Rügen zu machen, welche zu jener Zeit noch wenig besucht war. Unter Anderem wollte er, der eifrige Forscher in der alten, deutschen Götterlehre, zu Altenkirchen den Stein mit dem Bilde des Gottes Svantewit sehen, welcher in der Mauer der dortigen Kirche, in liegender Stellung eingefügt ist. Er ahnete nicht, daß er hier statt des todten Bildes eines Götzen den lebendigen Gott finden werde. Und doch war ihm ohne all' sein Zuthun schon auf der Reise der Weg zu diesem Funde gewiesen und durch manche Eindrücke, die er da empfangen, das Herz zur Aufnahme desselben geöffnet worden. Das Erstere geschah ihm durch den Pfarrer Heinrichs zu Friedland in Mecklenburg, der ihm den Pfarrer Baier auf der Insel Rügen als einen Mann nannte, den er doch ja kennen lernen solle, und ihm einen Brief an den Candidaten Ernst Frank zu Bobbin, Baier's Neffen, mitgab. Und als nun der

junge Wanderer bei Greifswalde und auf der kurzen Ueberfahrt nach der Insel zum ersten Male das Meer sah, dann, mit Moritz Arndt's Erinnerungen an Rügen in der Hand, an Puttbus und seiner herrlichen Bucht vorüber die Halbinsel Mönckgut bis zu ihrer äußersten Spitze durchzog, hierauf Perth mit seiner prachtvollen Aussicht, Jasmund, Stubbenkammer und den Herthasee besuchte, da fühlte er sich aus der alten Welt seiner Schulgelehrsamkeit, darin er bisher beengt gewesen, hinausgehoben, wie in eine neue weitere; aus der Mondbahn um die arme, dunkle Erde in die weitere Bahn um eine hellleuchtende Sonne des inneren Lebens (nach S. 455). Doch war ihm diese Sonne noch nicht eigentlich aufgegangen, der neue Tag dämmerte ihm nur erst als ein Widerschein ihrer Strahlen in den sichtbaren Werken auf. Den Ernst Frank, an den sein Empfehlungsbrief ihn wies, fand er nicht in Bobbin, dieser war bei seinem Oheim Baier in Altenkirchen, gleich als hätte er ihm wie ein Wegweiser dahin vorausgehen müssen. Doch sollte dem jungen Wandersmanne, ehe er Baier's Haus betrat, noch ein anderer Wegweiser, nicht nur zu diesem Hause, sondern zu dem Herzen seines Bewohners kommen. Er hatte von Bobbin aus, noch am Nachmittag und Abend, nicht über Altenkirchen, sondern am Meeresufer hin den Weg nach Arkona eingeschlagen, hier, nach kurzer Nachtruhe in Puttkammer die erste Morgenstunde in freudiger Bewegung zugebracht und zu den Tönen eines Liedes der Schöpfung, die er da vernommen, in merkwürdiger Weise einen Text gefunden, der ihm tief zu Herzen ging und ihn auf seinem weiteren Wege begleitete. Denn dort in der kleinen Kapelle, in welcher, wie ich oben (S. 138) berichtete, Kosegarten und nach ihm Baier ihre Uferpredigten gehalten, fand er ein altes

Gesangbuch, in welchem er, ausruhend auf einem Sitze, ein Lied von Paul Gerhard las, das von der Freudigkeit des Christen handelt mitten in Angst und Weh, und gegenüber den Schrecken des Todes und des Grabes. „Denn er weiß ja, an Wen er glaubet." Bei dem Lesen der Stelle des kindlich frommen Liedes, die den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht hatte, und welche er sich in seiner Schreibtafel aufzeichnet, obgleich sie schon ohnedies in seinem Gedächtnisse geblieben wäre, überfällt ihn der Gedanke wie ein Gewappneter: du findest das, was in dem Liede steht, so schön; dich aber gehen die Worte nicht an, du hast den seligen Frieden, hast die Freudigkeit des Christen nicht, denn diese kommt aus dem Glauben, welcher dir fehlt. Doch wird ihm schon das erwachte Verlangen nach dem Gute, welches ihm fehlt, zu einem wohlthuenden Gefühle, mit welchem er jugendlich fröhlich in Baier's Haus zu Altenkirchen eintritt. So wie ich etliche Jahre früher (nach S. 142) als der späteste Gast, am Abende in dieses liebe Haus eingetreten war, und, ohne es zu ahnden, dem gastfreien Hausvater und seiner Schwester manche Unruhe gemacht hatte, so kam Ranke als der früheste Besuch am Morgen, fast in gleichem Maaße als ein unbequemer Besuch. Denn es war in der Zeit der längsten Tage, in welcher die Sonne um mehrere Stunden früher aus dem Meere sich erhebt, als die etwa spät zur Ruhe gekommenen Menschen von ihrem Lager. Unter diesen war Ernst Frank, welchem Baier den Empfehlungsbrief von Heinrichs überbrachte. Bald kommt der gastfreundliche Hausvater mit dem Bescheide zurück, daß zwar Frank im Begriffe sei, diesen Morgen nach Stralsund abzureisen, er aber lade den an seinen Neffen empfohlenen jungen Freund ein, heute bei ihm in Altenkirchen zu bleiben. Ranke nimmt die Ein=

ladung an, spricht aber zugleich den Wunsch aus, sich nach der Kirche begeben zu dürfen, um dort das eingemauerte Bild des Svantewit zu sehen. Baier führt ihn dahin, dann in sein Haus zurück, wo er den verlegenen, bescheidenen Gast bei einem Frühstücke allein läßt.

Noch ging diesem die Sonne eines neuen Tages seines inneren Lebens nur wie in einem trübenden Nebel auf, und wir wissen und erinnern uns, daß dieses auch uns Anderen bei den bedeutendsten Wendungen unseres Lebens in ähnlicher Weise ebenso ergangen ist. Baier, der schon damals nach einem Lehrer und freundbrüderlichen Gehülfen bei der Erziehung seines kleinen Sohnes sich umsah, ahnete es nicht, daß der Gesuchte in Ranke bereits vor ihm stand; dieser aber wußte es eben so wenig, daß er hier, nicht auf Stunden eines einzelnen Tages, sondern auf die Zeit mehrerer Jahre in das Haus eines geistigen Vaters gekommen sei, darin das Verlangen nach dem inneren Frieden, das sich heute am Morgen so mächtig in ihm geregt hatte, seine volle Befriedigung finden sollte.

Auch den anderen Bewohnern drinnen im Pfarrhause war jetzt der Tag angebrochen, nach einiger Zeit traten zu dem in Gedanken noch mit dem eingemauerten Bilde des Svantewit beschäftigten Jüngling zwei anmuthig liebliche, lebendige Gestalten herein: Baier's jugendliche Frau Alwine, Kosegarten's ältere Tochter, und ihr Sohn, der Knabe Allwill, ein Kind, das durch den Blick seiner Augen, so wie durch seine Worte in Jedem, der diese Sprache verstand, Liebe wecken mußte und Zutrauen. Bald gesellten sich zu diesem noch andere muntere Knaben: die Kinder des Pfarrer Schwarz aus Wiek, und als nun auch Baier wieder hereintrat, da fand er seinen jungen Gast umringt von der kleinen Schaar der Kinder und im leben=

digsten Gespräche mit diesen. Das wäre ein Lehrer für deinen Allwill, dachte er, hatte jedoch jetzt keine Zeit, dem Gedanken weiter nachzugehen, denn zu den Kleinen und Jungen kamen jetzt auch die Großen und Alten herein: alle die vielen Gäste und Besuche aus Wiek, aus Rostock, Greifswalde u. s. Die ganze Gesellschaft hatte für heute eine Lustfahrt nach Arkona beschlossen, Ranke saß auf dem Bock der Chaise, in welcher Baier mit einer Freundin aus Greifswalde fuhr. Was dem Jünglinge schon bei diesem ersten Nahesein mit Baier geschehen, das soll er uns mit den eigenen Worten seiner kurzen Beschreibung des Aufenthaltes in Rügen sagen, welche hier schriftlich vor mir liegt.

„Ich hörte den Gesprächen der beiden zu, darin Baier, der nicht lange vorher von einer, wie es schien, tödtlichen Krankheit genesen war, ganz in demselben Sinne redete, wie Paul Gerhard in dem Liede, das mich heute am Morgen so tief bewegt hatte. Er sprach eine Glaubenszuversicht aus, die mir noch niemals begegnet war; „er wisse gewiß," sagte er, „daß noch etwas durch ihn geschehen solle, sonst würde er von jener Krankheit, die ihn dem Tode schon so ganz nahe gebracht hatte, nicht wieder genesen sein." — Es lag in seinen Zügen ein tiefer, ich möchte sagen, wehmuthsvoller Ernst, der dann, wenn seine Augen voll gläubiger Zuversicht leuchteten, gewissermaßen verklärt wurde, und einen unbeschreiblichen Eindruck machte. So viel ich mich erinnere, redete er damals nicht mit mir, und doch drang mir das, was ich hören konnte — es war wohl nicht Alles — tief in's Herz. Ich sah das, was ich in dem einsamen Kirchlein gelesen hatte, lebendig vor mir. — Am Abende, als uns von Arkona aus die Sonne im Meere unterging, sang Baier. Alles schwieg; ich saß

zunächst neben ihm. Ich meine, nie in meinem Leben einen herrlicheren Gesang gehört zu haben. Indem ich daran denke, treten mir Thränen in die Augen. Nach einigen Stunden waren wir wieder in Altenkirchen; die Gäste nahmen Abschied; die Wagen rollten aus dem Pfarrhofe hinweg. Der Himmel war mit Sternen besäet; ich konnte mich von diesem Anblicke nicht trennen; ich ließ mich auf eine Bank vor dem Hause nieder. Nach einiger Zeit trat Baier heraus und setzte sich zu mir. Sein erstes Wort war: ich möchte doch morgen auch noch bei ihm bleiben. Ich sagte ihm, wie gerne ich das thun möchte, wenn ich könnte; aber meine Zeit sei gemessen; ich müsse an die Rückkehr denken. Gern hätte ich noch Vieles mit ihm besprochen, aber es gehe nun doch nicht. Da drang er in mich, ihm zu sagen, was ich meinte, und ich fühlte mich getrieben, ihm mein ganzes Herz aufzuschließen. — Ich hatte die Theologie, hatte die Kirche aufgegeben. Er fragte mich, ob ich das h. Abendmahl nicht mehr feiere? — Es war seit Jahren nicht mehr geschehen. Da strafte er mich; ich hätte doch warten sollen, ob mir nicht bei der Feier des h. Abendmahles das Licht wieder aufgehen werde, das ich — auf der Universität, in den Hörsälen der Theologen verloren hatte. Er fragte mich, ob ich den Schmerz nicht kenne, wenn Der, den wir lieben, sich von uns abwendet. — So hatte noch nie ein Mensch mit mir geredet. Er nahm mich noch mit in sein Studirzimmer, wo das Gespräch sich in freundlichster, innigster Weise fortsetzte. Auf mich hatte F i c h t e bedeutend gewirkt durch seine „Anweisung zum seligen Leben" und Aehnliches. Es war mir äußerst merkwürdig, daß Baier während seiner Studienzeit mit Fichte in nahe Berührung gekommen war. Er hatte ihn noch in Berlin im J. 1813 besucht, und doch ging er

nicht auf Fichte's Wegen, sondern mit voller Ueberzeugung, mit freudiger Zuversicht auf den Wegen des Evangeliums. In meiner Brieftasche trug ich seit Jahren ein kleines Blatt aus einem älteren Briefe meiner Mutter, mit den Worten: „wir freuen uns sehr auf dich, aber predigen wirst du wohl müssen." Diese Worte der Mutter ergriff er und wiederholte mir mehrmals, „aber predigen wirst du wohl müssen." Mitternacht war vorüber, als ich mich niederlegte; auf dem Nachttische neben mir lagen Fichte's Vorlesungen über das Wesen und die Bestimmung des Gelehrten, welche Baier mir geschenkt hatte."

„Am anderen Tage reiste ich ab; Baier begleitete mich. Auf einer Brücke zwischen Puttbus und Ramhin nahmen wir Abschied. Doch ich war eigentlich nicht von ihm getrennt; ich kann es nicht anders ausdrücken: er begleitete mich noch wie ein Engel. Mir war es, als wäre ich in der Nähe Gottes gewesen. Und so verhielt es sich ja auch. Dieses Mannes hatte Gott sich bedient, um meinem Herzen nahe zu kommen. Mein größter Wunsch war, einmal auf längerer Zeit bei ihm zu sein, und, wenn es möglich wäre, seinen Konfirmandenunterricht zu hören, so wie es auf der anderen Seite sein Wunsch war, daß ich der Lehrer seines Allwill werden möchte. Im Februar 1820 war ich mit meinem Bruder Leopold bei der silbernen Hochzeit meiner Eltern. Mir lag es sehr am Herzen, mir vom Vater die Erlaubniß zu erbitten, nach Rügen zu Baier zu gehen. Leopold sprach für mich, und am Abende, der mir unvergeßlich bleiben wird, klopfte er mir auf die Schulter mit den Worten: der Vater sagt Ja. So bin ich denn im Frühling 1820 wieder nach Rügen gewandert und habe ein ganzes Jahr in Altenkirchen gewohnt. Da war ich Allwill's Lehrer, aber sein Vater war mein Pro-

fessor der Theologie, Ernst Frank mein Professor Orientalium. Es war eine ganz entscheidende Zeit für mich, entscheidend für mein ganzes Leben. Ich lernte Baier nun erst recht kennen. Diese rastlose Thätigkeit in einem großen, vielumfassenden Amte, diese Predigten, die Gottesdienste, welche noch ganz wie ein Stück aus der Zeit der Reformation waren, mit den altevangelischen Altargesängen und Liedern, das häusliche Leben im Pfarrhause, ganz auf dem Grunde des Evangeliums ruhend, die evangelische Klarheit bei einzelnen Gemeindegliedern, welche ich kennen lernte, die Verwandten Baier's in Bobbin: die hochbejahrte Mutter, die Krone der ganzen Familie, die Schwestern, ganz vom Evangelium durchdrungen, dazu die Stille des Insellebens und die wundervolle Pracht des Meeres: das Alles zusammen machte einen tieferen Eindruck auf mich als Alles, was ich bis dahin erlebt hatte. Es ging mir dort ein neues Leben auf."

„Die Militärverhältnisse in meinem Vaterlande Preußen nöthigten mich, Rügen, zunächst für ein Jahr, zu verlassen. Im Sommer 1822 im Hause meiner Eltern traf mich die Nachricht: Baier liege in Greifswalde todtkrank; ich möge kommen, wenn ich ihn noch einmal sehen wollte. Ich zögerte keinen Augenblick. Im August war ich bei ihm; im September starb er in meinen Armen; ich habe ihm die Augen zugedrückt. Nach seinem Wunsche blieb ich bei seiner Familie, mit der ich nach Altenkirchen zurückkehrte. Von dort, vom Grabe Baier's, bin ich im Frühjahre 1823 mit Allwill in Schubert's Haus eingetreten." — —

Pflegt man sich doch schon aus den Zügen der Handschrift eines Menschen, den man nie gesehen noch gesprochen, eine Vorstellung von dem Wesen, ja von dem Charakter desselben zu machen. Noch viel mehr und besser

kann uns ein Brief selber durch seinen Inhalt und die Weise seines Ausdruckes die Grundzüge zu einem Lebensbilde seines Schreibers an die Hand geben. Darum habe ich schon oben S. 463 den Jüngling in schweigender Persönlichkeit und hier als redend in die Reihe der Erinnerungsbilder eingeführt, die mir aus meinem alternden Leben geblieben sind. Uebrigens stehen die so eben mitgetheilten Züge aus der inneren Lebensgeschichte eines jungen Theologen auch in einer besonderen Beziehung auf den Inhalt des vorhergehenden Kapitels, an welchen sie sich anschließen. Ranke ist einer von jenen Frühaufstehern gewesen, die der schönen Morgenstunde des neuen Tages unserer Kirche, welche ich im Vorhergehenden beschrieben, nicht nur ihr Fenster aufthaten, sondern auch hinaustraten in's Freie, um da mit anderen Frühaufstehern ihr Morgenlied anzustimmen, während dessen die Langschläfer noch auf ihrem Lager ruheten. Bemerkenswerth scheint mir auch in des Pfarrer Baier so wie in Ranke's Jugendgeschichte der Umstand, daß Beiden die damalige deutsche Philosophie, wie Fichte sie gab, eben so, wie Anderen die Schelling'sche Philosophie, zu einer Morgenglocke gedient hat, bei deren Geläute man anfängt, sich zu ermuntern. Beispiele dieser Art auch aus der Hegel'schen Schule sind nicht selten, und ich nenne hier nur den ehrwürdigen Karl Friedrich Göschel als einen jener Treumeinenden, die bei der Mühe des redlichen Suchens nach Licht, in den Tiefen der menschlichen Weisheit, das Rufen aus der Tiefe lernten, welchem das Licht von oben entgegenkommt. Ranke ist übrigens auch eine von jenen Seelen, denen nicht blos das Ohr geöffnet, sondern auch die Zunge gelöst ist zum Verständnisse und zur Redefertigkeit der beiden Hauptsprachen des Geistes: der Sprache des Buches der Werke und der Offenbarung. Denn er hat für die

Schönheiten und Herrlichkeiten der Natur ein Gemüth von seltener Empfänglichkeit und Beweglichkeit nicht minder als für die Majestät und Herrlichkeit des Wortes, das vor und im Anfang der Werke war: darum wird man es wohl ganz natürlich finden, daß ich als Hausvater, wie ich oben berichtet habe, gleich eine besondere Liebe zu dem Jünglinge faßte, der als unerwarteter Gast in mein Haus eintrat, und es nicht ungern sah, daß derselbe gleich in den ersten Tagen, noch mehr aber bei seinen fleißig wiederholten Besuchen, sein Auge mit unverkennbarem Wohlgefallen auf meiner damals 17jährigen Tochter Selma ruhen ließ. Wenn er mit dieser gar gern sprach und beide zu seinem Harfenspiele ein schönes Morgen- oder Abendlied sangen, hörte ich mit Freuden zu, und dachte mir, ein solcher Freund und Lehrer, der in all' seinen Gesprächen und überaus anziehenden Belehrungen immer nur zu Dem hinführt, was zum Wissen und Erkennen das Beste und Nothwendigste ist, kann für das gute Kind sehr heilsam sein. An eine Heirath und Hochzeit dachte aber Niemand von uns. Denn Ranke war jetzt Lehrer an einer Erziehungsanstalt, die als ein Privatunternehmen heute bestehen und bald sich wieder auflösen konnte, auch mochten uns Eltern wohl andere Pläne für die zukünftige Versorgung unseres Kindes nahe liegen. Meine Schwester Fröhnel, die nach dem Tode ihres Mannes, des Arztes, bei uns zu Besuche war, bemerkte zuerst, daß die Neigung des ab- und zugehenden Lehrers zu unserem Kinde, so wie des Kindes zu ihm gar keine gleichgültige, sondern eine recht ernstgemeinte Sache sei, und bald auch kam mein lieber Ranke zu mir und that mir das ganze Geheimniß seines Herzens voll Liebe auf, und die Tochter, die ja indeß schon zu dem reiferen Alter von 17 Jahren und 8 vollen Monaten gelangt war, wußte

auch um das Geheimniß und freute sich sehr über dieses Mitwissen, denn es erschien ihr als eine recht kostbare Sache. Ich meines Theils dachte: zwar habe ich auch mein Hauswesen mit gar keinen Mitteln als mit 100 Thaler Schulden angefangen, welche ich nach einiger Zeit redlich zurückbezahlt (nach Thl. II S. 67), doch möchte ich einen solchen Handstreich Niemand rathen, denn seine Durchführung ist mir und meiner seligen Frau blutsauer geworden. Doch, so dachte ich weiter, die beiden liebenden Leute sind noch sehr jung, das Mägdlein, so wenig es dieses Wort haben möchte, ist fast noch ein Kind; sie können sich zu dem Brautstande wohl Zeit lassen. Uebrigens sind ja alle Vorbedingungen zu einem künftigen glücklichen und auch äußerlich wohlbestellten Ehestande in reichstem Maaße da. Denn die beiden fürchten Gott und lieben Ihn von ganzem Herzen; Ranke, das wußte ich von Anderen, hatte mit seinem älteren Bruder, Leopold, und mit dem jüngeren, Ferdinand, zu den ausgezeichnetsten, besten Schülern gehört, welche aus der berühmten Schulpforte zur Universität gingen, hatte, wie seine Zeugnisse bewiesen, als Candidat des Schulamtes (der Philologie) in Berlin und der Theologie in Magdeburg in ehrenvoller Weise die öffentlichen Prüfungen bestanden. In seinem Vaterlande durfte er selbst nach der Versicherung des damaligen Cultusministers, der ihm wohlwollte, auf eine baldige Versorgung sich Hoffnung machen. Aus all' diesen Gründen ward ich bald bei dem Geheimnisse der beiden Liebenden der Dritte im Bunde, machte aber auch nun kein Geheimniß mehr daraus, sondern sagte allen Freunden davon.

Bei dieser Gelegenheit muß ich abermals in dankbarer Liebe meines theueren Schelling gedenken. Während manche der Freunde und Bekannten über den frühzeitig eingegan-

genen Brautstand unserer einzigen Tochter mit einem fremden Privatlehrer in Nürnberg Bedenken hatten und auch wohl äußerten, wünschte mir Schelling von Herzen zu diesem künftigen Schwiegersohne Glück. Denn er hatte Ranke sehr lieb gewonnen und sprach es auch aus: einen besseren Schwiegersohn, als diesen, hätte ich für meine Selma nicht finden können; auch er würde, an meiner Stelle, eben so gehandelt, würde dieses künftige Glück für sein Kind mit beiden Händen ergriffen und festgehalten haben, wie ich es gethan. Mit derselben freudigen Zuversicht stimmten auch Pfarrer Kraft und seine Frau, Kanne, so wie mehrere ihnen gleichgesinnte Freunde in Erlangen und Nürnberg dem Rathe bei, der ja eigentlich nicht der meinige zunächst, sondern ein anderer, vorbeschlossener war.

Nun, die Tochter Selma hat zwei volle Jahre, zum Theil unter mancherlei Sorgen und heilsamen Prüfungen, in ihrem Brautstande zugebracht; der Brautstand aber der jüngeren lieben Schwester Adeline ist ein viel kürzerer gewesen und davon will ich jetzt auch berichten.

Von dem aus Leipzig zu uns gekommenen Dr. Georg Benedict Winer wußte man wohl, daß er der gelehrteste unter unseren so wie weit umher unter den Theologen, dabei ein gemüthlich guter, trefflicher Mann sei, der deshalb von Allen, die ihn näher kannten, hochgeachtet und geliebt wurde. Daß derselbe aber mit Freiersgedanken umging, und zwar mit solchen, die auf unser Haus gerichtet waren, das hätte Niemand vermuthet. Gegen Professor Heller, der ihn zuerst in unseren Kreis eingeführt hatte, sprach er auch zuerst das Geheimniß seines Herzens aus. „Ich bin gesonnen," so etwa sprach er, „mich zu verheirathen: denn ich bedarf der geregelten Ordnung und Ruhe eines guten Hausstandes, und da ist meine Wahl auf die Adeline Ritter,

Schubert's Pflegetochter, gefallen: ich gedenke mich um die Hand von dieser zu bewerben." — „Aber," so sagte Heller, der mir das Gespräch gleich am ersten Tage erzählte, „Sie wissen, daß Adeline häuslich einfach und ganz nach den Ansichten eines strenggläubigen Christenthums erzogen ist, wird wohl auch ein in solchem engeren Kreise herangewachsenes Mädchen Ihren Erwartungen entsprechen?" — „Eben deshalb," so erwiderte Winer, „ist gerade diese nach meinem Sinne: ich will keine andere als eine einfach christlich erzogene und christlich gesinnte Jungfrau zu meiner Frau haben."

Die Sache war bald im gehörigen Gange. Wir Eltern erfuhren vorläufig schon durch unseren flüchtigen Mercurius: den Prof. Heller, was Winer im Schilde führe und dieser kam nun auch selber zu mir auf mein Zimmer. Ich muß wohl sagen: hätte ich nicht schon vorher eine herzliche Hochachtung und Zuneigung zu dem Manne gehabt, so hätte mir beides damals kommen müssen. Einen solchen Freier soll man hoch in Ehren halten, er wußte, was er wollte; wußte, daß das, was er wollte, etwas Gutes sei: für ihn wie für die Jungfrau, um die es sich handelte, gut und redlich gemeint. Ich sehe ihm noch jetzt in der Erinnerung in sein fest auf mich blickendes, gutes, klares Auge, und die wenigen Worte, die er sprach, thun noch jetzt meinem Herzen wohl. Wir reichten und drückten uns die Hand und ließen das Weitere auf Gottes Willen und auf die Neigung der Jungfrau ankommen.

Diese, als der Freiersmann fort war, wurde zu mir gerufen. Ich meine fast, das Mägdlein hatte etwas von Dem gemerkt, was eben vorgegangen war. Ihr mochte es schon seit längerer Zeit nicht entgangen sein, daß Winer sie in ganz anderer Weise angesehen hatte, als man etwa

ein neues Thor ansieht, und wenn er im heiteren Gespräche mit uns und Anderen lachte, da schaute er immer nach ihr hin, als ob er sie anlachte. Sie trat deshalb ganz verlegen zu mir herein, und als ich sie anredete, wurde sie roth. Sie faßte sich aber bald wieder und hörte den Fortgang der Rede ruhig an. Und als man, wie vormals dort in der Stadt Nahors (1. Mose 24 V. 57, 58) die Jungfrau fragte: „Willst du mit diesem Manne ziehen?" Da antwortete sie: „Ja, ich will mit ihm."

Es war demnach von beiden Seiten kein Hinderniß da; der Mann war so, wie ich ihn oben (S. 469) beschrieben, und hatte dabei sein sehr gutes, gesichertes Auskommen; das Mägdlein konnte auch schon eine gar gute, ehrenwerthe Hausfrau darstellen. Denn sie war, für ihr junges Alter, von ungewöhnlich stattlicher, kräftiger Gestalt, fleißig und geschickt; nach dem Vorbilde ihrer Pflegemutter zu den Geschäften einer guten, tüchtigen, sparsamen Hausfrau angehalten. Arm zwar an äußerlichem Gut und Geld, desto reicher aber begabt von Gott mit einem Gemüthe, das in seiner Art an eine Stelle des schönen alten Morgenliedes: „Erhebe dich, o meine Seele," an die Worte erinnert: „es sei die Demuth meine Zier, die Lieb' das Werk der Werke." Oder noch besser als der fromme holsteinische Dichter aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts sagt das, was ich hier meine, der große Apostelfürst, wenn er die Frauen beschreibt, „deren Zierde nicht auswendig ist, mit Haarflechten und Goldumhängen, oder Kleider anlegen, sondern der verborgene Mensch des Herzens unverrückt, mit sanftem und stillem Geiste, welcher köstlich vor Gott ist" (1. Petr. 3 V. 3, 4).

Die Hochzeit ließ nun auch nicht lange auf sich warten; das Frauenvolk in meinem Hause arbeitete fleißig an

einer bescheidenen Ausstattung der lieben bescheidenen Braut und als der Frühling kam und in dem Schloßgarten von Gründlach der schöne, amerikanische Tulpenbaum (Liriodendron tulipifera) seine Blüthenknospen hervortrieb, da wurde in der benachbarten Kirche Winer's Ehebund mit seiner Adeline für Zeit und Ewigkeit geweiht und eingesegnet. Der Tag war heiter, still und schön, und der Abend in Erlangen war es auch. Auch sind dem friedlich schönen Tage mit seinen Freuden des Altars seitdem in der Reihe von mehr denn 30 Jahren gar viele gleiche Tage gefolgt, die sich freilich in der letzten Zeit durch unseres guten Winer's Augenleiden getrübt, nicht aber ihre Frühlingskräfte verloren haben. Denn fruchtbar, wie als Vorbild der Schloßgarten zu Gründlach mit seinen schattigen Bäumen, ist das Haus dieses Ehepaares an Bäumen der Gerechtigkeit gewesen; unsere liebe Tochter Adeline hat, wenn auch nicht leiblich eigene, doch gar viele geistig eigene Kinder zur Ehre Gottes und in seiner Zucht und Gnade groß gezogen und ist in Thaten der Liebe und Milde eine rechte Mutter in Israel geworden. Vor Allem hat sie es durch die That ihres Lebens der Welt gezeigt, daß ihr Mann, der Dr. Georg Benedict Winer, ein kluger Mann gewesen sei, als er sich unter vielen Anderen seine Braut auswählte. Denn eine treuer und inniger ergebene, in demüthig unterwürfiger Liebe nach dem Willen und Wohlgefallen des Mannes lebende, für sein Wohl und seine Pflege sorgsamere Hausfrau hätte er wohl nicht finden können, als diese, welche übrigens auch mit gar guter Manier die beiden Sorgen, welche 1. Cor. 7 V. 34 beschrieben sind, harmonisch zu vereinigen gewußt hat. Nun, Gott segne das liebe Ehepaar und verleihe ihm ein tröstlich friedliches Alter und eine trostreich freudige Heimfahrt.

Unsere liebe Tochter Selma, als Brautjungfer, hatte der jüngeren Schwester freudig den Myrtenkranz aufgesetzt und sie zum Altar begleitet; sie selber aber, wie schon erwähnt, mußte noch einige Zeit warten bis dahin, wo man auch sie zum Altar führte. Sind aber doch dem Altvater Jakob die sieben Jahre, die er um die Rahel diente, wie einzelne Tage vergangen, so lieb hatte er sie, und ich meine, der Rahel werden die Jahre auch nicht anders, wie einzelne Tage vorgekommen sein. Das in seiner Liebe glückliche Paar sah sich gar oft, bald in unserem Hause zu Erlangen, bald bei Raumer's in Nürnberg. Die Tochter aber, so hatten wir es uns ausgedacht, sollte an demselben Altar ihrem Verlobten angetraut werden, vor welchem ihre Mutter und ich die Hände zum Bunde in einander gelegt hatten. Denn ein Dorf im sächsischen Erzgebirge war auch deshalb dazu der wohlgeeignetste Ort, weil es den Hochzeitgästen aus dem Ranke'schen Vaterhause nicht zu weit ablag. Und die Bekanntschaft, der brüderliche „Verein für immer" mit diesen Gästen aus der güldenen Aue (S. 157) ist ein so bedeutungsvoller Erwerb aus meinem vergangenen Leben, daß ich die Stunden segne, in denen er gemacht worden ist und auch hier ihrer gerne gedenken will.

Da waren wir denn in dem Thale, das mir, wenn auch aus anderen Gründen, in der Geschichte meines Lebens eben so zu einem unvergeßlichen Thale der Thäler geworden ist, als das von Balbeck, welches in Westen der Libanon, in Osten der Antilibanon begränzt. Dort, zwischen den Säulen eines Tempels, desgleichen die Erde nur wenige getragen, hat mich die Majestät und Herrlichkeit der Werke einer unvergänglichen Schöpfermacht und einer großartigen Vergangenheit der Menschenzeiten zu Gefühlen erhoben, die selbst in der Brust des Greises noch jugendlich warm

sind. Wenn aber auch das grünende Thal, in welchem das Dorf Bärenwalde liegt, zu seiner Rechten keinen Libanon, zur Linken kein Gebirge des großen Hermon hat, und wenn auch keine Tempelsäulen von Balbeck hier an ein Weltreich erinnern, das vormals Alles besiegend, zuletzt dennoch besiegt ward, so ist dennoch dort in geistiger Weise für mich ein Thau des Hermon geflossen; die Felsenstücke des Granites, die über seinen Boden zerstreut liegen (m. v. Bd. II S. 12) erinnern an eine Macht, welche siegreich waltend in allen Reichen der Sichtbarkeit niemals besiegt ward; die Gefühle, die hier in dem Thale und auf seinen Hügeln in mir erwachten, sind zu Thaten eines Lebens geworden, das mit der Brust aus Fleisch und Bein weder veraltet und ermattet, noch auch mit ihr verwest und zerstäubt.

In Bärenwalde, dem Dorfe des sächsischen Erzgebirges, unweit Eibenstock und Schneeberg, hat sich also Das zugetragen, davon ich hier berichten will.

Es war an einem Sonnabend, Anfang Octobers 1825, da machte ich mich auf, den sehnlich erwarteten Hochzeitgästen aus der güldenen Au entgegen. Diese hatten ihren Wagen, in dem damals noch sehr unwegsamen Thale von Hartmannsdorf herauf fahren lassen; sie aber gingen einen Fußweg, zur Rechten des Baches, der eigentlich kein rechter Fußweg für Menschen, sondern für solche Thiere der Heerden war, welche keine Schuhe noch Strümpfe tragen. Und da sah ich, während ich den Weg zur Linken ging, drei Männer zur Rechten des Baches, die nach einem Uebergange für Menschen durch das Wasser suchten. Wer konnten sie anders sein als die Gäste aus der güldenen Au. Zuerst half man ihnen herüber, dann reichte man sich die Hände noch einmal zum Gruße. Es brauchte sich Keiner

dem Anderen bei seinem Namen zu nennen, Jeder sah dem Anderen an, wer er sei, und die beiden Väter, der aus der güldenen Au und der aus Erlangen, waren bald so vergnügt und vertraut zusammen, als wären sie in der Knabenzeit mit einander in die Schule gegangen, und hätten auf einer Bank zusammengesessen. Aber die beiden Söhne, welche der Vater mit sich brachte, waren auch Leute, noch eines besonderen Grußes des Friedens werth; eines Friedens, welcher von den Seelen, die ihn geben und nehmen, nicht mehr weggeht, sondern bleibt. Der eine von beiden, Ferdinand, dem Alter nach der Kleinere, dem Wuchse nach der Größere, glich seiner äußeren, leiblichen Signatur nach so sehr unserem Bräutigams-Schwiegersohne Heinrich, daß man ohne Bedenken die Schilderung, welche ich oben S. 463 von diesem gab, auch für ihn konnte gelten lassen. Man sah es dem Jünglinge mit seinen bescheidenen Mienen und hörte es ihm in seinen anspruchslosen Worten nicht an, welches Schatzhaus von Wissen und Erkennen er in sich trage; die gelehrte Welt aber weiß es zur Genüge, was dieser Meister der Schule des klassischen Alterthumes in Göttingen und in Berlin für seine Zeit und für die kommende war und ist. Aber es gibt noch eine andere Schule der Geister als die des klassischen Alterthumes, zu deren Genossenschaft der Bruder unseres Heinrich als ein Lernender und Lehrender sich hält, und eine andere Welt des Wissens und Erkennens als die des klassischen Alterthumes ist: eine Ruhestätte des sehnenden Gemüthes, dahin der Zug des Heimwehes noch mächtiger geht als nach dem väterlichen Hause in der güldenen Au.

Als ein ganz besonderer Mensch kam mir der ältere Bruder unseres Heinrich: Leopold Ranke vor. Er sah mich nach der Begrüßung zuerst gar ernst und forschend an,

dann, als sei er eben nicht zu Hause, sondern über Feld gewesen, trat ihm sein munterer, heller Geist so mächtig in Augen, Mund und alle Glieder herein, daß er wie ein Wind vom Gebirge, dem die dunkle Wolke vorhergeht, uns Alle, gleich kleinen Schiffen im See, in muntere Bewegung setzte. Es war ein guter Wind, mit dem ich immer fahren möchte; denn namentlich, was er über seinen Bruder Heinrich und zu diesem, so wie das, was er zu der Braut und ihren Eltern sprach, das kam aus einem getrosten, auf gutem Grunde ruhenden Muthe, der niemals zu Schanden werden kann. Die Natur des Menschen, in der Mannichfaltigkeit ihrer persönlichen Erscheinungen, erinnert an die Verschiedenheit der Landschaften der Erde. Es gibt Gegenden von abschreckend öder oder wilder, andere von heimathlich anziehender und milder Natur; der eigenthümliche Reiz der letzteren wird nicht selten von den Kennern dieser höchsten Lust der Sinne ein „lachender" genannt. Aber was ist es, das dem Thale im Hochgebirge, oder dem grünenden Ufer am See den lachenden, freudig anregenden Reiz gibt? Wo bliebe dieser ohne das Licht der Sonne am heiteren Himmel; was wäre die lieblichste Frühlingsnacht, wenn ihr kein Morgen aufginge. Wir wissen, woher Prometheus die leuchtende Flamme brachte, und daß sie nicht von unten, sondern von oben kam. Sie zündet einen großen Theil der Seelen schwerer und langsamer, andere aber wie einen blitzesschnell entbrennenden Phosphor alsbald zur hellen Gluth an und durch ihn die Fackel, bei deren Schein wir deutlich sehen. Ein Menschenbild von solch' lachender Natur, mit ihrer Fülle der lebenden, lichtstrahlenden Kräfte, war jetzt mit dem Bruder Leopold Ranke unter uns erschienen. Damals (im J. 1825), wo ich diesem mit seltenem Maaße begabten Menschen zuerst begegnete,

kannte man ihn bereits in ziemlich weiten Kreisen aus seiner „Geschichte der romanischen und germanischen Völkerschaften." Das, was dieses erste Werk des jugendlichen Schriftstellers für seine Zukunft errathen und erwarten ließ, und noch viel mehr als das, hat er zu Stand und Wesen gebracht in seinen späteren Werken, würdig des ächten deutschen Geistes und seines alten Ruhmes durch forschende Gründlichkeit, durch Umfang uud meisterhaften Ausbau ihres Inhaltes. Wer aber könnte diesem schnellgeflügelten Geiste nachgehen auf allen Wegen seines Tagwerkes; sind diese doch keine der mitlebenden Welt verborgene, sondern offenkundige gewesen.

Das Volk unseres Landes trägt sich noch jetzt mit der Sage von den Wunderkräften eines Erdspiegels, welcher, aus mehreren (sieben?) Metallen gegossen und durch den Aberglauben geweiht, Denen, die in ihn hineinblicken, allerhand verborgene Dinge: Bilder der Vergangenheit wie der Zukunft vor Augen stellen soll. Nicht zwar, wie der kindische Wahn es vermeint, in dem todten Metalle, wohl aber in dem lebendigen Geiste des Menschen kann sich die schaffende Weisheit, die nach ihrem Wohlgefallen ihn bildet, einen Weltspiegel bereiten, in welchem, wenn der Glaube ihm seine Weihe gibt, der verborgene Rath jener Weisheit klar erkannt wird, der den vergangenen Zeiten ihre Geschichte, den zukünftigen ihre werdende Gestalt gibt. —

Nun, der Vater Ranke aus Wiehe konnte sich etwas zu gute thun auf seine drei Söhne, mit denen er jetzt bei uns einzog, und wir thaten es mit ihm. Es war ein seltenes Freudenfest, welches jetzt in dem einsamen Hause der frommen, guten Wittwe: der Großmutter Martin (Bd. II S. 14 und S. 256) sich erhob, ein solches glückliches, von Gott gesegnetes Brautpaar und ein

Gast, wie der immer fröhliche Leopold Ranke war. Dieser wurde bald ein besonderer Liebling der ehrwürdigen Altmutter, die sich an dem jugendlich munteren Geiste desselben noch einmal ganz verjüngte.

Sonntags den 2. Oktober ging das Brautpar zum Traualtar. Vorher hatte der Bräutigam noch in der kleinen Kirche gepredigt, aus welcher er eine so große Gabe für sein Leben mit sich nehmen sollte, über die sonntägliche Epistel 1. Cor. 1 V. 4—9. Daß seine Worte ihre Hörer so tief bewegten und so trostreich freudig erhoben, war wohl ganz natürlich, denn sie kamen aus einem recht tief und freudig bewegten Gemüthe.

Nur ein kleiner Kreis der nächsten Verwandten und Bekannten bildete mit uns die Tischgenossenschaft des festlichen Abends, an dessen Freuden auch der tiefeste Ernst des Geistes, wenn die Liebe es ihm gelehrt, sich zu freuen mit den Fröhlichen, ein Wohlgefallen gefunden hätte. Die letzten Tage des diesmaligen Beisammenseins vergingen schnell; für mein Haus war jetzt die Zeit gekommen, da das einzige Kind verlassen sollte Vater und Mutter und dem Manne folgen. Ich aber konnte sie mit fröhlichem Herzen ziehen sehen, denn die Freude über ihr künftiges Glück war größer als der Schmerz über ein Scheiden in Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen und auf ein nahes Beisammenleben. Freilich dauerte dieses nahe Beisammenleben nicht so lange, als ich damals es erwartet hatte. Ranke erlangte bald nachher die Aufnahme in die Reihe der bayerischen Candidaten des Predigerstandes und mit ihr das Indigenat, und nachdem er noch etwa ein Jahr Lehrer an der Erziehungsanstalt in Nürnberg gewesen, wurde er Pfarrer in einem nahe bei der Stadt gelegenen Dorfe. Ich war in dieser Zeit dem Rufe an die letzte

Station meines amtlichen Wirkens: nach München gefolgt; Ranke, nach jenen glücklichen Jahren, die ihm bei seiner Dorfgemeinde, hierauf in Thurnau bei der unmittelbaren Nähe der geistvollen, für ihn und sein Haus liebend besorgten gräflich Giech'schen Familie*) beschieden waren, kam als Professor der Theologie nach Erlangen, dann als Consistorialrath nach Bayreuth und Ansbach. Doch sind wir Alle, wir in München, die Enkel, obgleich ihrem Wohnorte nach weit umher zerstreut in Deutschland, und selbst in England, in jener zuversichtlichen, tröstlichen Hoffnung unzertrennbar vereint, welche der Bräutigam, wie ich vorhin sagte, vor 31 Jahren in der Predigt an seinem Hochzeitstage aussprach: in der Hoffnung eines Behaltenwerdens feste bis an's Ende und unsträflich auf den Tag unseres Herrn Jesu Christi, zu dessen Gemeinschaft auch uns Er, der allein treu ist, berufen hat.

39. Der Erwerb auf Reisen.

Ich habe von Erlangen aus einige größere und kleinere Reisen gemacht und der Erwerb ist kein unbedeutender gewesen, den ich aus ihnen für mein äußeres, wie für mein inneres Leben unmittelbar oder mittelbar gezogen habe. Die Größe dieses Erwerbes für den inneren Haushalt stand hierbei in keinem geraden Verhältnisse mit dem Maaße des Raumes, den ich durchwandert hatte, denn die im Verhältnisse zu anderen nur kleine und kurze Reise in die Schweiz hatte mir, wie ich dies oben, in den Cap. 24 bis 31 ausführlich berichtete, mehr geistigen Gewinn

*) Das Andenken dieser Familie, in all' ihren Gliedern, sei mir gesegnet. Sie, die damalige Gräfin, war eine geistig ebenbürtige Tochter des hochsinnigen Ministers von Stein.

für mein Leben gebracht als mehrere meiner größeren Reisen. Auch werde ich hier von einer ähnlichen Erfahrung reden, die ich auf einigen noch kürzeren Reisen gemacht habe. Die nachstehenden einzelnen Berichte werden dieses bezeugen können.

Meine Reise nach Tirol, Salzburg und nach Verona habe ich, wie ich schon oben auf S. 500 erwähnte, in einem eigenen Büchlein ganz ausführlich beschrieben. Ich kann deshalb mir, wie meinen Lesern, einen weiteren Bericht darüber ersparen. Der unmittelbare Erwerb, den ich auf jener anmuthigen Wanderung machte, ist allerdings ein zumeist äußerlicher, an wissenschaftlich lehrreichen Anschauungen und Erfahrungen gewesen, doch haben sich an die Geschichte dieser kleinen Reise Fäden der Ereignisse angeknüpft, die sich für mein späteres Leben und Wirken in München weiter ausspannen. In Gastein traf ich mit dem Domcapitular Lorenz von Westenrieder zusammen: mit dem Manne, den man, wenn man ihn einmal recht in's Auge gefaßt und gesprochen hatte, niemals wieder vergessen konnte. Er selber, wenn es ihm gerade gegen einen Anderen, dem er begegnete, so ankam, pflegt den Mann in rechter Weise anzusehen und anzusprechen. Ein fester, hochwüchsiger Stamm, an dem sich selbst ein Lahmer in die Höhe richten und festhalten konnte, in dessen Schatten der Siechherzigste sich gestärkt fühlen mußte. Dazu ein rein aus bayerischem Boden aufgegangener und in ihm großgezogener.

Die Schutzgeister oder Genien, welche der Glaube des Alterthumes nicht nur den Quellen, den Flüssen, den Bergen und den Gewächsen des Waldes, sondern auch den einzelnen Menschen, so wie ganzen Völkern beigesellte, sind, einige von geisterhaft unsichtbarer, andere von sichtbarer, leiblicher

Gestalt. Ein solcher Genius seines Landes und seines Volkes, dem er mit Leib und Leben angehörte, ist Lorenz von Westenrieder gewesen. Die Aufgabe seines Wirkens war eine zweifache. Er fühlte sich dazu bestimmt, das naturwüchsige geistige Leben seines Volkes zu wecken und zu veredeln, und als ein wachsamer, wohlgerüsteter Hüter die feindseligen Mächte abzuwehren, welche das Werk seiner Pflege des volksthümlichen Naturtriebes hindern oder durch Einmischung von erkünstelten, schädlichen Elementen verderben konnten. Der merkwürdige Mann ist deshalb von einem Theile der Zeitgenossen, der ihn niemals recht in's Auge gefaßt hatte, als ein solcher beschrieben worden, welcher in seinen früheren Jahren dem „Fortschritte der Bildung günstig, in späterer Zeit demselben hinderlich und feindselig, ja ein Beförderer des Rückschrittes gewesen sei." Es bedarf meines Bemühens nicht, um den Mann, der nun längst schon vor einem Gerichte und Urtheile steht, welches gerechter und wahrhaftiger ist als das der Menschen, seinem ganzen Wesen nach treu zu schildern. Dieses ist von einem mehrjährigen geistesverwandten Amtsgenossen und Freunde des Verstorbenen, von Friedrich v. Roth in der „Lobrede auf Lorenz von Westenrieder" nach einer Weise geschehen, darin der Redner eben so durch den edlen klassisch-vollendeten Ausdruck die Würde seiner Sprache als durch die Kraft des Inhaltes die Würde der Wahrheit, zugleich mit dem Andenken des Mannes, der sein Freund war, geehrt hat*).

Bei unseren Bekanntschaften mit ausgezeichneten Menschen steht die Gunst der Aufnahme, welche der Jüngere und Geringere bei dem Aelteren und höher Gestellten findet,

*) Die Rede findet sich aufgenommen in den vermischten Schriften des J. Fr. v. Roth.

öfters sehr unter dem Einflusse des Augenblickes und seiner äußeren Stimmung. Ich erkenne es dankbar als ein großes besonderes Glück an, daß ich den Lorenz v. Westenrieder, der nicht für jeden ihm begegnenden Fremden gleich zugänglich war, dort im Speisesaale des Straubinger Gasthauses zu Gastein, nicht nur mit seinem ihm treuergebenen Begleiter allein, sondern auch in sehr heiterer, guter Stimmung bei seinem Frühstücke sitzend fand. Der damals 74jährige Greis sah mich bei dem Gruße ernst und forschend an, und nachdem ich Einiges mit seinem jungen Begleiter gesprochen, lud er mich zutraulich ein, mich zu ihnen hinzusetzen. Ich fühlte mich nicht fremd gegen ihn; seine Persönlichkeit erinnerte mich an meinen alten, unvergeßlichen Lehrer, den Abraham Gottlob Werner in Freiberg. Die Aehnlichkeit mag wohl mehr eine innere denn eine äußere gewesen sein, aber vielleicht gab sie den Anlaß dazu, daß unser Gespräch, ich weiß nicht mehr wie? auf Werner und auf seine geologischen Ansichten von dem Entstehen der heißen Quellen kam. — Zu meiner Verwunderung fand ich, daß Westenrieder selbst in diesem Gebiete der Wissenschaft sehr wohlbewandert sei. Er, der Verfasser zweier umfangreichen Schulbücher über die Erdbeschreibung, welche zu ihrer Zeit unter den Werken gleichen Inhaltes eine ehrenwerthe Stelle einnahmen, kannte nicht nur aus den Schriften des klassischen Alterthumes die berühmtesten heilkräftigen oder durch besondere Eigenthümlichkeiten und Kräfte ausgezeichneten Quellen, sondern wußte auch über andere zur Kunde der neueren Zeit gekommene Quellen solcher Art und über ihre örtliche Umgebung guten Bescheid.

Nun, der Anlaß zu diesem Gespräche lag uns hier in Gastein, wo vor unseren Augen jene Geheimnisse der Tiefe sich aufthaten, ganz naturgemäß nahe. Aber der werthe

und grundgelehrte Greis blieb bei den Quellen des Wassers nicht stehen, sondern ging ihrem Laufe nach von den Bergen herab in die Thäler und Ebenen, und zwar in geistiger Weise, indem er nicht zunächst von den Ländern, sondern von ihren Bewohnern redete. Unser Gespräch wurde jetzt Frage und Antwort; der alte Herr, als ob er selber seiner Ansicht nicht recht sicher sei, lockte aus mir unvermerkt ein Urtheil über Ereignisse sowie über Menschen heraus, mit denen ich auf meinem bisherigen Lebenswege bekannt geworden war. Namentlich fragte er mich auch über den alten, guten König Friedrich August von Sachsen, und als ich von diesem, als redlicher Sachse, mit herzlicher Liebe und Ehrfurcht sprach, schien es ihm wohl zu gefallen. Ueberhaupt schienen meine Antworten nach seinem Sinne zu sein, auch da, wo er mich durch sein Ausfragen nach Hamburg und zu den Erinnerungen an Klopstock und Claudius geführt hatte, wobei er mich gelegentlich bemerken ließ, daß er mit der klassischen Literatur der neueren Zeiten sehr wohl bekannt sei. Doch ging hier seine Bekanntschaft vorherrschend mehr in die früheren Jahrzehende zurück als in die damalig unsrigen hinein. Nur da, wo der Verlauf unseres Gespräches an einen Kreuzweg des bürgerlichen Lebens kam, an welchem wohl mancher Wanderer irre wird: an den Kreuzweg des Ehestandes, gingen unsere Ansichten bei dem Einen zur Rechten, bei dem Anderen zur Linken von einander ab. Westenrieder nicht selber, sondern sein jüngerer Begleiter, kam, als meine Frau so eben durch's Zimmer gegangen war, scherzhaft auf das Mißtrauen des alten Herrn gegen das weibliche Geschlecht zu sprechen und auf seine Abneigungen gegen die Unterhaltungen der sogenannt gemischten Gesellschaften. „Der Herr Domcapitular," so sagte der

Begleiter, „auch wenn er dem geistlichen Stande nicht angehört hätte, würde sich niemals und auf keinerlei Weise in das Joch des Ehestandes begeben haben." Westenrieder machte bei diesem Gespräche eine Miene, darin sich ein Mißfallen an solcher Wendung der Rede auszusprechen schien, doch läugnete er nicht, daß er seines Theiles mit dem gekrönten Prediger Salomo einstimmig sei, wenn dieser warne vor gewissen Netzen und Stricken, so wie vor Banden der Hände, in welche Manche so leicht sich gefangen geben. Er meine, wollte aber seine Meinung keinem Anderen aufdringen, „Gott habe das Wesen des Menschen zur Aufrichtigkeit gemacht, sie aber (die Weiber) suchen viel Künste" (Ecclesiast. 7 V. 27—30). Ich nahm mich bei dieser Gelegenheit der Frauen ernstlich, auch gegen den Ausspruch des weisesten der Könige, an, welcher selber nicht in einem aufrichtigen Verhältnisse des Herzens zu irgend einer Seele aus dem von ihm verkannten Geschlechte stehen konnte, sondern nur in einer künstlich unnatürlichen Haltung, welche freilich den Künsten der ausländischen Weiber, die dem Winke seiner Augen dienten, nicht gewachsen war, „denn sie neigeten sein Herz den fremden Göttern nach" (1. Kön. 11). Der alte Herr hörte meine Einwürfe ruhig an, und hätte es, wie er sagte, gern gesehen, wenn ich einige Tage in Gastein geblieben wäre, denn wir hätten, außer der streitigen Stelle im Prediger Salomo, wohl noch manches Andere zu besprechen gefunden. Und dazu fand sich denn auch später, in unerwarteter Weise, die erwünschte Gelegenheit, als ich nach München kam und als Mitglied der Akademie der Wissenschaften Westenrieder's so wie anderer ehrenwerther Männer College wurde. Ich war zu der ersten allgemeinen Sitzung, welcher ich beiwohnte, früher als gewöhnlich gekommen, da fand ich auch Westenrieder

bereits anwesend, der mich sogleich wieder erkannte und eben so zutraulich als bei unserem ersten Zusammentreffen in Gastein mich einlud, zu ihm an einem Nebentische hinzusitzen. Damals, wie bei späterer Gelegenheit, hat er so väterlich treumeinend mit mir gesprochen, daß ich mich mächtig über das äußere und innere Gedränge gehoben fühlte, in das ich zu jener Zeit gerathen war. Fast zwei Jahre habe ich dann noch mit dem seltenen Greise an einem Orte zusammen gelebt, und bin im März 1829 als ein wahrhaft Leidtragender seinem Sarge gefolgt, denn er war einer von den Menschen, die ich noch jetzt in der Erinnerung an mein vergangenes Leben in herzlich dankbarer Liebe mit dem „Vaternamen" nennen möchte.

Auf die streitige Stelle aus dem Prediger Salomo sind wir beide, denn es hat sich auch keine Gelegenheit dazu ergeben, niemals wieder zu reden gekommen. Wohl aber hätte ich in der späteren Zeit unseres Zusammenlebens ihm ein lebendes Zeugniß für die Wahrheit dessen nennen können, was ich dem aus Unkunde irrenden Weiberfeinde über die von Gott ihr gegebene Würde und Bestimmung der weiblichen Natur gesagt hatte. Ein Zeugniß, welches, wenn er es recht in's Auge fassen wollte, den redlichen Mann wohl für immer von seinem Irrewerden geheilt haben würde, das wohl ohnehin bei ihm nicht sehr tief ging.

Die Bekanntschaft mit Westenrieder, die ich auf der erwähnten Reise in Gastein machte, ist ein unmittelbarer Erwerb derselben gewesen. Und zu diesem unmittelbaren Erwerb kamen noch mehrere andere: in Landshut schon die persönliche Bekanntschaft mit dem freundlich zuthätigen, geistig leicht beweglichen Röschlaub, auf dem Wege nach Verona mit den werthen jungen Freunden aus Preußen, deren ich in meinem Wanderbüchlein ausführlicher und in

Liebe gedacht habe, und von denen der eine, Schröner*), mit mir in weiterem Verkehre des Lebens geblieben ist, in München aber die Bekanntschaft meines brüderlichen Freundes: des Professor Schlotthauer. Eines tüchtigen Künstlers, in dessen Gemüth und ganzem Wesen keine Spur von einer einzigen jener „vielen Künste" gefunden wird, welche mein alter Westenrieder, auf die Autorität des hochgefeierten, gekrönten Predigers hin den Weibern im Allgemeinen andichten wollte, sondern nur die lautere, einfältige Wahrheit und Treue, die vor Gott und Menschen recht ist. Ja, du lieber Bruder! wollte Gott, man wäre so brav, wie du.

Außer und nach diesem unmittelbaren Erwerbe hat mir meine damalige Reise nach Salzburg und Tirol auch noch einen sehr ansehnlichen, mittelbaren gebracht, als sie geschrieben und gedruckt war, und ich, als Autor, mit ihr die weitere Reise durch die Welt machte. Zum Theil habe ich hiervon schon oben (S. 501) gesprochen, wo ich es erwähnte, wie sie es war, welche mir die Veranlassung zur persönlichen Bekanntschaft mit dem ehrwürdigen, theuren Joh. Mich. Sailer gab, an die sich noch mehrere eben so liebe Bekanntschaften anknüpften. Aber ein anderer mittelbarer Gewinn, den mir meine kleine Wanderschaft in das südliche Nachbarland brachte, ist mir für die Geschichte meines späteren Lebens von so ganz besonderer Bedeutung gewesen, daß ich seiner schon hier, wo die Erinnerung an die Ereignisse meiner Vergangenheit noch ganz in der Nähe meines alten, redlichen, humoristischen Weiberfeindes, des Lorenz von Westenrieder, verweilt, mit einer Bewegung der Dankbarkeit gedenken muß, welche selbst die Greise beredt

*) Jetzt geh. Justizrath in Berlin.

macht. Man möge mir aber erlauben, daß ich in der Weise meines Erzählens, die sich gern in Sprüngen ergeht, den Faden der Erinnerung von einem Hause bei Salzburg, darin die Mutter eines guten Königs ihrem Neugeborenen den ersten Segen gab, hinüberspinne an die Säulen der längstzerstörten Tempel und Königshallen, zu deren fernabgelegenen Räumen und Herrscherzeiten der hohe Geist eines himmelskundigen Dichters um zwei Jahrhunderte früher den Weg fand, als der kühne Muth einiger erdkundigen Reisenden ihn erforschte.

Es hat mir nicht nur damals, wo der magnetische Zug der Nähe am mächtigsten war, innig leid gethan, daß ich in Damaskus dem Wink, weiter gegen Osten zu den Ruinen von Thadmor-Palmyra zu reisen, nicht folgen konnte, sondern noch jetzt in der Erinnerung schmerzt mich das Gefühl, mit welchem ich beim Scheiden auf der westlichen Anhöhe von Damaskus zurückblickte nach den Gränzen des alten Palmyrenischen Reiches, deren Saum ich auf meinem Wege berührt hatte, ohne ihn zu überschreiten. Mit welchem Entzücken hatte ich schon vor unserer Reise die Beschreibungen des Wunderbaues der alten Palmenstadt bei Wood, Irby und Mangles gelesen und in seinen Umrissen gesehen, zu dessen gründlicher Zerstörung die Gewalt des erzürnten Aurelian, wie die barbarische Wuth der Sarazenen zu kraftlos war. Und wie bedauerte ich uns selber, wenn ich später in die Schattenrisse einer Herrlichkeit hineinblickte, an deren für uns verschlossenen Pforten wir vorüber gekommen waren. Den Eindruck, welchen Balbeck, das wir gesehen, auf die Sinne macht, hat man mit dem verglichen, welchen Homer's Odyssee auf die Seele macht; den von Palmyra mit jenem, welchen die Gesänge der Ilias, in der Fülle einer jugendlich frischen Begeisterung,

in uns hervorrufen. Balbeck steht in seiner Kunstherrlichkeit gleich dem an Alter gereiften Manne da, Palmyra in seiner nie veraltenden Schönheit gleich einer Jungfrau mit allbesiegendem Liebreize; jenes erinnert an Nestor's Grab in dem fruchtbaren messenischen Pylos, dieses an Achilles' Grabmal auf dem verödeten Gefilde.

Wie aber kommt es doch, daß sich die Kunde und der Name von Troja, wie von so manchem unscheinbaren Grabhügel und altem Gemäuer in Osten und Westen in der Erinnerung des dortlebenden Volkes erhalten hat, der Name aber und die Kunde von Palmyra, dessen noch jetzt vorhandener Kunstherrlichkeit nur wenig Anderes auf Erden gleichzustellen ist, sind aus dem Gedächtnisse und aus dem Munde der Bewohner der Umgegend verschwunden? Ein anderer Name wird der gewaltigen Trümmerstadt gegeben: der Name Thadmor: ein Name aus Salomo's Zeit.

Wie aber hat der Faden der Erinnerung von einem anmuthig auf dem Hügel bei Salzburg gelegenen Hause einen Anknüpfepunkt finden können an den schlanken Säulen von Palmyra? Wollte der vergleichende Sinn die Mutter, die in jenem Hause einen guten König gebar, neben die weltberühmte, völkerbesiegende und beherrschende Zenobia hinstellen? Calderon, der himmelskundige Dichter, der diese schöne, tugendreiche, geistig mächtige Herrscherin von Palmyra besang, hätte in jener Mutter nicht den äußeren Glanz gepriesen, in welchem eine Zenobia in der Geschichte des heidnischen Alterthums erscheint, sondern in ihr eine andere, dem Auge der Welt verborgenere Hoheit erkannt, in welcher sie vor einem höheren Auge als das der Welt ist, dasteht. Sie ist nun auch in jenem Reiche des ewigen Friedens, das Calderon gefunden, und ein himmelskundiger Dichter, der in einer Weise von ihr singen

wollte, wie sie während ihres Erdenlebens es nicht geduldet hätte, dürfte nun kühn von der Freiheit des großen gekrönten Predigers Gebrauch machen: „zu loben die Todten, die schon gestorben sind, mehr denn die Lebenden, die noch den Odem haben“ (Eccles. 4 V. 2). Der Schreiber dieses armen Büchleins ist kein Calderon und selbst von der Erlaubniß zum menschlichen Lobe, welche der Prediger gibt, will er mit jener ehrfurchtsvollen Haltung Gebrauch machen, welche in der sichtbaren That eines Menschenlebens, so wie bei einem wohlvollendeten Bauwerke vor Allem des unsichtbaren Meisters gedenkt, der das Werk begründete und hinausführte.

Meinen Landsleuten brauche ich es nicht zu sagen, wer die Bewohnerin des Hauses bei Salzburg war. Sie alle werden noch mit Ehrfurcht und Liebe ihren nachkommenden Geschlechtern von unserer Königin, damaligen Kronprinzessin Therese, erzählen. Ihr hatte ich mein „Wanderbüchlein“ zugesendet, das ja ursprünglich ein Brief gewesen war an die von ihr schwesterlich geliebte, jugendliche Gemahlin ihres Bruders (nach S. 500). Das Büchlein fand gute Aufnahme. Der nachmalige Bibliothekar D. Lichtenthaler, damals Lehrer und Sekretär im Hause des Kronprinzen, ein Mann, welcher den gewichtvollen Schatz einer altklassischen Bildung und Gelehrsamkeit mit heiterem Geiste leicht durch das Leben seiner Gegenwart hindurchtrug, anregbar in gleichem Maaße durch harmlose Scherze und tiefere Gemüthlichkeit als durch philosophischen Scharfsinn, schrieb mir im Auftrage der Kronprinzessin Therese einen huldvollen Brief, der mich so erfreute, daß ich gern nach München geeilt wäre, um, wenn dazu eine schickliche Gelegenheit sich fände, der hohen Geberin solcher Freude meinen Dank zu sagen. Und die Gelegenheit zu diesem Danke

kam mir denn auch etwas später, bei Gelegenheit einer kleineren Reise, die ich von Erlangen nach München machte. Ich deute an, was ich bei dieser Gelegenheit, die sich in späterer Zeit mir oft wiederholte, erkannt und empfunden habe.

Die Worte: „das Leben ein Traum" gelten für und von uns Menschen in sehr verschiedenem Sinne. Ich hebe hier nur die eine Seite dieses Sinnes hervor.

Erscheinen wir uns doch selber, wenn wir unser ganzes Treiben und Thun mit geöffneten Augen betrachten, so wie wir gestern uns zeigten, und wie wir heute waren, ähnlicher den wechselnden Traumbildern, als den wahren, wirklichen Gestalten. Denn was sollen wir als das Feststehende und Bleibende in unserem Wesen benennen? War dieses etwa das Treiben eines wilden Heeres in unserer Brust, dem wir gestern oder ehegestern aus allen Kräften uns hingaben, oder sind das Bleibende an uns die täglichen Sorgen und Mühen beim Tagwerke, abwechselnd mit der Freude am Gewinne der Hände und mit dem gedankenlosen Ausruhen im Schatten der Hütte? Oder wird für uns ein sicheres Beruhen des Geistes in der sabbathlichen Stille des Tempels gefunden? Wäre das wirklich so, wie könnte ein Geschrei oder Getöne auf den Gassen, ein Vergnügen der Sinne nach wenig Stunden die Gefühle verscheuchen, die wir für immer festzuhalten gedachten? Waren das nicht Schwäne, welche, am Morgen gekommen, noch vor Mittag fortzogen? Wo bleibt aber in uns ein fester Grund, auf dem die Schwäne ruhten, und von dem sie verschwanden?

Dennoch gibt es ein Feststehendes, in jenen treuen Seelen, deren Leben nicht im Träumen allein dahin geht, denen es ein Ernst ist um das Wachen. Frage den Araber,

der dort im fernen Osten die Wand seiner Hütte an eine noch stehende Mauer von Zenobia's Königspalast anlehnt, wie die Stadt geheißen, von deren Baalstempel noch einzelne Säulen geblieben, oder die spätere Stadt, auf deren Trümmern ein Abglanz ruht der byzantinischen Baukunst; er weiß dieses nicht. Das Gedächtniß des Palmyrenischen Herrscherreiches scheint dort für immer verschwunden, die Asche von Aurelian's Brande hat der Wind hinweggeführt; Justinian's Macht und Herrlichkeit ward seit Jahrhunderten vergessen. Ein Name jedoch mit den unvergänglichen Kräften, die in seiner Erinnerung leben, hat sich bei den Hütten, die unter den Trümmern stehen, und im Gedächtnisse seiner Bewohner erhalten, das ist der Name Thadmor (2 Chron. 8 V. 4), welcher dieser Wohnstätte als sicheres Erbe aus den Zeiten des alten Bundes zwischen Gott und dem Geschlechte der Menschen geblieben ist. Wohin sind aber dann die Namen, die uralten wie die neuen, von all' den Städten gekommen, welche in der Wüste gegen den Euphrat hin zerstreut standen? Der Reisende sieht und bewundert den Bau der Wasserleitungen, die dem Volke dieser Städte und seinen Gärten den Segen des Stromes zuführten, aber nur noch vereinzelte Trümmer des Baues deuten den Anfang der vormaligen Wasserbahn am Euphrat, das Ende bei den Wohnsitzen eines Volkes, dessen einst mit Ehren bestattetes oder unbestattet an der Sonne bleichendes Gebein der tausendjährige Flugsand der Wüste zugedeckt hat, über welche, ohne davon zu wissen, die Karawanen des Ostens dahin ziehen.

Anders ist es Thadmor ergangen. Die Quellen des reinen, frischen Wassers rinnen da noch in gleicher Fülle aus dem Fuße des Gebirges wie zu Salomo's Zeiten, Thamar, die Palme, grünet und gibt ihre Früchte wie vor

drei Jahrtausenden; Thadmor's Segen und der Friede seiner Natur sind aus diesem Paradiese der Wüste nicht gewichen, das Siegel des alten Bundes in seinem Namen ist ihm ungebrochen geblieben.

Wohl der Menschenseele, welche dieses Bundessiegel unzerbrochen, welche ein Thadmor mit seinem lebendigen Wasser in sich trägt. In ihr ist Etwas, das immer als Dasselbe feststehen bleibt, wenn auch die wechselnden Führungen des Lebens bald zu glänzender Höhe, bald zur verborgenen Tiefe, oder hier durch die Mühen des Taglöhners, der sich nach dem Schatten sehnt, dort durch die Freudenfülle eines Fürstenhofes hindurch gehen. Sie alle sind vergangen wie ein Traum der Nacht, nur Eines ist am Wachen geblieben, dem seine Leuchte niemals verlosch noch unterging. Und dieses Eine ist die Treue im Bunde des Menschenherzens mit Dem, der es geschaffen und von frühe an mit einer Liebe zu sich gezogen hat, welche Liebe geweckt hat. Denn diese Liebe ist das lebendige Wasser, das unversiegbar in der Tiefe sich ansammelt und in zwei mal sieben Quellen, ein verdoppeltes Bersaba, auch in das äußere Leben sich ergießt. Der Apostel nennt uns (1 Cor. 13 V. 4, 8) die einzelnen Strahlen, in denen das innere, verborgene Wasser des Lebens zur äußeren That und Gestalt wird, sie heißen: langmüthig und freundlich, mild und ernst, demüthig und würdevoll ruhig, Reinheit von Selbstsucht und von Erbitterung, Mißfallen an der Lüge, Freude an der Wahrheit, Friedfertigkeit und Vertrauen, Hoffen und Dulden.

Wenn der Beschreiber des inneren Lebens einer Menschenseele jene Mutter, welche dort in dem Hause bei Salzburg einen frommen, künftigen König gebar: die zum Frieden der Ewigkeit hinüber gegangene Königin The-

rese von Bayern, ihrem Wesen nach schildern wollte, er würde die Hauptzüge zu seinem Lebensbilde in der Darstellung des geistigen Versaba finden, welche der Apostel in der vorstehenden Stelle seines Corintherbriefes gibt. Ich habe bei meinem späteren Aufenthalte in München in einer Reihe von mehr denn 20 Jahren das Glück gehabt, öfter in die Nähe dieses Versaba-Thadmor zu kommen. Lautere, sich immer treu bleibende Wahrheit in Wort und Wandel; jungfräuliche Reinheit des Gemüthes; Empfänglichkeit für jeden Strahl des Lichtes, der von oben kommt; eine nur für Andere sorgende Liebe, nicht nur zu Denen, die ihres Hauses waren, sondern zu Allen, die ihr nahten, zu den Hilfsbedürftigen am meisten: wo kämen all' diese Kräfte des Lebens her, als aus dem lebendigen Wasser, das in dem Thadmor des alten, unvergänglichen Bundes quillt? Es war da keine Scheidewand zwischen dem Leben des sichtbaren Diesseits und dem unsichtbaren Jenseits, welche der Tod gewaltsam durchbrechen mußte. Der Weg, obgleich sein weiterer Verlauf dem Auge der anderen Erdenwanderer sich entzog, setzte sich ohne Unterbrechung in der gleichen Richtung nach der Heimath im ewigen Osten fort, die er seit der Zeit der ersten Christenweihe des Lebens eingehalten, denn er war von Jugend an ein gerader, richtiger Weg gewesen. Gedanken an das Ende, Boten der Ewigkeit sind damals, als die Mutter des Landes schied, in ungewöhnlicher Zahl gekommen. Die ernsten Worte des 90. Psalms: „lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden," sind die tägliche Loosung gewesen, mit welcher die noch Lebenden und gesund Gebliebenen am Morgen erwachten und am Abende sich zur Ruhe legten. Denn die Cholera: die Seuche, die im Finstern schleichet, und die im Mittag verderbet, hatte Tausende in unserer

Stadt dahin genommen; Tausende der Lebenden, im Trauergewande, aßen ihr Brod in den Häusern, beteten ihr Gebet in den Kirchen unter Thränen; der Gräber wurden so viele, daß die allein zurückgebliebene Tochter, wenn sie darnach suchen ging, kaum dort das Grab des Vaters, hier das der Mutter auffinden konnte; die Todtengräber wußten heute, wenn eine Wittwe sie darnach fragte, nicht mehr, wohin man gestern den Trost ihres Lebens, den Versorger ihres Hauses getragen. Und wer, wie die Mutter des Landes, auch nicht in der Stadt war, dem kam an jedem Morgen das Leid um einen nahe bekannten Verstorbenen, die Sorge um einen Erkrankten nach. Sie aber mit dem Thadmor und seinem lebendigen Wasser im Inneren blieb in seltener Gelassenheit und Stille. Sie hatte den Spruch „lehre uns bedenken" in seinem tiefsten Ernste, zugleich aber auch mit all' den Tröstungen, die ihn begleiten, schon oft zu Herzen gefaßt, am lebendigsten aber in der letztvergangenen Zeit. Denn nur ein Jahr vorher war der jüngste ihrer Brüder, Herzog Eduard von Sachsen Altenburg, der bei uns in München wohnte, dessen Umgang ihre tägliche Freude war, ihr vorausgegangen in das Leben der Ewigkeit, für welches sein frommes, liebendes Herz schon in den Tagen seines Fleisches ausgeboren war. Erst vor wenig Monaten hatte nun auch der Herzog Gustav von Altenburg das Tagwerk der Mühen auf Erden vollendet, jener Bruder unserer Königin Therese, der, ihrem Alter am nächsten stehend, der geliebteste Genosse ihrer Kindheit, so wie unter all' ihren Geschwistern der vertrauteste, nächste Freund ihres Lebens bis an sein Ende gewesen. Beide waren freudig und getrost im Bekenntnisse ihres Glaubens, im Festhalten an dem Troste seiner Verheißungen dahin geschieden. Sie hatten ein Erb=

theil ihres freudigen Muthes dem Herzen der Schwester hinterlassen; was sie oft gesungen: „Soll's zum Sterben gehn, wollst du bei mir stehn," das hat sich, als die siebente der Trübsale sich nahte, an ihr bewährt.

War es doch, als sollte und wollte die an aller Noth der Kinder ihres Landes treulich, innig theilnehmende Mutter mit diesen das Loos des Todes, das so eben Tausende getroffen, Tausende betrübt hatte, theilen. Sie starb bei ihrer Wiederkehr in die Stadt, die ihre Heimath geworden, an derselben Cholera-Seuche, welche den Tod, für viele Seelen der Lebenden, mehr denn in all' seinen anderen Gestalten zu einem König der Schrecken gemacht hatte. An dem Sterbebette aber unserer Königin Therese hat er diese seine Schrecknisse verloren. Draußen im Freien, in Wald und Feld tobte an dem Tage ihres Scheidens ein ungewöhnlich heftiger Sturm, auf ihr und in ihr war es so still, als ob ihr Angesicht wie ihr Herz jenes sanfte, stille Säuseln fühlten, in welchem der Herr war (1 Kön. 19 V. 12). Ihre letzten Worte waren ein Bekenntniß des Glaubens an Den, welcher durch seinen Tod die Schrecken des Todes besiegt hat, dann Ausdrücke und Segnungen jener treuen, sich selbst vergessenden und ganz dahingebenden Liebe zu den Ihrigen, von deren Geist und Herzen sie ungeschieden geblieben ist. Palmyra mit seiner irdischen Herrlichkeit ist vergangen; Thadmor ist geblieben und bleibet in Ewigkeit.

In ihrer äußeren Erscheinung ist unsere Königin Therese mit einer Anmuth begabt gewesen, die mit solcher Demuth und Würde vereint nur selten bei den Gepriesensten ihres Geschlechtes gefunden wird. Ein Ebenbild dieses äußeren Tempelbaues der Leiblichkeit steht noch jetzt auf Erden: das ist die Tochter der Geschiedenen, welche fern von uns da wohnt, wo die Secchia und der Panaro ihre Wasser

vermischen, ehe sie mit dem Po in's Meer gehen. Und es ist nicht die äußere Gestalt allein, es ist auch diese innere Weihe des Gemüthes, welche die unvergeßliche Mutter der Tochter hinterlassen; diese ist eine wahrhafte Erbin des Thadmor und seiner lebendigen Wasser geworden, welches in unvergänglicher Fülle seiner Segnungen fortbesteht und bleibt, wenn die Augenlust von Zenobia's Bau schon längst dahin ist.

Zu solchen Kindern, welche zum Segen und zur Freude für sie und für Tausende aus dem eigenen Hause der guten Königin Therese hervorgingen, sind ihr auch noch andere von außenher geboren worden, wie der Thau aus der Morgenröthe (Ps. 110, 3). Wohl dem Kinde in dem Hause und am Herzen einer solchen Mutter. Wohl demselben noch viel mehr, wenn ihm wie der Mutter das selige Glück noch einer anderen, höheren Kindheit beschieden ist, die nie veraltet, und welcher ein Reich zum Erbe verheißen ist, herrlicher, denn alle Reiche der Erde. Phanuel's Tochter, vom Stamme Asser, die Wittwe bei 84 Jahren, ist bis an ihr Ende ein solches seliges Kind geblieben, nicht im Hause der sterblichen Mutter, sondern im Hause ihres Gottes, von welchem sie nimmer kam, bei Tag und Nacht (Luc. 2 V. 36, 37). Und ein solches innerliches Verbleiben an der Ruhestätte und im Vaterhause des Geistes kann bestehen, wenn auch der äußere Mensch auf dem Wege seiner Tage mitten durch das Gedränge der Gassen der Welt geführt wird.

Welchen Erwerb mir meine Reise nach Salzburg und Tirol unmittelbar so wie mittelbar in München für mein späteres Leben brachte, das habe ich im Vorhergehenden berichtet. Von einem besonders bedeutenden Einflusse auf die Geschichte meiner späteren Jahre ist aber eine andere

kleine Reise gewesen, deren Ziel zunächst nur München war. Ich machte diese Reise in Gesellschaft meines Freundes Pfaff. Die damals gewöhnliche Langsamkeit der Fahrt durch die sandigen Strecken der noch im Bau begriffenen Straßen that dem Vergnügen an der Lustfahrt keinen Abbruch, sondern erhöhte vielmehr dasselbe so sehr, daß ich noch jetzt manche große Reise mit Dampfeseile, sammt all' ihren Ergötzlichkeiten, ginge sie auch über Paris nach Madrid oder Lissabon, nicht dagegen eintauschen würde. Denn wir fühlten, einer mit dem anderen allein, so recht, was wir an einander hatten, und das war viel.

In München suchte ich sogleich meinen alten, lieben Freund Ringseis auf, den ich als glücklich neuvermählten Ehemann in Lust und Freuden fand, dann gingen wir beide zu dem theuren Minister von Lerchenfeld. Er, der Unveränderliche in Gesinnung und Grund des Herzens, war noch ganz so unser Freund, wie er es in Nürnberg gewesen, und ist ja dieses auch treulich, bis an sein Ende geblieben. Sein häusliches Leben an der Seite einer Gemahlin, die ihm gleichwie aus seinem eigenen Wesen heraus und in dasselbe hineingeschaffen und gebildet war, so wie in der Freude an seinen kräftig wie lieblich gedeihenden Kindern hatte die gemüthlich wohlthuende Stimmung behalten, welche ihr die natürliche war.

Der edle Lerchenfeld und mit ihm Ringseis suchten uns den diesmaligen Aufenthalt in München so lehr- und genußreich zu machen, als nur möglich. Namentlich bei Lerchenfeld fanden wir mehrere der bedeutendsten Männer des damaligen Münchens, durch deren Gesellschaft der gastfreundliche Hausherr uns Freude machen wollte. Unter ihnen einige ältere Bekannte, so wie noch jetzt Lebende, von denen ich nachher reden will, zugleich aber auch Solche,

die längst hinüber sind. So mein Tischnachbar am ersten Mittage in Lerchenfeld's Hause, der ehrwürdige Fr. de Paula von Schrank, der mit Recht vielbewunderte Gelehrte, welcher vertraut und bekannt, wie ein Kind im Hause seiner Mutter, im großen göttlichen Haushalte der Natur lebte und im Verkehr mit dieser glücklich war. Noch jetzt bezeugen es seine Schriften, daß dieser seltene Mann mit eigenen, hellblickenden Augen das gesehen und erforscht hat, was er beschrieb. Sein junger, geistreicher, im weitesten Kreise der Weltanschauungen gebildeter Gehülfe: Martius, der mir bereits seit früherer Zeit ein ehrenwerther, lieber Bekannter war, führte uns gleich an einem der ersten Tage unseres Aufenthaltes in München in den botanischen Garten, der schon an sich selber, auch ohne den Reichthum seiner Gewächshäuser, ein seltenes Meisterwerk nicht nur des mühselig anhaltenden Fleißes, sondern der nach ihrem Maaße schöpferischen Kunst der Menschenhand war. Denn nur durch einen außerordentlichen Aufwand von Mitteln und Kräften war es möglich gewesen, hier auf einem höckerig steinreichen Boden, auf dessen niederem Graswuchs nur etwa die vorüber getriebenen Gänseheerden einiges Futter fanden, einen Lustgarten und Lusthayn der Pflanzenwelt zu begründen. Und das Gewächshaus, ausgestattet durch den Erwerb, den Martius auf seiner Reise nach Brasilien gemacht hatte, namentlich durch die damals noch jugendliche Zucht seiner Palmen, gewährte mir eine Belustigung der Augen, die an der Hand eines solchen kundigen Führers, wie Martius es war, zur Erhebung des Geistes wurde.

Aber noch eine andere Freude und Lust der äußeren Sinne wie des Gemüthes wurde uns durch Lerchenfeld's gütige Vorsorge, wenn ich nicht irre, an dem Abende des-

selben Tages bereitet. Ein großes Fest bei Hofe wurde zuletzt noch durch einen Ball beschlossen, und wir beide, Pfaff und ich, durften von obenher als stille Zuschauer, was längst unser Wunsch gewesen, die ganze königliche Familie sehen. Ich konnte lange Zeit kein Auge verwenden von dem geliebten König Maximilian Joseph. Wenn ich selbst als ein ganz Fremder hieher gekommen wäre, der noch niemals auch nur ein Portrait von diesem guten Herrn gesehen hätte, so meine ich dennoch, ich würde nicht allein hier im Glanze des Hofes, sondern auch anderwärts, wo er mir in alltäglichem Gewande unter seinem Volke begegnet wäre, in ihm den König erkannt haben. Eine von der Natur reich und majestätisch ausgestattete Persönlichkeit, auf seinem Angesichte der Abglanz einer von Gott gegebenen königlichen Würde und der Ausdruck einer väterlich wohlwollenden Milde; einer Herrschaft durch Kraft des Willens und der Liebe. Wer so, wie mein Freund und ich, den König Maximilian Joseph als einen Vater des Landes von Herzen liebte, dem mußte es eine ganz besondere Lust des Herzens sein, ihn hier als einen Vater seines Hauses, in seiner Familie zu sehen. Die edle, geistvolle Königin Karoline war wohl eine hochbeglückte, hochgesegnete Gemahlin und Mutter, und lebt noch jetzt als eine Gesegnete in dem Andenken Derer, die sie kannten, fort. Sie war es werth, die Lebensgenossin eines solchen Königs und die Mutter solcher Kinder zu sein, und erkannte dieses als eine Gabe aus Gottes Hand. Im Wohlthun ist sie eine geübte Meisterin gewesen. Den beiden Söhnen: Ludwig und Karl war das Siegel noch einer anderen Hoheit aufgeprägt, als die ist, welche der Rang der Geburt gibt: einer Hoheit des Geistes und Herzens, welche nicht von der Abkunft des Fleisches ist. Und

die Prinzessinnen, damals in der lieblichsten Blüthe des jungfräulichen Alters, bildeten ein Schwesternchor, das man nach seinem äußeren so wie inneren Wesen, in seiner gegenwärtigen Stellung so wie nach seiner zukünftigen Entwickelung und Bestimmung ein unvergleichliches nennen konnte. Man durfte bei dem Anblicke dieses hochbeglückten Schwesternchores wohl an den Schmuck Carmel und Saron und an die Worte im Liede der Lieder denken: ich bin eine Blume zu Saron; ein Wort, darin mehr denn eine Bedeutung liegt. So hätte, nach all' ihren Gliedern und in ihrem Vereine, zum Glücke der Liebe die königliche Familie ein köstliches Vorbild und Muster für alle Familien des Landes sein können.

Wir beide, mein Freund und ich, als wir aus der kerzenhellen Königshalle auf unser Zimmer kamen, sprachen noch lange von Dem, was wir so eben gesehen, und am anderen Mittage, in Lerchenfeld's treugesinntem Familienkreise wurde der äußere Eindruck, den wir gestern als fernstehende Zuschauer empfangen, noch mehr zu einem innerlich feststehenden und tief wurzelnden. Denn was man uns da von dem geliebten Königshause erzählte, das ging uns mehr und wohlthuender zu Herzen, als alle schöne Gedichte von Arthur's Hofhaltung und dem Heldenruhme seiner Tafelrunde.

Einen großen Genuß hatte mir der Besuch des Münchner Gewächsgartens gewährt. Der Geist, welchem die Lust und der Trieb zum Wandern durch das weite Gebiet der Räume und Zeiten tief eingeboren sind, kann sich da nicht nur aus dem lieben Heimathlande, dessen natürlicher Himmel so oft durch die Thränen des Regens und durch kalte Nebel getrübt ist, in die Palmenzone eines beständigen Sommers, sondern in alle Zonen der Erde versetzen, auf

deren Höhen und in deren dem Forschen zugänglichen Tiefen das Licht der Sonne, sowie die dem Lichte verwandten Naturkräfte ein aufkeimendes und blühendes Leben wecken. Alljährlich erneut sich, wo es anders einem Wechsel unterliegt, das grüne Gewand des Bodens und jede Stunde bringt ihre Blüthen und Früchte. Wenn aber schon dieser Flug durch die Länder und Zonen der Erde von Nord nach Süden, Ost nach Westen reich an Freuden genannt werden kann, so ist dies noch vielmehr ein anderer, höherer Flug des denkenden Geistes, auf welchem dieser durch die Regionen einer Welt geführt wird, welche nicht nur mittelbar, durch den sterblichen Leib seine Wohnstätte, sondern selber von geistiger Natur, sein eigentliches Vaterland ist. Die Münchner Glyptothek, in ihrer Art und Bedeutung einzig, ist ein solcher Lustgarten nicht allein der äußeren Sinne, sondern des Geistes, welcher hier aus dem Fremdlingslande seiner irdischen Räume und ihrer ohne Aufhören wechselnden Zeiten in den Vorhof seiner bleibenden Heimath hineintritt, von deren Höhen, gleich einem erfrischenden Winde von Osten, ein Lebenshauch der Ewigkeit ihn anweht. Da sind Blüthen aus anderem Grunde erwachsen, als jener ist, den der Mensch im Schweiße seines Angesichtes anbaut; hervorgegangen aus Keimen, die aus dem Dunkel des vergänglichen Wesens nach einem anderen Lichte sich empordrängen, als das der Sonne ist; nach einem Lichte, dessen Vorübergang an der Geschichte unseres Geschlechtes nicht nach einzelnen Umläufen des Mondes und der Erde um die Sonne, sondern nach anderen Aeonen abgemessen ist, als unsere Olympiaden oder Jahrhunderte es sind.

Als ich auf der kleinen Reise, von deren Erwerb ich so eben berichte, die Münchner Glyptothek besuchte, da

legte so eben die bildende Kunst an die Ausschmückung seiner inneren Räume ihre letzte Hand an. Schlotthauer und Zimmermann waren damit beschäftigt, den geistig gewaltigen Gestalten, welche Cornelius in Shakespeare's freudiger Kraft hervorgerufen, das Außengewand der Farben zu geben. Schon damals war der erste Eindruck, den das Eingehen in diese Schatzkammer der Künste, unvergleichbar höher an Werth, als die altberühmte des Krösus, auf mich machte, ein mächtiger; er ist dieses noch mehr geworden bei jedem meiner oft wiederholten Besuche des gedankenvollsten Lustgartens der Künste.

Ich habe in späterer Zeit, auf meinen Reisen noch manche Schatzkammern der alten Kunst gesehen, unter ihnen die mit Recht hochgepriesenste, reiche Antikensammlung des Vatikan. Bei Schätzen solcher Art, die allerdings unvergleichbar viel höher zu achten sind, als die von Gold und Silber, beruht dennoch wie bei diesen der Werth nicht allein auf der Menge und künstlerischen Berühmtheit ihrer einzelnen Stücke. Allerdings betrachten wir mit Staunen die unübersehliche Masse der Barren des Goldes, die im Schatzhause der Londoner Bank aufgehäuft liegen und die Edelsteine, die in einer Sammlung von Juwelen sich finden, dennoch wird ein Kunstwerk, das ein Meister in solcher Arbeit aus einem oder etlichen Goldklumpen gefertigt und mit einer Auswahl von Juwelen, harmonisch an Glanz und Farbe, verziert hat, nicht minder unsere Bewunderung erregen als die Kisten voll Australischen Goldes oder ein Haufen des edlen Gesteines aus Brasilien und Ostindien. Ist es doch, als hätte der Künstler durch sein sinnvolles Werk uns erst die ganze natürliche Herrlichkeit zeigen wollen, die dem edlen Metall oder dem Smaragd und Rubin ihren anziehenden Reiz für das Men-

schenauge gibt. Mit einem solchen Kunstwerke ist die Münchner Glyptothek zu vergleichen, welche ihren unvergleichbar hohen Werth für eine tiefer gründende Betrachtung der alten Kunst zunächst aus dem großen Gedanken der inneren Zusammenordnung ihrer Theile empfängt.

Die Aufgabe dieser Kunst war zuletzt eine andere ungleich höhere als die Belustigung der Sinne. Das bezeugt sie, wo sie neben den Liebreiz der Lust den Schatten der Gräber hinstellt oder mitten in den Spielen des Lebens an den Ernst des Endes erinnert. Sie bezeugt es, wenn sie überall auf die Wohnstätte des sterblichen Leibes eine Welt des Geistigen, ein Reich der Unsterblichen hineinblicken läßt, die dem geöffneten Auge als Göttergestalten der Haine, der Quellen, der Altäre und Tempel erscheinen. Selbst auf die Urnen der Todten fällt noch ein schreckender oder tröstender Strahl aus dem Reiche jener Lichtgestalten herab, der wie das Morgengrauen eines Tages der Ewigkeit das Dunkel der Gräber durchdringt.

Ja, auch der Geist der alten Kunst ist vom Geschlechte jenes festen Hoffens gewesen, das in der sterblichen Brust des Menschen für ein Sein der Ewigkeit gemacht ist. Ein Ahnden, daß dieses so sei, ergreift wohl Jeden, der mit empfänglichem Sinn in die Räume der Münchner Glyptothek hineintritt. Es ist hier Alles von Bedeutung; das sinnlich Frivole und Gemeine hat in ihrem wohlgeschlossenen Kreise keinen Zugang gefunden; ein Adel des Geistigen vermählt sich mit der leiblichen Natur. Zu den Götter- und Heldengestalten gesellt sich die Götterlehre der Tempel und die Sage von den im Rathe der Götter beschlossenen Kämpfen und Siegen der Helden in den Gemälden der Festsäle und in der Vorhalle des hochsinnigen Gebäudes. Wie die Worte des Liedes, welche die Töne des

Saitenspieles und die Stimme des Chorgesanges begleiten, sind diese gedankenreichen Werke der lebenden Hand denen der alten Kunst beigesellt *). Die Tafeln der hieroglyphischen Inschriften der alten Aegypter reden von den Thaten und der Geschichte einzelner das Volk des Nilthales beherrschenden Menschen. Was jene Tafeln im Kleinen sind, das sind die Hallen der Glyptothek im Großen. In ihnen zeugen die Meisterwerke der alten Tempel und die Sinnbilder ihrer Lehren von den Thaten wie von der in diesen Thaten kund gewordenen Geschichte eines Geistes, der nicht einem einzelnen Volke, sondern dem ganzen Geschlechte der Menschen zum Herrscher und Führer gegeben ist, wie durch die Zeiten des Sehnens nach dem Lichte, so zu denen des Wandelns im Lichte. Schon in dem Bau und in der Anordnung der Kunstwerke der Glyptothek hat sich jener ernste, große Grundgedanke kund gegeben, der in dem benachbarten Bau der Basilika zu seiner vollendeten Ausführung kam. —

Im Hause und im Familienkreise meines lieben Freundes Ringseis, von welchem ich später noch Manches sagen werde, ist es mir immer sehr wohl ergangen. Schon damals war dieses Haus der anziehende Mittelpunkt für solche Leute, die sich mit Geist und Gemüth zur Rechten, nicht zur Linken hielten und welche mit jenen beiden Hauptgaben des inneren Lebens in besonders reichem

*) Den Eindruck, welchen die Betrachtung der Glyptothek auf mich machte, habe ich nach dem Maaße meines Vermögens in einem meiner späteren Werke: die Geschichte der Seele zu beschreiben gesucht (4. Aufl. §. 65 mit der Ueberschrift die Kunst S. 729 - 747). Auch besonders gedruckt unter dem Titel: die Alter der Kunst.

Maaße ausgestattet waren. Und nicht blos aus München und aus Bayern allein versammelten sich da der geistige Adel von treuem, ächtem Blute, sondern aus allen Gegenden von Deutschland, so wie aus manchem anderen Lande fanden sich besuchende Gäste bei Ringseis zusammen, denen es hier, wenn sie von geistig gesunder Brust waren, gleich wie beim Athmen einer frischen, erquicklichen Alpenluft, warm und wohl zu Muthe wurde. Denn Ringseis, der feurige Kämpfer für die Ehre seines Vaterlandes und für die Wahrheit seiner Kirche, meint es mit Allen treu und gut, welche die Wahrheit lieben und auf die rechte Ehre halten, die vor Gott und Menschen gilt. Auch ist er in geistiger wie leiblicher Hinsicht ein so reicher, freigebiger Hauswirth, daß er schon durch diese Eigenschaft die Gäste an sich zieht, welche an beiderlei Bewirthung ein Wohlgefallen haben. Denn er ist, so wie ich ihn kenne, nicht nur weitaus der gründlich gelehrteste, belesenste, vielseitigst unterrichtete Arzt, dessen forschender Geist durch alle Schulen seiner Kunst von Hippokrates' Zeit bis zur Gegenwart gegangen ist, sondern er hat mit demselben Eifer und eindringenden Verständnisse auch die ältesten wie neuesten Schulen der Weisheit besucht, darin ein Same der Wahrheit ist. Er selber, ein vertrauter Freund der Natur wie der Kunst, war in Rom wie in München in vertrautem Verkehr mit jenen größten Meistern der Kunst getreten, denen es mit der rechten Anwendung ihres Berufes ein Ernst ist; Cornelius war ihm von der ersten Bekanntschaft an ein brüderlich verbundener Freund geworden. — So sah es in dem Hause so wie in und mit dem Wesen des Mannes aus, bei welchem ich den Abend nach meinem ersten Besuche in der Glyptothek zubrachte. Ich fand da eine Gesellschaft solcher Art, wie ich

sie vorhin beschrieben. So seelenvergnügt, so lebendig hatte ich nur wenige Abendunterhaltungen gefunden, als die damalige war. Ringseis in seiner heitersten Laune riß Alle mit sich in die gleiche Stimmung fort. Schlotthauer sang zu seiner Guitarre seine lieblichen Alpenlieder: der Bildhauer Eberhard, damals erst vor Kurzem aus Italien gekommen, sang Lieder von eigener Komposition, in die wir Anderen einstimmten. Mit dem Gesange und den Gesprächen im besten Humor wechselten lehrreiche und ernste. Ringseis hatte als Arzt den Kronprinzen Ludwig auf seinen Reisen durch Italien und nach Sicilien begleitet; mit gleicher Lust und Freude sprach er, und hörten wir ihn sprechen von den Herrlichkeiten der Natur und der Kunst, welche er da gesehen, als von dem eröffneten, tiefen Sinn des geliebten jungen Fürsten, an dessen Seite ihm dieser Genuß geworden, und von dem großen Berufe dieses seltenen Herrn für seine Zeit und Zukunft. Auch von meinem geliebten Johann Michael Sailer war viel die Rede. Ringseis war während seiner langen, glücklichen Studienzeit in Landshut ein beliebter Hausfreund des ehrwürdigen Mannes gewesen. Von Galura, dessen Leben, von Sailer beschrieben, ich kurz vorher gelesen, wurde mit Ehrerbietung gesprochen. Die Kraft der geistigen Weihe, welche jener treue Lehrer dem Kronprinzen Ludwig gegeben, ist bei diesem eine bleibende Mitgabe für Zeit und Ewigkeit geworden.

Spät am Abende begleitete mich der Bildhauer Eberhard nach meiner Wohnung im Gasthause. Er könne mir, so sagte er, zu Dem, was ich heute von dem Kronprinzen Ludwig und von seinem Lehrer Galura gehört habe, auch noch etwas von Beiden erzählen, das mich freuen werde. Er, Eberhard, habe als wenig beachteter Künstler in ziem-

licher Zurückgezogenheit seinen spärlichen Haushalt in München geführt. Da sei eines Tages Galura mit dem jungen Kronprinzen Ludwig in seine Werkstätte eingetreten. Es sei in dieser im Grunde nur wenig zu sehen gewesen, aber Galura habe den frommen Sinn gerühmt, der in seinen Arbeiten sich ausgesprochen und der junge Prinz habe diesen Sinn erkannt und sich lebhaft daran gefreut. Der Prinz habe ihn gefragt, ob er schon in Italien gewesen sei, in der großen Weltschule für alle Künstler? Er habe darauf geantwortet, daß es wohl schon längst sein großes Verlangen sei, dahin zu kommen, aber dazu fehlten ihm die Mittel, denn seine Arbeiten für die Kirchen brächten außer dem großen Gotteslohn nur kleinen äußeren Gewinn, und zum Leben brauche man ja auch immer Etwas. Der Prinz habe darauf gesagt: nun vielleicht läßt sich da Rath schaffen und wenig Tage nachher sei ihm durch die Fürsprache desselben ein Reisestipendium zugesichert worden, welches ihm einen längeren Aufenthalt in Italien möglich machte. „So ist es," fügte er in seiner treuherzigen Weise hinzu, „schon damals die Art unseres Kronprinzen Ludwig gewesen, wo er fast noch ein Knabe war, und so ist sie es auch geblieben. Er hat so recht seine Freude daran, wenn die Kunst zur Ehre Gottes gereicht. In Rom haben wir Künstler diesen Herrn erst recht genau kennen gelernt, denn er hat da, ich möchte wohl sagen, mit uns gelebt wie mit seines Gleichen. Im Grunde genommen kann ihn aber auch bei uns jedes Kind so kennen lernen. Denn er lebt mit seinem Volke selber wie ein rechtes Landeskind und es geht ihm doch kein anderes Land über sein liebes Bayern. Hat's auch Ursach', denn so sind wohl wenig Herrn in ihrem Lande geliebt wie er."

Ich hätte nicht gedacht, daß mir schon diesmal die

Freude werden sollte, den Kronprinzen Ludwig persönlich kennen zu lernen. Ringseis, der Arzt, hatte demselben gesagt, daß ich in München sei, hatte gefragt, ob er mich Seiner Königlichen Hoheit vorstellen dürfe und dieser Wunsch wurde freundlich und huldvoll gewährt. Als mein Freund mir dieses ansagte, wollte freilich zuerst meine alte, angeborene Schüchternheit sich regen und ich hätte, wie man zu sagen pflegt, etwas darum gegeben, wenn die schwere Aufgabe, vor einem so vornehmen und von mir hochverehrten Herrn zu erscheinen, schon gelöst und ich wieder von München fort gewesen wäre. Die kindische Scheu aber meiner Natur wurde von einem Zuge der kindlichen Verehrung und Liebe überwunden, der schon längst in meinem Herzen tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Denn bereits während unseres Zusammenseins in Nürnberg hatte Lerchenfeld mich oft im Geiste bei dem Kronprinzen Ludwig eingeführt, welchem er mit warmer, treuer Liebe zugethan war und dessen hohen Beruf zu einem großen Werke seiner Zeit er vor vielen Anderen mit klarem Blicke erkannte. Und ich erlaube mir hier eine Aeußerung zu erwähnen, welche Lerchenfeld, namentlich in jener Zeit, darin ich in Nürnberg mancherlei Anfeindungen zu bestehen hatte (nach Th. II S. 327 ff.) mehr denn einmal gegen mich gethan hat. Sie mag hier als ein Beweis stehen für die Menschenkenntniß und die darauf gegründete Voraussicht von der Tauglichkeit eines Anderen zu der oder jener Stellung, welche ich bei mehreren Gelegenheiten an jenem werthen Manne bemerkt habe. Er sagte zu mir: „Ich wünschte, Sie würden mit dem Kronprinzen Ludwig bekannt. Dieser würde gar bald etwas Anderes in Ihnen erkennen und finden als hier in Nürnberg Paulus und Seinesgleichen an Ihnen zu haben meinen. Ich wünschte, Sie würden

ein Lehrer bei des Kronprinzen Kindern." Seltsam genug erscheinen mir diese, für meine Erinnerung wohl aufbewahrten Worte des geistreichen Staatsmannes. Auf meinen vieljährigen Umwegen zu der letzten Station meines Lebens in München, durch die späteren Jahre in Nürnberg, durch Mecklenburg und Erlangen hätte ich mir auch im Traume nicht einfallen lassen, daß Lerchenfeld's Wunsch für mich noch einmal in Erfüllung gehen könnte. Und doch ist es so gekommen, und der Anfang dazu war die Audienz bei dem Kronprinzen Ludwig, von welcher ich hier zunächst zu reden habe.

Zeit und Stunde zu unserem Empfange waren uns bestimmt; wir hielten sie genau ein und wurden sogleich angemeldet und vorgelassen. Wir konnten wohl bemerken, daß der Herr noch so eben mit Schreiben beschäftigt gewesen war, und die Bücher auf einem Nebentische ließen die ernste geistige Gesellschaft errathen, in welcher er so eben sich befunden. Dennoch ließ sein geistiges Nahesein eben so wenig auf sich warten, als sein leibliches; er trat zu uns hin und blickte mich mit seinen klaren, ruhigen Augen so zutraulich an, als ob er mich längst schon gekannt hätte. In diesem Blicke, so wie gleich in den ersten Worten der Anrede lag eine Kraft, die sich mittheilte; meine Schüchternheit war mir vergangen und auch ich fühlte ein Zutrauen zu diesem lieben, gütigen Herrn, in welchem sich mir Herz und Mund recht freudig aufthaten. Der Kronprinz, mit den literarischen Erscheinungen seiner Zeit wohl bekannt, hatte auch von meinen Schriften wohlwollende Kunde genommen. Er wußte aber nicht allein von diesen, sondern war auch über meine frühere so wie jetzige amtliche Stellung in Bayern sehr wohl unterrichtet. Er sprach mit Vorliebe von der ehrenwerthen, alten Stadt Nürnberg

und von Dem, was in ihr vormals für Wissenschaft und Kunst Rühmliches geschehen sei. Es solle für beide noch mehr in Bayern geschehen, sagte er, und ich hätte wohlgethan, nach Bayern zurückzukehren. Hierauf fragte er mich über Das, was ich in München gesehen, und ich äußerte mich darüber mit Freuden. Zuletzt nahm das Gespräch eine Wendung auf den damaligen Zustand der Universitäten und zu dem in ihnen herrschenden Geiste. Dieser solle, so ungefähr sprach der Kronprinz sich aus, so weit als möglich bei den Lehrenden wie bei den Lernenden weniger durch äußere Strenge als durch die innere Zucht der Furcht vor Gott, der Achtung vor Ordnung und Recht in gebührlichen Schranken gehalten und durch eine höhere Bildung der Sitten so wie des Geschmackes veredelt werden. Der liebe, gütige Herr schloß sein vertrauensvolles Gespräch mit mir durch die Mittheilung, daß, wenn er einst den Thron als König besteigen werde, es seine Absicht sei, die Universität Landshut nach München zu versetzen und dann gedenke er mich als Lehrer dahin zu berufen. —

Der Eindruck, den dieses erste persönliche Bekanntwerden mit meinem hochtheueren König Ludwig auf mich machte, ist mir bis auf diese Stunde in besonderer Lebendigkeit zurückgeblieben. Mir war es, als wäre ich nicht allein bei Ihm, sondern Er bei mir gewesen; so durch und durch bis in's Innerste hinein, daß ich mich in seiner Kraft mehr noch als in der eigenen bewegt fühlte. Er hatte mich, hatte mein Wollen und Begehren sich zu eigen gemacht und ich fühlte mich dabei in recht wohlthuender Weise erhoben und bekräftigt, denn ich mußte es erkennen, daß sein eigenes Wollen und Begehren für das, was unserer Zeit noth thäte und für das Wohl seines Volkes

von solcher Art sei, daß man gern die Kräfte des Lebens daran wenden könne.

Im vertraulichen Gespräche mit Lerchenfeld, der mich sehr theilnehmend darum befragte, erzählte ich diesem Viel von Dem, wovon mein Herz voll war: von meinem huldvollen Empfange bei dem Kronprinzen. Als ich meine Bewunderung äußerte über die wissenschaftliche Thätigkeit, darin ich den Herrn gefunden, fügte Lerchenfeld, in seiner genau unterscheidenden Weise hinzu: „Unser Kronprinz ist nicht blos thätig, sondern selbstthätig. Was er in seinem rastlosen Fleiße anfaßt, das ergreift er nicht allein in hinnehmender, sondern in selbst bewegender und weiter fördernder Weise. Er hat sich gewöhnt, mit der That zu denken." Als ich von dem Gefühle redete, das mich bei dem Gespräche mit dem Kronprinzen anwandelte und bei welchem mir es war, als ob er mich recht gründlich durchschauete und kennte, sagte Lerchenfeld: „Dieser Herr hat sich durch die Geschichte der alten wie der neuen Zeiten, darin er wie selten ein Anderer zu Hause ist, ein merkwürdiges Urtheil über seine eigene Zeit und über die Menschen, im Einzelnen wie im Ganzen, erworben. Er weiß die Menschen öfters auf den ersten Blick in treffender Weise zu beurtheilen und kann sich deshalb wohl an dieses sein eigenes Urtheil festhalten."

Ich sah noch mehrmals den theuren Fr. v. Roth, welcher damals so eben damit beschäftigt war, das Haus, das er sich hatte erbauen lassen, innerlich auszustatten und für den nahen Einzug einzurichten, — das Haus, welches mir vor allen Häusern, unter deren Dach ich seit dem Abschiede aus dem Elternhause eingegangen bin, für Geist und Gemüth das gesegnetste gewesen ist. Denn dahin bin ich 24 Jahre lang mit einem ähnlichen Gefühle ge-

gangen, als das war, in welchem ich während meiner Jünglingsjahre, von den Schulen her zum Besuche in das Elternhaus eintrat. Ich hatte Roth schon in Nürnberg gekannt; von Erlangen aus hatte ich ihm mehrere Male geschrieben; in München ist er mir ein Freund und Genosse des inneren Lebens geworden, an dessen treuer Hand ich mich in Freud und Leid, in guten wie in bösen Tagen festhielt. Ich habe seitdem keine solche Hand wieder gefunden. Er war nur wenige Monate älter als ich, aber wie ein an Jahren viel älterer Bruder den unerfahrenen jüngeren, ja wie ein liebender Vater hat er mit Nachsicht und Liebe mich gezogen, gehalten, und, wo es nöthig war, getröstet und gestärkt. Das sind die Gedanken und Gefühle, die mich erfassen, wenn ich an dem lieben, jetzt von Fremden bewohnten Hause vorbeigehe, das damals Roth für sich und die Seinen erbaut hatte.

Auch den ehrwürdigen, lieben Niethammer sah ich mehrere Male, dem ich in meinem Leben so Vieles zu danken hatte und niemals auf Erden, so wie ich sollte, gedankt habe. Er, so wie Roth, betrauerten damals noch Jacobi's Tod; Niethammer glaubte ihm bald folgen zu dürfen, hat aber zum Segen für uns und Viele noch manche Jahre aufbleiben müssen, ehe er neben Jacobi's Grab den hochbejahrten, müden Leib zur Ruhe legen durfte.

In Erlangen, nach meiner Zurückkehr von der kleinen Reise, war mein erster Gang zu Schelling. Diesem erzählte ich von Allem, was ich in München gesehen und erfahren, vor Allem von der freundlichen Aufnahme bei dem Kronprinzen Ludwig. Er hörte mich mit Theilnahme und Vergnügen an. Er sprach mit Zuversicht seine Erwartungen aus. „Dieser Kronprinz," so äußerte er sich, „ist durch Gottes besondere Fügung gerade zur rechten Zeit

für den Herrscherthron geboren und bestimmt. Er wird aber nicht nur ein tüchtiger, unermüdet thätiger, einsichtsvoller König seines Landes und seines Volkes werden, der die Wahrheit des Christenthums in jedem ihrer aufrichtigen Bekenntnisse ehrt *), sondern ein anderes Volk, ein anderes Reich, dessen Gränzen nicht auf den Landkarten abgemessen sind, wartet auf ihn als Herrscher und Führer. Es hat die Stunde geschlagen, in welcher auch der Geist der Kunst zum Wiedererwachen aus der Schlaftrunkenheit der letzten Menschenalter sich erhebt. Dieser König wird die schon erwachten Kräfte stärken, wird noch viele andere aufwecken und als Führer sie um sich versammeln zu dem großen Kunstwerke des Lebens, zu welchem er vorbestimmt ist. Was man der jetzigen so wie der zukünftigen Zeit mit Worten sagen möchte, die so oft nur ein unbeachtet vorbeigehender Zuruf bleiben, das wird die bildende Kunst

*) Manchem verkennenden Urtheile gegenüber muß ich hier Das deutlicher aussprechen, was Schelling mit seinen Worten meinte. Wir Protestanten alle, die wir unserem König Ludwig näher kamen, haben nicht nur öfters die Aeußerung aus seinem Munde gehört: „Haltet nur treu und fest an eurer Augsburgischen Konfession, dann seid ihr meine lieben, christlichen Unterthanen," sondern er hat diese Gesinnung durch die That an uns bewiesen. Was nach S. 566, 567 für die Wiedererweckung einer christlichen Theologie in Erlangen u. a. geschehen, das war ganz nach seinem Willen. Unserer protestantischen Gemeinde zu München gab er ganz aus eigener Wahl den damaligen Pfarrer Böckh aus Nürnberg (S. 562) von welchem er im Feldlager bei Augsburg eine Predigt gehört hatte; einen vor Anderen hoch bekräftigten Bekenner der alten evangelisch-lutherischen Lehre, von reich gesegneter Wirksamkeit.

eindrücklich und kräftig für das Gefühl und das Erkennen bezeugen, wenn sie nicht der Sinn des Fleisches, sondern der Geist wiederbelebt, der sie dem menschlichen Geschlechte zu einer Erzieherin gegeben hat für ein Sein, das frei und hoch über der Thierheit steht. Denn nur der, welcher diese Freiheit errungen hat, oder nach ihr ringt und verlangt, wird die Bedeutung und Bestimmung der ächten Kunst verstehen, welcher unser künftiger König mit voller Liebe und allen Kräften zugethan ist. Die Kunst ist aus den Tempeln hervorgegangen, sie soll und wird in den Tempel zurückkehren."

Schelling sprach nicht nur damals, er sprach später noch viel mehr Das über König Ludwig aus, was mir ganz aus dem Herzen geredet war. Ich darf es, vor dem noch lebenden Herrn, nicht nachsprechen, die Schriftzüge eines Verstorbenen mögen dies vielleicht künftig einmal in vollerer Freiheit thun. Sie dürfen reden von der sich immer gleichbleibenden nachsichtsvollen Huld gegen mich, welche durch kein fremdes Dazwischentreten sich wankend machen ließ; reden von den Abenden, darin ich den König als liebenden Vater unter den Seinen gesehen. Zeugen dürfen sie von den Stunden, darin nicht nur der wohlwollende König, der zärtlich liebende Hausvater, sondern vor Allem der kindlich und festgläubige Christ sich kund gab, welcher dort, im Hause der Tochter, aus welcher, an Geist, und Gemüth, sein treuestes inneres Ebenbild ihn anblickt, mit der Freudigkeit des Glaubens den Pforten der Ewigkeit genahet war.

Während des letzten Jahres meines Verweilens in Erlangen habe ich noch eine etwas größere Reise, nach Südfrankreich und Italien, gemacht, die ich bald nachher unter dem gleichen Titel beschrieben habe. Der Erwerb

von dieser Reise ist sowohl ein wissenschaftlich äußerlicher als ein innerlicher für mein weiteres Leben gewesen. Glücklicher Weise hatte ich zum Besuche des südlichen Frankreichs gerade jene günstigste Zeit des Jahres: den Anfang des Frühlings gewählt, in welcher das ganze Land einem blühenden Garten gleicht. Der thauende Schnee und die Regengewölke des Hochgebirges ergießen sich dann in Quellen und reichlich gefüllten Bächen selbst über jene Theile des niederen Landes und der felsigen Abhänge, welche bald nachher, wenn jene Quellen versiegten und nur noch ein dürftiger Wasserstrahl in dem steinigen Bette der Bäche und Flüsse die Meeresküste erreicht, zu einer vertrockneten Einöde werden, unter deren Staub der Duft der Gewürzkräuter erstirbt. Die Provençe, wie sie dieses vormals in der Geschichte ihrer Bewohner in geistiger Hinsicht gewesen, scheint vor anderen Ländern von Europa dazu gemacht, eine unvergleichbar herrliche Ehrenpforte zu sein, durch welche der Frühling seinen siegreichen Einzug über das Meer von Süden her hält, unter den Kränzen und Guirlanden der auserlesensten Blumen, bewillkommt von den Jubeltönen der lebenden Natur, von den Frühlingsliedern der Menschenbrust. Italiens Naturreiz ist von minder vergänglicher Art als jener der Provençe, dort geben die waldreichen Höhen und selbst der vulkanische Boden eine Fülle des Gewässers, welche selbst im Sommer dem Lande sein Grün erhält. Und wenn auch in Italien, wie in der Provençe, auf den Bergen und in den Thälern die Fülle der Blüthen des Frühlings und angehenden Sommers dahingewelkt ist oder in die Gestaltung der Früchte sich versenkt hat, dann öffnet sich im Meere eine andere Blüthenwelt der buntfarbigen, thierisch beweglichen Gestalten, daran auch mein Auge an den Kü-

sten von Nizza, Genua und Neapel sich lehrreich ergötzt hat. Zu diesen, mir in solchem Maaße noch niemals vorhin gewordenen Freuden an der Natur kam auch noch der Reiz des Neuen, den mir das Betrachten und Besteigen eines noch thätigen Vulkanes: des Vesuv und der vormaligen Feuerherde seiner Nachbarschaft gewährten.

Nicht minder groß aber, als der Erwerb, den mir die eigene, lebendige Anschauung der Natur brachte, war ein anderer, den ich von meiner damaligen Reise für mein ganzes späteres Leben mit mir nahm. Ich hatte da ein Feld der Geschichte betreten, auf welchem sich die Herrlichkeit einer mächtigen Vergangenheit noch fortwährend kund gibt, in den sichtbaren Thaten und Werken ihres Lebens. Nur wie vereinzelte Aehren, welche mitten unter den Pflanzen eines anderen Geschlechtes auf einem Felde sich finden, das im vergangenen Jahre eine volle Ernte ihrer Art getragen, zeigen sich im südlichen Frankreich die kunstreichen Bauwerke der alten, mächtigen Römerzeit. In Italien aber, vor Allem in der Herrscherstadt des alten Weltreiches, stehen dieselben gleich uralten, mächtigen Bäumen, stark an Stamm, tief an Wurzeln, hoch an Wuchs da, welche, auch wenn sie entlaubt und der Früchte beraubt sind, der Gärtner unter den fruchtbaren Gewächsen seines Anbaues stehen ließ, weil seine Aexte und Sägen so wie die Kraft seiner Hände zu ohnmächtig waren, solch' feststehenden Aufbau der Dryaden zu vernichten. Das Wesen und Wirken des klassischen Heidenthums, das ich bis dahin nur aus Wort und Schrift gekannt, trat mir da in einer Lebendigkeit vor die Seele, welche mich tief und in fortwirkender Weise ergriff. Die Herrlichkeit der alten Welt hat hier, in den Stunden ihres Abschiedes aus den Zeiten der Völker und von der Stätte ihrer alten Wohnung den Aufschwung nach

einer Höhe genommen, zu welcher ihr das messende Auge und die bauende Hand des nachlebenden Geschlechtes kaum zu folgen vermögen. Und dennoch wird in der Sprache dieser Werke dieselbe Lehre vernommen, welche der gekrönte Prediger in den Worten gibt: „es ist alles ganz eitel“. Aber ein trostreich erhebendes Gefühl geht dem Trauer erregenden zur Seite. Das, was der Eitelkeit gehörte, ist vergangen, die gedankenvolle Kunst des Alterthums hat jedoch in ihrem Ahnden und Sehnen mitten unter den Altären ihrer Götter dem unbekannten Gott einen Altar erbaut, welchen zu erkennen, zu fürchten und welchem zu gehorchen als ein seliges Vorrecht allen Menschen zukommt. Und wie auf den Altären, wie in der Kirche des neuen Bundes dieser unbekannte Gott ein dem Menschenherzen bekannter, dem Auge genaheter geworden, wie sein Nahesein dem sterblichen Geschlechte, zu welchem er, als zu Seinesgleichen sich gesellte und mit diesem zugleich der gesammten Leiblichkeit eine Weihe der höheren geistigen Art gegeben hat, das bezeugt die christliche Kunst, deren Meisterwerke gleich einer Welt der Engel neben der fleischlichen Verkörperung der alten Kunst hervortreten. So ist in Italien der Geschichte der Kunst das seltene Glück beschieden, gleich dem Bilde des Janus, dessen eines Angesicht zurück in das Vergangene, das andere vorwärts in das Künftige gerichtet war, hineinzublicken in den Abend ihres alten, so wie in den Tag ihres neuen Aeons.

Noch einen anderen Erwerb als jenen, der mir aus der Betrachtung der großen Werke der Natur und der Kunst kam, hat meine damalige Reise mir eingebracht. Das war die nähere Bekanntschaft und Befreundung mit Menschen, die des Aufsuchens über Berg und Thal und des treuen Festhaltens in der Erinnerung werth waren.

Ich habe ihrer in der Beschreibung meines damaligen Reiseweges ausführlicher erwähnt; hier nenne ich nur im Vorübergehen einige Namen. Den theueren Heinrich Lutteroth aus Paris hatte ich schon als schnell vorübereilenden Besuch in Erlangen kennen gelernt. Wenn aber auch sein leibliches Erscheinen ein schnell vorübereilendes war, so blieb mir doch sein geistiges Sein in Liebe ein feststehendes, nicht für die Erdenzeit allein. Ihm hatte ich von dem Vorhaben meiner Reise nach Frankreich geschrieben und er begleitete mich im Geist mit seinen Briefen an gleichgesinnte Freunde in Lyon und Nizza, ja bis nach Neapel. Dasselbe that mein brüderlicher Freund Heinrich Fabricius in Nürnberg (m. v. S. 467). Er führte mich durch einen Brief in das Haus und an das Herz des Heimpel Boissier in Avignon: des freudigen Bekenners eines durch Liebe kräftigen Glaubens in Wort und That. In Marseille sah ich von Angesicht und begrüßte ich von Herzen einen Mann aus dem Hause Sieveking in Hamburg, dem Hause, aus welchem weit in die Ferne der Zeit und des Raumes die Töne eines Liedes vernommen werden (Ps. 119 V. 54), das auch mich oft getröstet hat auf dem Wege meiner Pilgrimschaft. In Rom führte mich ein Brief aus Freundeshand zunächst zu Rothe, dem Prediger bei der kleinen deutschen protestantischen Gemeinde, die, wie die Schwalbe ihr Nest, den Raum zu ihren Versammlungen bei dem Gemäuer des alten Capitols gefunden hat. Rothe und seine treffliche Frau haben uns, während unseres Aufenthaltes in Rom, wie auf Händen der Liebe getragen, einer Liebe, die ihren Lohn nicht in dem Danke der Menschenlippen dahin nehmen kann.

In der kleinen Kirche, dort im Capitol, fand sich damals ein Orgelspieler von gar seltener Art. Er war einer

von denen, welche den Gesang und das Spiel, daran die Gemeinde sich erbaut, noch ehe ihr Finger sie durch Töne der Orgel erweckt, in ihrem Herzen anstimmen und darin nachtönen lassen ohne Aufhören und Ende. Ein Sonntagskind, dessen frommes, ernstmeinendes Gemüth für die stille Feier eines beständigen Sonntags gemacht ist. Der Orgelspieler, den ich meine, war Julius Schnorr von Karolsfeld (jetzt Professor und Direktor der Gemäldegallerie in Dresden), welchem die doppelte Gabe geworden, nicht nur durch die Kunst der Töne, sondern vor Allem durch die der Farben, mit den Gefühlen zugleich Gedanken des bleibenden Ernstes hervorzurufen. Mein erstes Begegnen mit diesem Manne, in dem kleinen protestantischen Kirchlein, bei der Stätte des hohen, alten Capitols, war wohl von so seltener Art, daß ich nicht vermuthet hätte, daß wir uns jemals wieder, nicht blos auf etliche Tage oder Wochen, sondern auf Jahre zusammenfinden würden. Denn weder ich noch er dachten damals daran, daß uns München zu einer gemeinsamen Heimath werden könnte. Dort ist Schnorr einer von jenen lebendigen Bausteinen geworden, welche die Hand eines hochsinnigen Königes, um mit den Worten eines Freundes zu reden, nach dem Rath „einer höheren Nothwendigkeit" (S. 212, 213) zu einem Werke zusammenführte, welches, wie ein wohlgebautes, festes Haus, auch vielen Anderen, die, wie ich, nicht zu den Bausteinen selber gehörten, eine geistige Ruhestätte gewährte. Peter Cornelius, mächtig genug, um einen Grundstein zu bilden, Julius Schnorr, mit ihnen Heinrich Heß, Ferd. Olivier und andere ebenbürtige Künstler, schlossen die eine Seite des Hauses, Schelling, Fr. von Roth, Görres, Fr. v. Baader, Ringseis, Puchta bildeten die andere, und etwas später kam, als wohl zum Gan=

zen stimmender Anbau, das unvergeßlich werthe Brüderpaar der Boisserée's hinzu, Sulpice, dem zu seinem milden frommen Gemüthe eine Reife des Urtheiles und eine Lebensweisheit verliehen war, welche im Umgange mit der Welt nur geübt, nicht gewonnen werden können, und mit ihm ein Herz und eine Seele sein Bruder Melchior in seiner an Liebe reichen und der Liebe würdigen Natur. Diese Alle sind im innersten Wesen von gleichem Geiste der Gesinnung in der Wirksamkeit zu einem gemeinsamen Ziele vereint gewesen und haben sich mit vielen anderen, schon auf der Baustätte gelegenen Werkstücken zu einem Bau zusammengefügt, in dessen Schatten es sich gar gut wohnen ließ.

Cornelius war nicht in Rom, als ich dort verweilte. Wie ich in Florenz den Erinnerungszeichen an den geweihten Sänger der Schrecken wie der Freuden der Ewigkeit: an Dante nachgegangen bin, so hier in Rom den Zügen des Bildes mancher in Dante's Geiste schaffenden Meister, deren viele nur noch in den hinterlassenen Werken erkennbar sind. Einer aber aus ihrer Verwandtschaft: der Freund Peter Cornelius blieb mir nicht nur ein aus den Zügen der Werke geschaffenes Bild, sondern wurde mir später zur wirklichen, persönlichen Erscheinung.

Der äußere wie innere Gewinn, den ich auf der damaligen Reise aus meinem verhältnißmäßig kurzen Aufenthalte in Rom zog, würde mir nur in sehr verkümmertem Maaße zu Theil geworden sein ohne die Hülfe, die mir aus dem Capitol kam. Dort, an der hohen Herrscherstätte des alten, weltbeherrschenden Roms wohnte damals ein Mann, dem seine Natur und sein Wesen wohl ein Wohnrecht zu solcher Behausung gaben: der preußische Gesandte am römischen Hofe: Ritter Carl von Bunsen. Nicht

nur als Schüler und vertrauter Freund von Niebuhr, sondern durch eigenes Forschen und lebendige Anschauung, hatte sich dieser ein Heimathsrecht in der Geschichte und in der äußerlichen Kunde des alten wie neuen Roms erworben. Ja, sein römisches Bürgerrecht war noch ein tiefer begründetes. Wenn auch die edlen Geschlechter aus den Zeiten des Völker besiegenden und des Völker beherrschenden Roms nicht mehr durch den Weg der leiblichen Fortzeugung bestehen, so ist dennoch ihr Stamm nicht erloschen; ihm werden auf geistigem Wege noch fortwährend Nachkommen geboren. Ein Geist aus dem klassischen Alterthum mit der Milde eines Mäcenas, schien sich zu mir hernieder zu lassen, als Bunsen mit unbeschreiblicher Freundlichkeit mich in den auserlesenen, geselligen Kreis seines Hauses und aus diesem, gemeinsam mit Schnorr in die Herrlichkeiten des alten wie neuen Roms einführte. Und nicht nur damals, sondern bis auf diese Stunde ist jener geistige Bürger des alten Roms mir und meinen Kindern wie Kindeskindern ein unermüdet hilfreicher Freund gewesen. Bunsen's Verwendung habe ich die empfehlenden Briefe aus dem römischen Cabinet, an die lateinischen Klöster des Morgenlandes verdankt, die auf meiner späteren Reise dahin mir von unschätzbarem Nutzen waren. In London hat er persönlich, so wie durch seinen Einfluß als väterlichen Rathgeber, Führer und Freund der Meinigen sich erwiesen. Und wie viele Andere, welche Bunsen nahe kamen, erfuhren von ihm Dasselbe. Das sind Thaten der Liebe, das sind Früchte, welche von dem Geschlechte des Stammes ein Zeugniß geben, das unangefochten von außen als ein gutes bestehen wird.

Unter den jüngeren Freunden, die ich in Rom fand, nahm sich mein lieber, vormaliger Schüler von Nürnberg

her: der Bildhauer Ernst Bandel (II, 498) mit aufopfernd treuer Liebe an; und mit ihm, wie durch ihn, lernte ich mehrere der Jünglinge kennen, die später, wie Lessing, in der Kunst zum Ruhme der Meisterschaft gelangten.

Die Empfehlungsbriefe aus Paris, von denen ich eben gesprochen, begleiteten mich selbst bis nach Neapel und führten mich dort zur Bekanntschaft mit dem damaligen treuen Verkündiger des Evangeliums an der kleinen protestantischen Gemeinde: dem theueren Monod.

Alle die hier erwähnten geistigen Verbrüderungen mit Menschen, die man gern auch später im Leben und weiteren Ortes wiederfinden und in Liebe festhalten möchte, sind mir als ein unmittelbarer Erwerb von meiner Reise nach Südfrankreich und Italien zugekommen. Es sei mir aber erlaubt, hier noch des Erwerbes einer anderen Bekanntschaft zu gedenken, der mir in gewissem Maaße aus dieser Reise geworden ist, nachdem dieselbe als Buch, in ihrer Beschreibung erschienen war. Allerdings stand der Werth meines armseligen Buches mit dem Gewinne jener Bekanntschaft kaum in einem ähnlichen Verhältnisse als der Mantel, den ein durch ganz andere Reisen berühmt gewordener Engländer *) der Königin Elisabeth auf einem ihrer Spaziergänge über eine Stelle des feuchten Bodens hinbreitete, mit den nachmals erfahrenen Beweisen der königlichen Freigebigkeit und ehrenden Anerkennung. Der theuere, werthe Mann, der bei einem Besuche in München sich als einen Leser meines Buches bei mir einführte, war Karl Ritter aus Berlin. Der Mann, in der Geschichte unserer Erde und der auf ihr wohnenden Völker ein Seher, an dessen Geist man aber auch jene Fragen richten kann,

---

*) W. Raleigh.

mit denen im Herzen man zu Solchen hinging, die man vorzeiten in Israel Seher nannte (1 Sam. Kap. 9 V. 9). Denn sein forschender, tiefgründender Blick erkennt im sichtbaren Gebäu der Erde und ihrer Bewohner nicht nur den Werkmeister, sondern in der Geschichte der Einzelnen wie des Ganzen den lebendig gegenwärtigen Führer und Regierer, der den Völkern die Loose ihrer Wohnsitze zutheilte, nach ewig vorbedachtem Rathe. Ich werde nie vergessen, was ich Ritter zu danken habe. —

Mehrere kleine, so wie größere Reisen habe ich noch von Erlangen aus gemacht, namentlich mehrere in meine Heimath des Erzgebirges und die beiden Muldenthäler. Den geistigen Erwerb, namentlich den einen, habe ich vorhin (S. 571 u. f.) beschrieben. Damals lebten auch noch mehrere meiner nahen Verwandten, von denen ich in den vorhergehenden Bänden sprach. Eine jetzige Reise dorthin würde mich zu Gräbern führen, an denen nur noch zwei mir geistig wie leiblich nahe befreundete Männer wohnen: mein Neffe, der Justizamtmann Helmers (m. v. I, S. 216 und II, S. 81 u. f.) und Ferdinand Werner, dieser wie ich, ein Enkel des alten, ehrwürdigen Gotthilf Werner (I, S. 33). Sie seien mir beide brüderlich begrüßt.

40. Berichte aus der nächsten Nachbarschaft.

In den letztvorhergehenden Kapiteln meines Buches bin ich öfters weit von der Beschreibung meines eigenen Lebens in Erlangen abgekommen; ich kehre hier wieder zu derselben zurück.

Ich habe es bereits oben (S. 259) ausgesprochen, daß ich die 8 Jahre, welche ich in Erlangen zubrachte, für die äußerlich glücklichsten, vergnügtesten meines Lebens

halte. Die Freude und Lust an meiner wissenschaftlichen Thätigkeit, welche so ganz nach meinem Sinne war; der tägliche Umgang mit Freunden, die ich von Herzen liebte und verehrte und bei welchen meine Liebe eine aufrichtige, treue Erwiderung fand; die wohlthuend geistige Anregung, die ich in der Unterhaltung mit allen diesen älteren und jüngeren Freunden fand, machte mir Erlangen so werth, daß mir der Gedanke, diesen Ort jemals wieder zu verlassen, nicht in den Sinn kam. Dabei war ich, waren die Meinigen gesund; für mein mäßiges äußeres Bedürfniß war hinreichend gesorgt, ich lebte in Frieden mit mir und mit aller Welt, denn ich darf es wohl, den vielen noch lebenden Zeugen aus der damaligen Zeit gegenüber sagen: ich war von allen Leuten, die mich kannten, wohl gelitten und wußte von keinem Feinde.

War aber dieser Friede auch der rechte, stand die große Zufriedenheit, daran ich mich ergötzte, auf sicher bleibendem Grunde? Diese Fragen kamen mir wohl schon damals zuweilen in den Sinn, und ich wüßte sie jetzt gründlicher und besser zu beantworten, als vor 30 Jahren. Das, was uns am öftesten die allgemeine Gunst der Welt erwirbt, ist der Zug einer gegenseitigen Verwandtschaft, denn „die Welt hat das Ihrige lieb.“ Mein ungestörtes äußeres Glück war für mein Inneres, wie für das Erdreich, der allzulang anhaltende Sonnenschein ohne Regen, nicht zuträglich; die beiden Persönlichkeiten meines Wesens, welche ich oben, S. 14, 15, als Gesinnung und Naturell bezeichnete, geriethen dadurch in ein Verhältniß zu einander, welches nicht das rechte und gesunde war. Die Gesinnung hielt sich meist, wie ein kränklicher Mensch, zu Hause auf ihrem Zimmer und sprach sich in manchen jener Schriften aus, die ich in Erlangen verfaßt und ver=

öffentlicht habe; das Naturell aber, wie ein munterer Geselle auf der höchsten Stufe der Lebenskraft, kam täglich unter die Leute, war in und mit der Welt, obwohl in den Schranken der äußeren Ehrbarkeit, lustig und guter Dinge und darum wohlgelitten, wozu ihm noch zwei seiner Eigenschaften sehr zu Statten kamen, die ich hier, wenn auch äußerlich mit scherzhaften Worten, dennoch mit innerem tiefem Ernste andeuten will.

„Das, was man in der Welt ein gutes Herz nennt, das ist öfters nur ein guter Magen." In diesem humoristischen Ausspruche eines geistreichen Arztes liegt wohl ein tiefer Ernst und eine beachtenswerthe Wahrheit. Eine leichte, kräftige Verdauung, verbunden mit einem frischen, leichten Umlaufe des Blutes durch alle Adern ruft in allen Gliedern des Leibes den Zustand eines Wohlbefindens und Wohlbehagens hervor, der jenem vergleichbar ist, in welchem sich die Bewohner einer Stadt oder eines Landes befinden, wenn in der Zeit eines langen äußeren Friedens, jeder von ihnen sein gutes, reichliches Auskommen hat und fröhlich unter seinem Weinstocke und Feigenbaume wohnt. Zu solcher guten Stimmung ihres leiblichen Instrumentes pflegt die Seele gern ein fröhliches Lied anzustimmen, und das wäre schon recht, wenn sie dabei nicht gar leicht das innerliche Sehen und Hören versäumte und in ihrer Zufriedenheit mit sich selber und aller Welt, wie man im Sprüchwort zu sagen pflegt, in allen Dingen Fünf gerade sein ließe. So wie jeder Mensch gerne Seinesgleichen um sich her sehen mag, pflegt auch der Fröhliche leichter denn ein Anderer Hand und Herz aufzuthun, um Andere fröhlich zu machen. Und so etwas gefällt den anderen Leuten wohl und sie sagen von einem Menschen dieser Art, „er hat ein gutes Herz." Wenn man aber in die Abendstun-

den des Lebens kommt, darin unser Schatten länger und größer wird als am Mittag, da fällt uns auch die Schattenseite eines solchen Naturells besser in die Augen und wir erkennen es wohl, daß ein wahrhaft gutes Herz nur von Gott kommt, nicht aus dem Magen.

Ein anderer Ausspruch über uns, bei welchem sich die Leute eben so oft täuschen, als bei dem Ausspruche über unsere aus dem Magen kommende Güte des Herzens, ist jener, mit welchem sie unserem Naturell sein uraltes Erbe abläugnen. Dieses geschieht aber, wenn sie von manchem Menschen sagen und rühmen: dieser ist doch gar nicht hochmüthig. Zu diesem „gar nicht" gehört aber mehr, als im rechten Sinne des Wortes „menschenmöglich" ist. Abgesehen davon, daß in unserer Natur seit ihrem Ausgange aus dem uranfänglichen Elternhause das Geschwisterpaar: Hochmuth und Eitelkeit beständigen Zutritt und Heimathsrecht sich anmaßt, bis der stärkere, rechtmäßige Besitzer unter das Dach kommt, gesellt sich zu ihm auch noch eine ganze Sippschaft von Verwandten, die sich zuweilen so hervordrängen, daß man das Geschwisterpaar ganz darüber aus den Augen verliert, gleich als ob dieses gar nicht im Hause wäre. Namentlich gibt es in uns Menschen einen Hochmuth von zweifacher Art, einen couragirten, mit gar frecher Stirn, und einen furchtsamen. Der Hochmuth von beiderlei Art kann seine schlangenartige Natur und Abkunft nicht verläugnen; er hat ein Auge voll Verachtung und Selbsterhebung über Alles, das nicht das Seine ist, oder sich ihm unterwirft, und die leicht erregbare, bittergallige Empfindlichkeit der Schlange, gegen jedes Wort, jede Miene, die seiner Hoheit zu nahe treten. Der couragirte Hochmuth läßt sein herrschsüchtiges, empfindliches Wesen überall frei heraustreten; er beißt frisch-

weg um sich mit seinen giftigen Zähnen. Anders ist es mit dem Hochmuth, der unter der Herrschaft und Zucht einer Furcht steht. Wäre nun dieses die Furcht vor Gott, dann stände er schon unter der guten, rechten Zucht, leider aber ist es bei unserem Naturell gar oft nur die Furcht vor den Menschen und ihrem Urtheil, nicht vor Gott, der in das Verborgene des Herzens sieht und vor seinem Urtheil.

Es ist nur ein äußerer, harmloser Zug dieses furchtsamen Hochmuthes gewesen, den mein Freund, der Maler und Direktor Ferdinand Hartmann in Dresden (II, 213) einstmals an mir rügte. Ich war ein oder etliche Male, wenn ich ihm in seiner vornehmen Zusammengesellung, namentlich mit Damen auf der Straße oder im Freien begegnete, ohne aus Schüchternheit nur aufzusehen, an ihm vorüber gelaufen. „Du bist," so sagte er, „so hochmüthig an uns vorbeigerannt, wie ein edler von Bremsen gestochener Stier." Ach wenn doch diese Bremsen: die Menschenfurcht und Menschengefälligkeit nicht tiefer in uns säßen, als auf der Haut eines geplagten Stieres, wie gerne könnte man sich dann die Angst jenes Scheuwerdens gefallen lassen, die mich selbst in späteren Jahren bei dem Eintritte in einen glänzenden, vornehmen Kreis ergriffen hat. Der Schein einer Demuth und Menschenfurcht ist von dem Wesen der wahren Demuth aber so verschieden, als die Gutherzigkeit, die aus einem gesunden Magen kommt, von der Güte, welche Gott dem Herzen gibt. Nur eine mächtigere, besser begründete Furcht als die vor Menschen kann den Hochmuth in uns bändigen und ihn durch beständige Demüthigung ausstoßen, und ein furchtsamer Wanderer von solcher Art geht auch im Dunkel der Nacht auf seinem Pfade nicht irre.

Wenn ich vorhin von der Gunst bei der Welt sprach, die ich in Erlangen genoß, dann meinte ich damit jenen größeren Kreis, den man vorzugsweise mit diesem Namen bezeichnet. Es gibt aber daneben und darin auch einen kleineren Kreis der nicht recht weltlichen Leute, deren Urtheil ein anderes, richtigeres ist, als das der größeren Menge. Zu jener kleinen Zahl gehörte namentlich mein Freund J. Arnold Kanne, von welchem ich im Vorhergehenden öfters sprach (m. v. II, S. 502, III, S. 268 u. a.). Mein Verhältniß zu diesem war wohl, seinem inneren Zusammenhalte nach, immer das gleiche geblieben, denn wir hielten uns beide, mitten in den Fluthen der wandelbaren Ereignisse unseres Lebens an dem Baumstamme fest, der immer oben bleibt. Nach außen hin trat aber während des Zusammenlebens in Erlangen in unserem gegenseitigen Verhältnisse eine Veränderung ein, welche je länger, je mehr fühlbar wurde. Meinem Freunde erging es während der letzten Jahre seines Lebens in geistiger Hinsicht so, wie es manchen Greisen in leiblicher Weise zu geschehen pflegt, wenn eine allmählig bis fast zur völligen Taubheit sich steigernde Schwerhörigkeit sie von dem geselligen Verkehre mit der Außenwelt abscheidet. Ihr Zustand führt nicht nur ein öfteres Mißverstehen der fremden Worte und Rede herbei, sondern endet zuletzt in einem völligen Nichtverstehen derselben. Mein guter Kanne hatte in seinen jüngeren Jahren, die voller Mühen und Plagen gewesen waren (m. v. II, 289) die Außenwelt und die Menschen, zum Theil durch eigene Schuld, fast nur von ihrer schlimmeren, unfreundlichsten Seite kennen gelernt. Es war in ihm ein Hang zum Mißtrauen geblieben, der durch seine kränkliche, leibliche Stimmung noch mehr begünstigt wurde. Während meiner Natur damals Alles im rosigen

und purpurnen Lichte einer Morgenröthe erschien, die bekanntlich gerade kein günstiges Vorzeichen für die kommende Witterung des Tages ist, sahe sein inneres, öfters weiter als das meinige blickendes Auge Alles in trübem Lichte eines gewitterschwangeren Himmels. So in verschiedener Richtung auseinandergehend, mag unser Urtheil schon in der ersten Zeit unseres Wiedervereines an der Universität gewesen sein, wenn ich (nach S. 480 u. f.) mit wahrhaft schwärmerischer Begeisterung von manchen großen, neuen Entdeckungen in der Wissenschaft sprach und wenn ich von dem Einflusse dieser tieferen Erkenntniß der Sinnenwelt auf die Förderung einer höheren Erkenntniß auch der übersinnlichen, göttlichen Welt, den größten Erwartungen mich hingab. Wenn dann mein Freund in geradem Widerspruche mit meiner Ansicht die Behauptung aussprach, daß namentlich die von mir so hoch gestellte Naturwissenschaft unserer Zeit auf dem Wege sei, mit einer noch niemals früher so laut gewordenen Frechheit die Erkenntniß, ja das Dasein einer übersinnlichen, göttlichen Welt zu vernichten und zu verläugnen, dann konnte er sich wohl auf manche Erscheinungen in der Literatur des Tages berufen, welche ich nur wenig beachtet hatte. Ich erwähne davon nur Einiges. Ungefähr um jene Zeit hatte Oken in einem Aufsatze seiner Zeitschrift: die Isis (Jahrg. 1819, S. 1117) das Entstehen der ersten Menschen, so wie der ganzen Welt der Lebendigen auf Erden aus einem Urschleime behauptet, der das anfängliche Meer erfüllte. Wie sich Infusionsthiere und Quallen in solchem Elemente gestalten, das ihnen den Bildungsstoff und die erste Nahrung gibt, so habe auch das menschliche Wesen den gleichen Ursprung genommen. Die ersten Menschen, in zahlreichen Schaaren, anfangs in eine Blase eingehüllt, die ihnen die

Stelle des Mutterleibes vertrat, hätten diese Hülle durchbrochen, seien aus ihr, in der Vollendung eines zweijährigen Kindes, von ihrem Instinkt geführt aus dem Meere allmählig herausgerathen an das Land. Viele, sehr viele dieser naturwüchsigen Menschenkinder möchten zwar bei solchem Uebergange in ein neues Element durch Hunger und andere Unfälle umgekommen sein, doch blieb die Zahl der Ueberlebenden noch immer groß genug. Diese habe dann ihre Glieder und Sinne durch fortwährende Uebung vervollkommnet und zum gegenseitigen Verkehre eine Sprache sich gebildet. „Die Sprache sei also aus dem Menschen gewachsen, wie dieser aus dem Meere, der Weltbärmutter und dem Weltsamen" (m. v. den Auszug des Oken'schen Aufsatzes in Dr. Andreas Wagner's Geschichte der Urwelt 1845, S. 413 u. f.)

„Und" (so konnte der schärfer urtheilende Freund hinzufügen) „wie zuletzt Alles, was ist und lebt, aus dem Urschleim des Meeres hervorgewachsen ist, so wird die Naturwissenschaft unserer Zeit auch den Gedanken, mit welchem mein Geist Gottes gedenkt, von einem in unserem Gehirne aus dem Blute präparirten, nachträglichen Urschleim abstammen lassen. Sie wird auf der Bahn, die einer ihrer vielgeachtetsten Meister gebrochen hat, weiter gehen, wird wie der erste Mensch aus seiner Blase frei heraustreten mit ihrem Bekenntnisse: es ist kein Gott, kein Geist, keine Seele, Alles ist nur ein so oder anders gestalteter Meeresschaum, dessen Formen sich mit dem Tode wieder in eben solchen Meeresschaum auflösen und in ihn zerfließen."

Kanne mußte es allerdings an Vielen von uns, namentlich selbst an mir, fast unbegreiflich finden, daß wir die Gefahr, welche in dem freien, öffentlichen Hervortreten solcher Verläugnung, selbst des ersten Artikels

unseres Glaubensbekenntnisses lag, nicht so ernst erkannten, als er dieses that. Bei dem größeren Theile des lesenden Publikums konnte man dieses allerdings einem Mangel jenes christlichen Zart- und Rechtsgefühles zuschreiben, welches eine Folge der damals herrschenden Geringschätzung alles ernsten christlichen Bekenntnisses in Schule und Kirche war. Die Männer der Wissenschaft aber, auch die von gläubig ernsterer Gesinnung, sahen in der Veröffentlichung solcher allerdings frechen Einfälle, wie der Aufsatz in der Isis enthielt, deshalb keine dringende Gefahr für das Volk, weil diese Zeitschrift doch zunächst nur von wissenschaftlich Gebildeten, meist Aerzten und Naturforschern, gelesen wurde und die Darstellung so ungereimt komisch gehalten war, daß sie mehr dazu bestimmt schien, Belustigung als Entrüstung zu erregen. Ueberdies lag in Allem, was Oken in solcher Weise öffentlich aussprach, noch immer eine wissenschaftliche Haltung, welche für die Theilnahme der größeren Menge nicht geeignet war. Allerdings hat sich dieses später anders gestaltet, als mehrere Naturforscher auf der durch solche Vorgänge gebrochenen Bahn weiter gingen, hinaus über alle Schranken der wissenschaftlichen Würde und des geziemenden Ernstes. Moleschott, Vogt und Andere sprachen im Ganzen dasselbe aus, was als offener oder verhüllterer Keim in Oken's Naturphilosophie lag; unter solchen Händen ist selbst der Gedanke, mit welchem unser Geist Gottes gedenkt, sind die Seele, sind der Geist nur Ausgeburten, nicht der Phantasie, sondern vorübergehende Aussonderungen aus den Säften des Leibes geworden, und dieser freche Hohn aller Wahrheit, aller Vernunft, alles sittlichen Ernstes ist in der Form einer so trivialen Gemeinheit aufgetreten, hat sich, wie man zu sagen pflegt, so

populär gemacht, daß der große Haufe von allen Seiten her ihm zufiel. Auf der anderen Seite ist aber auch nicht nur in Einzelnen, sondern in Vielen der Zeitgenossen ein neuer Ernst des Bekenntnisses der Wahrheit und des offenen Widerspruches gegen die Lüge erwacht, der sich in kräftiger Weise kund gibt.

Wenn mein Freund Kanne mit seinem scharfen Blicke und Urtheile schon damals das aufsteigende Gewölk erkannte, das bald nachher den in meinen Augen heiteren Morgenhimmel der Naturwissenschaft trüben sollte, wenn er sogar von Schelling's Wirken als Lehrer Befürchtungen hegte, die meiner dankbaren Liebe zu diesem Manne wehe thaten, dann führte dieses freilich öfters zwischen uns einen, wenn auch nur vorübergehenden Zwiespalt herbei. Dieser jedoch war keineswegs der Grund zu jenem allmähligen Zurückziehen des Freundes aus unserem geselligen Kreise. Bei ihm trat jetzt immer auffallender und stärker jener Zustand einer geistigen Vereinsamung hervor, dessen äußere Form und zum Theil leibliche Veranlassung ich vorhin beschrieben habe. Ein Zustand, darin ihm das Wesen seiner Zeit und eines großen Theiles der mitlebenden Welt fast gänzlich unverständlich geworden war. Aber wohl ihm! sein innerer Sinn blieb geöffnet für das Leben und für die Ansprache einer anderen Welt, die in keiner Menschenzeit entsteht und vergeht, aus keiner derselben ihr Wesen nimmt, sondern immer dieselbe ohne Wechsel und Wandel, ohne Anfang und Ende ist. Für den fortwährenden Verkehr mit dieser Welt blieb er nicht blos empfänglich, sondern auch nach all' seinen Kräften wirksam bis an sein Ende. Dieses können namentlich jene studirenden Jünglinge bezeugen, die ihn, nach seiner Belehrung und geistigen Anregung verlangend, in seiner äußeren Abgeschie-

denheit noch besuchten. Ich selbst, nicht zunächst ohne meine Schuld, wurde ihm in meinem damaligen Wesen und Wirken unverständlich und fremd; weniger vielleicht er, mit seinem treuen Herzen, als ich in meiner Scheu vor dem vermeintlich allzu düsteren Ernste des Freundes, entzog mich mehr und mehr der früheren Gewohnheit unseres fast täglichen Beisammenseins; ich besuchte ihn, die Gefahr seines nahenden Todes nicht ahnend, nur selten. Ich mußte noch manchen Kampf bestehen, den er bereits siegreich beendigt hatte; ich ließ mir es in dem Wesen und in der Freundschaft mit der Welt noch gar wohl sein, er hatte dieser die Freundschaft schon längst aufgekündigt. Dennoch wußten wir, was wir uns waren und sein sollten und so wie bei meinem letzten Besuche seine vom Kampfe des Todes fast gelähmte Hand die meinige suchte, so hat sein liebendes Herz das meinige gesucht und hat es bis zu unserem Wiedersehen fest gehalten. Er starb im Dezember 1824, dem leiblichen Alter nach noch nicht zum Tode reif (in seinem 52. Jahre), in seinem glaubensfesten, sehnlichen Verlangen aber schon längst zur Ruhe von der Mühe seiner Jahre vorausgeeilt. Die Worte, welche sein und mein Freund, der reformirte Pfarrer Kraft (S. 292), an Kanne's Grabe sprach, setzten dem Leben und Wirken des zum Siege hindurchgedrungenen Kämpfers in den Herzen der Hörer ein Denkmal, das wohl in vielen der damaligen studirenden Jünglinge mag von besserer Dauer geblieben sein, als etwa eine bald vergehende Namensschrift auf dem Grabsteine.

Ein durch seine Gaben, Gesinnung, so wie durch Tüchtigkeit ausgezeichneter Lehrer war in Kanne aus unserem Kreise geschieden. Bald nach seinem Tode ging das Gerücht, daß eine der bedeutendsten Persönlichkeiten des

gelehrten Europa's, ein Fürst und Gewaltiger unter Deutschlands lebenden Dichtern und Schriftstellern: Friedrich Rückert für den erledigten Lehrstuhl der orientalischen Sprachen an der Universität gewonnen werden solle. Dieses Gerücht wurde in unserem ganzen, weiteren wie engeren Kreise mit großer Freude aufgenommen. Schon vor 15 Jahren, als ich noch in Nürnberg lebte, hatte ich den werthen Mann, der damals noch Student in Jena war, als besuchenden Gast in unserem Hause erwartet, wohin er in Gesellschaft meines Freundes Köthe kommen wollte (II, S. 404), ja sogar seine Reisetasche schon vorausgesendet hatte. Damals war er nicht gekommen; desto sicherer schien mir die Erwartung, ihn jetzt nicht nur zu sehen, sondern auf längere Zeit mit ihm zusammen zu leben. Aber diese Hoffnung ließ noch fast zwei Jahre auf ihre Erfüllung warten; Rückert kam erst im Jahre 1826 zu uns nach Erlangen und meine fast halbjährige Abwesenheit auf der Reise, die ich oben beschrieben, so wie bald nachher meine Berufung nach München hat mich den persönlichen Umgang mit ihm nur kurze Zeit genießen lassen. Doch hiervon, so wie von Rückert selber, werde ich noch nachher reden.

Noch zur günstigeren Zeit für mich, so daß ich einige Jahre lang mit ihm vereint leben und wirken konnte, kam ein anderer, neu einberufener Lehrer an unsere Universität: der Hofrath und Professor Dr. W. J. Koch aus Kusel in der Rheinpfalz. Er trat im Frühling 1824 in unseren Kreis ein. Nicht nur im Ganzen, für das Beste unserer Hochschule, sondern auch noch ganz besonders für mich, brachte Koch einen großen Gewinn. Ich hatte ihn schon aus seinen Schriften, näher und besser aber noch durch seine Schüler als einen Meister der Pflanzenkunde

von erstem Range kennen gelernt, welcher die Formen des Pflanzenreiches durch gründlich eingehende Betrachtung in seltener Lebendigkeit für die Beschreibung aufzufassen verstand. Die Freude, welche ihm selber seine Wissenschaft gewährte, theilte sich auch seinen Schülern mit; es hat in der damaligen Zeit wenig so anregende Lehrer im Gebiete der Naturkunde gegeben, als er einer war. In der allgemeinen Stimmung, in dem geselligen Tone, der unter den Lehrern der Universität herrschte, lag eine assimilirende Kraft. Koch wurde in kurzer Zeit diesem Kreise so befreundet und einverleibt, als hätte er von jeher zu demselben gehört und wäre nur für einige Zeit von uns verreist gewesen. Hierzu trug die gesellige Leichtigkeit und Munterkeit, die zu den Eigenthümlichkeiten des Stammes der Rheinpfälzer zu gehören scheint, ein Wesentliches bei. Mir war es eine große Erleichterung, daß ich eines meiner zahlreichen Lehrfächer (S. 285): den Unterricht in der Botanik in so gute, tüchtige Hände abgeben durfte; die übrigen mir noch bleibenden Aufgaben reichten noch immer hin, mich vor Müßiggang zu bewahren. Und in dem freundschaftlich-dienstfertigen Zusammenwirken mit Koch habe ich mehr von ihm, dem älteren Manne, als er von mir gewonnen. Er ist noch in seinem heiteren Greisenalter und bis zu seinem Ende für die Wissenschaft thätig geblieben. Ich gedenke seiner in herzlicher Achtung und Dankbarkeit.

Nicht nur an den hierzu berufenen Lehrern, sondern auch an vielen der Studirenden unserer Hochschule hat sich damals die Freude und Lust an der Erkenntniß der Natur recht kräftig erwiesen. Mehrere von ihnen sind nachmals ausgezeichnete und berühmte Lehrer der Naturwissenschaft durch lebendiges Wort und durch ihre Schriften geworden.

Ich nenne hier nur einige derselben in der ohngefähren Aufeinanderfolge, in welcher sie an unsere Univerfiät kamen.

Meinen vieljährigen Freund und gewesenen Schüler von Nürnberg her: Andreas Wagner, fand ich, als ich dahin kam, schon in Erlangen als Studirenden der Medizin. Er, so wie sein Namensverwandter Rudolph Wagner wurden auch vorhin (S. 518) unter den ersten Schülern Schelling's in Erlangen genannt. Beide sind nach meinem Abgange von dort eine Zeit lang meine theilweisen Nachfolger im Amte gewesen, beide stehen jetzt, der erstere in München, der andere in Göttingen, als anerkannt tüchtige Universitätslehrer da. Von Andreas Wagner's späteren Leistungen in seiner Wissenschaft habe ich weiter oben (Th. II S. 296) gesprochen. Rudolph's vielumfassender Geist ist an Werken fruchtbar gewesen, in denen die Elemente einer ernsten Gesinnung und eines vielseitig gründlichen Wissens kräftig sich durchdringen. Mit beiden Männern bin ich bis auf diese Stunde in brüderlicher Liebe vereint geblieben. — Zwei ausgezeichnete nachmalige Meister und Lehrer der Botanik studirten in der nämlichen Zeit in Erlangen. Den einen davon, Zuccarini den Aelteren, sah ich daselbst nur noch in den letzten Monaten vor seinem Abgange von der Universität, machte seine eigentliche, nähere Bekanntschaft erst in München, wo er bis zu seinem Ende in ruhmwürdiger Weise das Lehramt der Botanik vertrat. Das Zusammenfinden aber mit dem Anderen gehört noch ganz in die Geschichte meines Aufenthaltes in Erlangen. Dieser Andere war G. Bischoff aus Dürckheim, einer der besten Schüler des vorhin erwähnten trefflichen Botanikers Koch; ein Jüngling, dessen seltene wissenschaftliche Tüchtigkeit durch eine eben so

seltene Gabe der Bescheidenheit ihren eigenthümlichen Reiz erhielt. Er hat als Professor der Botanik an der Universität Heidelberg leider schon frühe seine friedlich fruchtbare Laufbahn beschlossen. Mit einer wahrhaft bräutlichen Liebe fühlte er sich von den Reizen der Pflanzenwelt angezogen. Mit welcher Hingebung und in welch' gedankenvoller Weise er die Gesammtaufgabe seines Berufes zum Forscher der Natur erfaßt hatte, das bezeugen seine schriftlichen Werke. — Des ehrenwerthen Mineralogen und Krystallographen Fr. Ch. Hessel, der noch jetzt als Professor in Marburg wirkt, habe ich schon oben (Th. II S. 497) gedacht. Er war mein Schüler in Nürnberg und stand, als ich nach Erlangen kam, nur eben noch am Abschlusse seiner akademischen Studien. Etwas länger aber lebte ich noch in Erlangen mit einem anderen meiner gewesenen Schüler in Nürnberg, mit dem auch bereits früher erwähnten J. Fr. Engelhardt zusammen, der sich in der Schule des großen schwedischen Chemikers J. J. Berzelius eine Umsicht und Handfertigkeit für dieses, in die Tiefe gehende Gebiet der Naturwissenschaft erworben hatte, durch die ihm der Weg zur Meisterschaft angebahnt wurde. Doch seine Führung war eine andere; noch an der Pforte zum Eingange in diese Hallen des wissenschaftlichen Ruhmes wurde er frühe aus seinem Lehramte in Nürnberg und aus dem Erdenleben zugleich hinweggerufen. Er war ein Jüngling von kindlich treuem, innigen Gemüthe, an den ich mit besonderer Liebe denke. — Wäre Engelhardt um ein Jahrzehend später geboren gewesen, und in die Vorschulen seiner Wissenschaft eingetreten, dann hätte er es nicht nöthig gehabt, den Lehrmeister, der ihn zur Vollendung führte, in weiter Ferne, in Schweden zu suchen, er hätte ihn im deutschen Vaterlande selber, an Justus

Liebig gefunden, der mit ihm zur gleichen damaligen Zeit in Erlangen studirte. Liebig hat mit gleichem Glücke als Berzelius eine Schule seiner Wissenschaft mit europäischer Berühmtheit begründet, für welche er durch seine Begründung eines in seinen eigenthümlichen Gränzen beschlossenen Systemes der organischen Chemie, ein neues, vorhin noch unangebautes Feld der Forschungen eröffnet und gewonnen hat. Noch ein dritter nachmals berühmt gewordener Chemiker studirte in denselben Jahren mit den beiden eben genannten in Erlangen. Dies war Fr. Schönbein, jetzt hochverdienter Lehrer an der Universität zu Basel. Er kam wie ein junger schlichter Landmann aus seinem Vaterlande Würtemberg zu uns. Ein naturkräftiger Geist, der nach dem sicheren Wege zur Wahrheit suchte; von treuherzigem Gemüthe. Er liebte und suchte den geistigen Erwerb des eigenen Denkens, fand bei Schelling freundliche Aufnahme und Anregung, war in Pfaff's Hause, so wie in dem meinigen, sehr gerne gesehen und beliebt. In allen seinen späteren wissenschaftlichen Leistungen hat sich Schönbein als ein selbstdenkender und forschender Geist gezeigt, welchem das Auge für manche noch unerforschte Tiefe seiner Wissenschaft aufgethan ward. Von allen oben genannten, nachmals berühmt gewordenen Werkmeistern am Aufbau der Naturwissenschaft wurde ich durch meinen oder ihren Abgang von der Universität Erlangen, wenigstens auf Jahre lang, getrennt, nur mit einem fand ich mich bald nach meiner Ankunft in München wieder zusammen. Dieser eine brachte in seine Vaterstadt eine seltene Mannichfaltigkeit von Erkenntnissen und anregenden Kräften mit sich, die er weit umher wie die Biene auf den blühenden Feldern gesammelt hatte. Es war dieses der vielgewanderte, erfindungsreiche,

in der Physik der Erde und ihrer Kräfte sowie der Sternenwelt wohlbegründete v. Steinheil in München. Ein Forscher, welcher die Natur so zu befragen weiß, daß sie ihm Rede und Antwort gibt. Denn wie er, als einer der Ersten, dem elektrischen Telegraphen den Laut der Töne und das deutliche Schreiben der Worte gelehrt, so weiß er durch seine große Gabe des scharfberechnenden Verstandes und der Geschicklichkeit seiner Hand das Schweigen der gebundenen Naturkräfte zu brechen und sie zur offenkundigen That zu wecken, förderlich für die Bedürfnisse des äußeren Lebens wie des wissenschaftlichen Erkennens.

Ich bin hier, was ja meine nächste Aufgabe sein mußte, nur dem eigenen Handwerke nachgegangen, habe nur die nachmaligen berühmten Meister in der Naturwissenschaft begrüßt, die während meines Lebens und Wirkens in Erlangen an dieser Hochschule studirten und welche großentheils auch mir persönlich näher traten. Wenn man neben diesem engeren Kreise jenen weiteren beachtet, den ich oben im 37. Kap. (S. 568 bis 586) beschrieb, und die Namen der studirenden Jünglinge, die sich um Schelling versammelten, oder angeregt durch ihn, zu dem gemeinsamen Werke der philosophischen Studien vereinten (m. vgl. S. 518—521), dann wird man die Jahre, in denen auch ich so glücklich war, in Erlangen zu leben, als eine reich gesegnete Zeit der Aussaat für die Zukunft anerkennen müssen. So gering auch mein eigener Antheil an derselben war, habe ich dennoch in meinen späteren Jahren oft und viel an den Früchten jener Aussaat mich erfreuen dürfen, als ich in München mit vielen der damaligen Studenten zu einem so nahen Zusammenleben vereint wurde, wie außer den schon genannten mit meinem Freunde Jul. Hamberger, mit Emil Wagner (des Rudolph Bru-

der) und dem jüngeren Puchta, dem Theologen. Emil Wagner hat sich frühe aus der Erdenzeit davon gemacht, Puchta lebt und wirkt noch in frischer Kraft in seinem gesegneten Berufe zu Augsburg. Viele, sehr Viele könnte ich noch nennen, die mir, wenn ich die Räume des Vaterlandes im Geiste durchlaufe, als feurige Steine erscheinen, unter denen es sich auch bei Nacht sicheren Weges wandeln läßt. Ich segne sie Alle in herzlicher Liebe.

41. Mein Abgang aus Erlangen.

Die Erinnerung an das Ereigniß meines Lebens, das ich hier beschreibe, hat mich, wie die Töne des Kuhreigens ein krankes Schweizerherz, gar manchmal schmerzlich bewegt und einen Nachklang des Heimwehes in mir aufgeregt, das ich auf lange Zeit, von den Tagen meines Abschiedes aus Erlangen, mit mir in die neue Heimath nahm. Der Schmerz des Scheidens mochte gerecht sein, das Heimweh war dieses nicht, und seine Regung kann vor dem Ernste eines Rückblickes auf die seitdem durchwanderte Bahn nicht bestehen. Wie etwa ein Sandkorn mit der Erde, darauf dasselbe ruht, vergleiche ich hier nachstehend das Kleine mit dem Großen.

„Wäre das Land am Nil für das Volk des Bundes auch kein Diensthaus, sondern nur ein Lustgarten des sinnlichen Vergnügens gewesen, ja hätte das Geschlecht noch gelebt, welches, geschützt von Pharao's Gunst, in ungestörtem Frieden in Gosen seine Hütten bauete und seine Heerden weidete; das Heimweh nach diesen friedlichen Hütten und Weideplätzen hätte ihm nicht mehr geziemt, es wäre ihm auf immer vergangen, als ihm jetzt nach langer Wallfahrt das Ziel der Verheißungen: das Heimathsland der Väter, vor Augen lag. Friede sei in dei-

nen Thoren, du stille Priesterstadt On, durch welche auch ich einst mit Lust ein- und ausgegangen. Meine Augen haben nach dir gethränt in mancher dunklen Nacht, wie dort im Lager, Migdol gegenüber, wie im sonnenglühenden Sande von Sin, am Felsen zu Raphidim, wie dort bei den Gräbern Tabeera's, welche die Lüsternheit selbst noch vor dem Angesichte des Sinai und seiner schreckensvollen Majestät sich bereitete. Der müde Wanderer hat sich oft nach deiner Ruhe zurückgesehnt auf seinem langen Zuge durch ein Thal der Irren, da auswendig Streit, inwendig Furcht war. Doch nun sind sie beendigt, die Kämpfe mit Amalek's, Hesbon's und Basan's Heeren; der verderbliche Same des Alten, dessen erzeugender Stamm in den Strafgerichten am Sinai und von Hazeroth; unter dem Schwerte der Feinde bei Kades sowie der Last und Plage der Jahre dahingestorben schien, durfte zwar noch einmal spät, in Sittim's Lusthainen sich empören, doch auch seine Brut hat der hohenpriesterliche Ernst vertilgt. Und siehe, hier ist der Jordan; jenseits das Land der verheißenen Ruhe, schon so nahe, daß die Stimme des Abendliedes es erreicht, die Stimme, welche singt: das Alte ist vergangen, das Werden des Neuen hat begonnen. Nur noch der Schrecken vor dem nahen Meere des Todes und die Sorge des Ueberganges über den Strom, der wie zur Zeit der Ernte an all' seinen Ufern vollgehet, sind uns geblieben. Doch nur getrost und frisch hinein. Das Geheimniß des Bundes mit dem Manne des Heiles geht uns voran; die Fluth, drohend vom Gebirge her, darf uns nicht mehr nahen, die gegen das Thal hin entflieht nach dem Meere des Todes, dessen Schrecken uns nicht berührte und nun für immer dahin ist.“ —

Jene Stimmen, welche trügerisch zu uns sagen: „Friede, Friede“, wenn doch kein Friede da ist, sondern

Unfrieden und Krieg, kommen öfter noch aus unserem Inneren als aus fremden Munde. — Ich erfuhr dieses während meines Aufenthaltes in Erlangen, wo es mir, wie ich im Vorhergehenden mehrmals berichtete, äußerlich so ganz behaglich wohl erging, wie sonst nirgends in meinem Leben. Ich fühlte mich deshalb mit all' meinen natürlichen Neigungen so festgehalten an diesem Orte, daß ich ernstlich mit dem Gedanken umging, mir dort ein eigenes Wohnhaus zu erwerben, darin ich bleiben wollte, bis man mir mein Ruhebette bereitet hätte draußen in der Erde. Und wie konnte dieses anders sein? Hatte ich doch Alles um und neben mich, was in's Innere des Hauses gehört: die Familie selbst, die unter dem gemeinsamen väterlichen Obdache ausgehen und eingehen sollte. Ein sehnlicher Wunsch meines Herzens war erfüllt, ich durfte wenigstens einmal in meinem Leben das Glück erfahren, als Vater mit und nahe bei meinen Kindern zu leben. Denn die Tochter Adeline mit ihrem Winer wohnte mit uns in der gleichen Gasse und die Tochter Selma mit ihrem Heinrich Ranke wohnte so nahe an Erlangen, daß ich, so oft ich wollte, die Stille der Sonn- und Festtage mit ihnen feiern, sie nicht selten als besuchende Gäste uns zusprechen konnten. Dort im Thale, zwischen den waldigen Hügeln am Ufer der Pegnitz, geht mein Gemüth noch jetzt der Erinnerung mancher Stunden nach, dergleichen ich auf Erden nur wenige gelebt habe. Die Rosen sind längst verblüht, ein Samen ist geblieben, dessen Aufwuchs fest über dem Grabe steht. In dem alten, kleinen Pfarrhause des stillen Thales war noch mehr zu finden, als in jenem, das uns Voß in seiner Luise beschreibt. Selig sind die Herzen, welche mitten in den Freuden der ersten Liebe der Neuvermählten die Kräfte einer höheren ersten Liebe empfinden und diese

niemals verlassen, sondern in ihr wachsen und erstarken bis an's Ende.

Dieses Zusammenleben mit meinen Kindern, das ja mit Ranke's bald noch ein räumlich näheres werden konnte, war der helleste Stern in unserem damaligen Leben, die höchste Lust meines Herzens und Hauses. Aber diesem engeren Bereiche des eigenen häuslichen Lebens schloß sich in harmonischem Wohllaute unsere mitlebende Außenwelt an. Der gesellige Kreis, in welchem ich damals lebte, hatte in der letzten Zeit, vor meinem Abgange aus Erlangen, zu seinen früheren noch einen neuen Reiz erhalten durch Friedrich Rückert's Eintritt, von welchem, wie ich scherzend sagte, wenn er in mittheilender Stimmung war, ein so kräftig anregender Lebensathem ausging, wie der Duft, der aus Ceylon's Gewürzwäldern aufsteigt. Er selber, seinem Wesen nach ein allseitig vom Meere umschlossenes Eiland, geistig reich an des Orients kostbarster Würze, mit einem majestätisch wilden Pic d'Adam in seiner Mitte, aus welchem die wunderlich tief bewegenden Naturtöne hervorbrechen, welche das einheimische Volk mit ahndungsvollem Grauen vernimmt.

Wo konnte es einen Menschen geben, der sich glücklicher fühlte als ich in meinem Berufe; dankbarer und reicher im Genusse der Liebe, die mir von Jung und Alt, aus den Herzen der Zuhörer und Schüler, wie der Mitgenossen im Amte und der Mitbürger am Wohnorte entgegenkam. Wenn ich auch nur an die Gesellschaft der Freunde denke, die sich wöchentlich an einem bestimmten Tage zu einem höchst einfachen, bürgerlichen Abendessen versammelte, dann scheue ich mich nicht, die Worte des großen Predigers auf mich anzuwenden, wenn dieser mit-

ten in seiner ernsten Rede über die Eitelkeit aller Dinge rühmend es sagt: „wer hat fröhlicher gegessen und sich ergötzt als ich?“ (Eccles. 2 V.25.) Da waren die nächsten, jüngeren Genossen dieses vertraulichen und allezeit heiteren Vereines, mit ihren Frauen beisammen. Ich habe ihrer aller bereits namentlich erwähnt, bis auf einen, den ich hier noch nenne: meinen sowie Pfaff's und Kanne's Hausarzt und Freund Dr. Küttlinger. Auch er zwar, gleich den meisten jener fröhlichen Tischgenossen, hat sich aus der lauten Gesellschaft der Lebenden hinüberbegeben zu der stillen der Gräber, aber nicht nur den Todten aus Fingal's Heldensaale, sondern auch Anderen mit Ehren aus der „Stätte der Elemente“ Hinweggerückten gebührt aus lebendem Munde ein Wort der liebenden Erinnerung. Bei unseren Abendgesellschaften fanden sich auch immer andere geladene Gäste ein, namentlich Schelling und seine Frau, Platen, sowie später Rückert und mancher Ankömmling aus der Ferne. Aber der Grundton eines immerdar Fröhlichseins, welcher durch den munteren, treuen Fleiß am Tagwerke des Berufes in Kraft und Leben erhalten wurde, blieb bei allem Wechsel der äußeren Ereignisse und inneren Stimmungen sich gleich; ich selber wußte von keinem leiblichen Leid als von dem zuweilen mich anwandelnden heftigen Zahnweh, und meine ganze Natur rühmte sich ihres guten Friedens.

Aber es ist uns vorhin gesagt, daß der Mensch immer im Streite sein müsse auf Erden, und der rechte Friede kommt dem redlichen Kämpfer erst dann, wenn man ihm den Sterbekittel anzieht; das Ende seiner Unruhen mit des Lebens Ende. Und wohl auch mir, daß ich dahin geführt wurde, wo das Vertrauen auf den Grund meines

äußeren und inneren Friedens gewogen und zu leicht gefunden wurde. Es galt mir da die Loosung: „ehe ich gedemüthigt ward, da irrete ich.“

Ich habe vorhin (S. 625 u. f.) einer kleinen Reise erwähnt, die ich von Erlangen aus zunächst nur nach München machte. Sie war in ihren Folgen für mein späteres Leben von wesentlichster Bedeutung durch den Eindruck, welchen ich von meinem persönlichen Annahen an den Kronprinzen Ludwig mit mir nahm. In dem ganzen Wesen dieses seltenen, jungen Fürsten lag für mich eine anziehende und zugleich bewegende Kraft, welche mich in unwiderstehlicher Weise dahinnahm. Bei der großen Gabe seiner geistigen Beweglichkeit konnte er alsbald eingehen in die Denkweise und Sinnesart eines Anderen, blieb aber dabei so fest auf seinem eigenen Grunde stehen, wie ein Wagenlenker, gegenüber dem Gespanne, das ihn zu dem Kampfpreise der Rennbahn führen soll. Ich erwähnte oben der Worte, welche der Kronprinz bei'm Abschiede zu mir sprach, in denen er mir die Aussicht eröffnete, einst ganz in seine Nähe, nach München, zu kommen. Das prächtige München, darin schon damals, wie seine benachbarten Alpen aus ihrem ebenen Grunde, Werke des schaffenden Menschengeistes emporstiegen, die weit über dem flachen Boden des Alltäglichen und Gemeinen sich erhoben, mochte wohl für Manchen, eben so wie für mich, einen großen, anziehenden Reiz haben. Wenn ich aber mit einigem Wohlgefallen dem Gedanken mich hingab, einst dorthin zu kommen, dann dachte ich dabei zu wenig an die innere Gebundenheit all' meiner Neigungen und lieben Gewohnheiten, an Erlangen und an die Verhältnisse, in denen ich daselbst lebte; ich vergaß, daß das Werden eines Künftigen neben dem Fortbestehen eines Gegenwärtigen nicht mög-

lich sei. Denn zu welcher anderen Lehrerstelle an der neuen Universität München konnte ich mich für geeignet halten, als zu jener, die ich in Erlangen versah, für diese aber hatte der damals noch lebende berühmte Reisende in Brasilien, der Conservator des zoologischen Museums der Münchener Akademie der Wissenschaften, der Hofrath D. v. Spix, in jeder Beziehung die wohlbegründetsten Ansprüche. Dieser kräftig erscheinende Mann war jünger als ich. Und die Versetzung der Universität von Landshut in die Residenzstadt schien auch kein Werk, das so in der Kürze sich abmachen lasse. Darum geschah es mir bald, daß ich den Gedanken von einer Versetzung nach München mehr nur von der Seite seiner Unwahrscheinlichkeit, ja seiner Unmöglichkeit betrachtete und mir ihn ganz aus dem Sinne schlug, von Herzen zufrieden mit der Aussicht, daß ich als freier Bürger von Erlangen zuweilen als besuchender gerne gesehener Gast in München zusprechen dürfe.

Aber eben in einer Zeit, darin ich es am wenigsten gedacht, wurde der Vorhang hinweggethan, der die Aussicht auf den weiteren Weg meiner Lebensführungen verhüllte; alle Hemmungen, die zwischen mir und meinem vorbestimmten Ziele der Wanderschaft lagen, waren eine nach der anderen hinweggeräumt, und es galt jetzt der Wahlspruch: „nur frisch hinein, es wird so tief nicht sein."

Der theuere, geliebte Landesvater König Maximilian starb, von seinem Volke tief betrauert, am 13. Oktober 1825 in einem noch kräftigen Alter, dessen Ende nicht so nahe schien*). Der Kronprinz Ludwig war

*) Er hatte das 70. Jahr noch nicht vollendet.

jetzt König geworden und konnte mit selbstständig freier Kraft die Hand an die große Aufgabe seines Lebens legen: das Volk, welches seiner Obhut befohlen war, nicht nur zu einem äußeren Wohlbefinden, sondern zu einem inneren geistigen zu erheben. Religion vor Allem, in ihrem Dienste die Kunst von höherer Weihe, sowie ein vielseitiges, gründliches Erkennen, sollten das Leben des Geistes wecken, bekräftigen und veredeln. Der Mittelpunkt seines Wirkens sollte München sein, darin hatte er schon als Kronprinz jener Kunst den Einzug eröffnet, welche die ernste Bedeutung ihres Berufes kennt; zu ihr sollte sich jetzt eine andere Pflegemutter des geistigen Lebens: die Wissenschaft gesellen, welche selber weiß und lehrt, was sie wissen und lehren soll. Wie eine Hochschule der Künste, so sollte München auch eine Hochschule der Wissenschaften werden. Schon äußerlich wurde hierzu der Grund gelegt durch die Aufnahme der Universität Landshut in die Hauptstadt. Gleich nach dem Antritte seiner Regierung begann König Ludwig die Ausführung dieses in seinem Geiste längst gereiften Planes, und in Zeit von einem Jahre stand neben der neu aufblühenden Pfleganstalt der Künste eine neu auflebende der Wissenschaften da. Die Lehrerstellen an dieser waren zunächst durch jene ehrenwerthen Männer besetzt, welche aus Landshut mit herüberkamen, oder die als Mitglieder der schon bestehenden Akademie der Wissenschaften in München lebten. Unter diesen war auch D. J. v. Spix, vor Anderen wohlbefähigt zu dem Lehramte der Naturgeschichte durch die vielseitigen, reichen Erfahrungen und eigenen Anschauungen, welche er sich auf seinen Reisen erworben; ein Mann in der Mitte der Lebensjahre. Ich hatte ihn noch bei meinem vorjährigen Besuche in München in seiner vollen, wissenschaftlichen Geschäftig-

keit gefunden, aus dieser aber wurde er abgerufen durch den Tod, fast unmittelbar vor der Eröffnung der neuen Ludwig-Maximilians-Universität. Spix war im Mai 1826 gestorben; ich erfuhr die Nachricht seines Todes auf meiner vorhin erwähnten Reise in Italien, und einige Monate nachher, auf der Heimkehr nach Erlangen, kam mir die Ernennung zu der Professur der Naturgeschichte an der Münchener Universität entgegen.

Als ich in Erlangen wieder zu meinem Hausfrieden, zu meiner äußeren wie inneren Ruhe kam, da fand es sich bald, wie in meinem Inneren die Stimmen getheilt waren; die eine für die Annahme des ehrenvollen Rufes, die andere für das Verbleiben an Ort und Stelle. Noch einmal fühlte ich die natürlichen Bande, die mich an dem mir werth gewordenen Ort festhielten, in ihrer ganzen Kraft und Stärke, auf der anderen Seite mußte ich in dieser neuen Wendung meines Lebensganges das Werk einer höheren Hand erkennen. Auch wußte ich, wer es sei, der den äußeren Ruf zu dieser Führung an mich ergehen ließ, und zu diesem führte mich nicht nur die Pflicht des Gehorsams, sondern ein Zug der ehrfurchtsvollen, herzlichen Liebe hin. An König Ludwig's Seite stand damals ein Mann, der nicht nur mit treuer Ergebenheit des Herzens, sondern mit willig erfassendem Geiste, aus all' seinen Kräften das Werk zu fördern suchte, für welches sein hochsinniger Fürst sich berufen fühlte. Es war dies der verstorbene, auch als Dichter ehrend anerkannte Minister Eduard von Schenk. Das Andenken dieses frühe hinübergegangenen Mannes bleibt mir werth und theuer. Er hat an mir in der damaligen Zeit, sowie später, bis zu seinem Ende, eine Nachsicht und Liebe erwiesen, die sich durch Nichts irre machen ließ. Ein weiches, inniges

Gemüth, das mit der Wärme seiner Gefühle die kalte Außenwelt zu durchdringen und zu beleben suchte. Es war ihm ein treuer, ungeheuchelter Ernst um das Bekenntniß des Christenglaubens, und wo ihm dieses Bekenntniß, ruhend auf dem einen, rechten Grunde, entgegentrat, da wußte er es zu ehren, auch wenn die Gemeinde der Gläubigen, aus der es kam, eine andere war als die seinige. Zum Minister des Cultus und Unterrichtes war er durch seine Gesinnung, seine vielseitige wissenschaftliche Bildung und sein feines Urtheil sehr vollkommen geeignet. Dieser liebe Mann, der im Auftrage und im Namen seines Königes die Unterhandlung mit mir leitete, hat es sich in recht ausdauernder Weise angelegen sein lassen, mir den Schritt, den ich thun sollte, zu erleichtern und mich nach München zu ziehen.

Was meinen Entschluß mir erschwerte, das habe ich vorhin ausführlich beschrieben. Zu diesen Hemmungen von innen kam, als die Angelegenheit fast entschieden schien, ein Bedenken von außen. Ich erfuhr, daß der berühmte Oken mit mir zugleich, und für dieselbe Lehrstelle, die ich bekleiden sollte, nach München kommen werde. Weniger das Uebergewicht des Ruhmes, in welchem dieser Mann vor mir in der Oeffentlichkeit stand oder seine Vorzüge als Lehrer, schreckten mich von der nahen collegialischen Zusammengesellung mit ihm ab, als — ich sage es offen — die Gerüchte, die ich von seiner Unverträglichkeit gehört hatte, und jene gänzliche Grundverschiedenheit, die zwischen uns beiden in der geistigen Auffassung der Natur und ihrer Geschichte stattfand (m. v. S. 657 u. f.) Am stärksten fiel mir diese gänzliche, polarisch sich entgegengesetzte Verschiedenheit unserer Ueberzeugungen in Oken's „Naturphilosophie“, sowie in einigen Aufsätzen der Isis, in's Auge. Ich hielt

es nicht für möglich, daß zwei wie wir beide, als öffentliche Lehrer neben einander wirken könnten, ohne daß der eine der Wirksamkeit des anderen feindselig oder vernichtend entgegenträte. Und was sollte mich nöthigen, mein friedliches, unbeeinträchtigtes Arbeitsfeld, das stets seine Früchte brachte zu seiner Zeit, mit einem anderen zu vertauschen, dessen Aussaat wie Ernte dem Streite unterworfen und von unsicherem Erfolge war?

Schelling, der sach- und ortskundigste Rathgeber in diesen Bedenklichkeiten, zeigte sich keineswegs geneigt, mir dieselben ganz zu benehmen. Er selbst war aufgefordert worden, als Lehrer der Philosophie an die neue Ludwig-Maximilians-Universität zurückzukehren; man hatte sogar im Regierungsblatte sein Auftreten als Lehrer angekündigt, sobald sein verlängerter Urlaub zu Ende sei. Obgleich er aber nicht so wie ich, durch inneren wie äußeren Zug der Neigungen und Gewohnheiten, an Erlangen gebunden war, mag es dennoch der Inhalt des Briefes bezeugen, den ich nachher von ihm mittheilen werde, daß für ihn der Entschluß, nach München zurückzukehren, kein leichter war. Er wies allerdings, nach seiner Kenntniß von München, meine Sorge keineswegs als eine unbegründete zurück, daß meine Zusammenstellung mit Oken mich in manche widerwärtige Händel und parteiliche Anfeindungen hineinziehen werde, die meiner allzufriedliebenden Natur wehe thun würden, denn die nach dem äußeren Ansehen gewichtigere, zahlreichere Partei des Publikums werde es mit der am lautesten, öffentlich anerkannten Meinung halten. Doch gäbe es neben jener auch eine andere Partei, die ihre eigene besondere, nicht nur Meinung, sondern Ueberzeugung habe und festhalte, welche auch eben deshalb, wenn auch nicht äußerlich, doch innerlich, die stärkste und

zuletzt siegreiche sei und bleibe. Diese Partei, zugleich mit der unbefangeneren, besseren Jugend, werde niemals meine Feindin sein. Auch könne ich mich wohl auf die sich gleichbleibende Gesinnung des Königes und das Wohlwollen des Ministers von Schenk verlassen. Uebrigens gab er mir nicht Unrecht, wenn ich bei jeder Gelegenheit meine natürliche Vorliebe für das Verbleiben an der kleineren Universität geltend zu machen suchte.

Wenn ich an mein damaliges unentschlossenes widerspenstiges Benehmen in der Angelegenheit meiner Einberufung nach München zurückdenke, dann ergreift mich ein Gefühl der tiefsten Beschämung, zugleich aber auch der Dankbarkeit gegen den noch lebenden huldvollen König und Herrn, der jene meine störrige Unart mit der Nachsicht, dabei aber auch mit jener Festigkeit des Willens behandelte, mit welcher ein kräftiger, wohlkundiger Wagenlenker (S. 673) die unvernünftige Laune eines seiner Rosse zu zügeln versteht. Die Briefe des Ministers von Schenk an mich blieben fortwährend voll Wohlwollen und Freundlichkeit; meine Bedenklichkeiten erschienen in ihnen wie vorbeiziehende Wolken, die sich im Wasser spiegeln.

Ich war jetzt zur ruhigen Besinnung gekommen, bereit, zu gehen, wohin Gottes Hand mich führte. Das Bemühen meiner Collegen, mich für Erlangen zu behalten, das sich in einer einstimmig unterzeichneten Bittschrift des Senates an seine Majestät den König aussprach, so wohlgemeint es war, erwies sich auch nur als einer jener vorüberziehenden Wolkenschatten im Wasser. Mit einer, noch niemals so lebendig gefühlten Freudigkeit hielt ich zum letzten Male meine Vorlesungen in dem lieben, wohlbekannten Kreise meiner Erlanger Studenten, die dem scheidenden Lehrer bei jeder Gelegenheit und auf alle Weise

ihre dankbare Liebe zu bezeugen suchten. Bei einer dieser Gelegenheiten war es Harleß, der als Sprecher für die anderen Alle auftrat, und seine Worte sind mir als Text zu den Melodien, die man sang und spielte, tief im Herzen geblieben.

Kurz vor meinem, schon festgesetzten Abgange aus Erlangen, ward mir im Pfarrhause meiner Kinder die erste Enkelin geboren. Ranke selbst taufte seine ihm Neugeborene. Das war für mich ein Tag großer Freuden, sein Abend aber auch der Anfang großer Unruhen. Denn bei'm Nachhausefahren warf der Wagen auf dem damals noch tief sandigen Wege um, und ich brach den Arm. Noch niemals hatte sich mir die theilnehmende Liebe aller Nachbarn und Gefreundte in so überfließender Weise gezeigt, als bei dieser Gelegenheit. Freilich konnte das Alles meine Unruhe nicht heben, die mich ergriff, wenn ich daran dachte, daß ich meine Vorlesungen noch nicht ganz beendigt habe, und daß ein großer Theil der naturgeschichtlichen Gegenstände, die ich auf der südfranzösischen Reise für das Naturalien-Cabinet gesammelt hatte, noch ungeordnet zurückbleiben müßten. Sie waren mitten im Winter, auf unerwartete Weise verspätet angekommen, und kaum hatte ich die Arbeit an ihnen begonnen, da legte mein Unfall mir einen Stillstand auf. So viel als möglich suchten mir meine jungen Freunde diese Sorgen abzunehmen. In dankbarer Liebe gedenke ich bei dieser Gelegenheit all' der Arbeit und Mühe, welche mein junger Freund und treuer Begleiter auf der südfranzösischen Reise: Robert Schneider*) auf sich nahm, um für mich die noch nöthig scheinenden Arbeiten an der Universitätssammlung zu einem

*) Bald nachher Lehrer am Seminar zu Bunzlau.

vorläufigen Abschlusse zu bringen. Ein Eifer der dienstwilligen Liebe, wie man selten ihn finden mag. Mehrere andere unter den jungen Freunden, unter ihnen unser geliebter Pflegesohn Eduard aus Mecklenburg, suchten mir das schmerzlich lange müßige Dasitzen im Lehnstuhle dadurch zu erleichtern, daß sie mir ihre fleißigen Hände zur Arbeit liehen, die mir ein Bedürfniß des Lebens war. Unter anderen diktirte ich ihnen mein oben (S. 506) erwähntes, kleines Büchlein: „Züge aus Oberlin's Leben", sowie einen kleinen Theil meiner Beschreibung der südfranzösischen Reise in die Feder.

So verging die Zeit des langen, peinlichen Gebundenseins an den Lehnstuhl und an das Zimmer. Als die Frühlingssonne wieder warm schien, wurde ich aus meiner Gefangenschaft entlassen. Noch einmal besuchten mich die Kinder Ranke's mit der kleinen, etwa sechswöchentlichen Enkelin. Dies war das letzte Familienfest in dem guten Hause, darin ich acht Jahre lang in Fried' und Freuden gelebt, und für mein Wirken als Lehrer und Schriftsteller so manchen Segen empfangen hatte. Unsere Hausgeräthschaften sammt Büchern und anderen Dingen der Art waren schon vorausgegangen nach München; wir waren der freundlichen Einladung zu Schelling's gefolgt, lebten da noch einen Tag als Gäste. Dieser letzte Tag, mit seinen von eigenem, innerem Drange oder pflichtmäßig von außen gebotenen Abschieden, wäre für Leib und Seele ein schwerer gewesen, wenn die Nähe und die persönliche Anregung der Gastfreunde, und der Geist, der in ihrem Hause herrschte, Gedanken anderer Art hätte aufkommen lassen, als die des freudigen Muthes und des Vertrauens auf ein Beisammenbleiben der Herzen auch bei der Trennung durch Räume und Zeiten. Die Freundin Schelling las mir noch

an diesem letzten Nachmittage ein Gedicht von Albert Knapp vor, welcher damals zuerst in unserem Kreise bekannt und anerkannt wurde. Sie besaß es in Abschrift. Es sprach mich durch Inhalt und Kraft seiner Sprache recht wunderbar an, denn, wie ich mich später schriftlich darüber ausdrückte, es war ein Gedicht in der geistigen Tonweise der Korahiten; es ließ sich in ihm eine Stimme vernehmen, die so aus der Tiefe kam, daß sie tief im Inneren des Hörers oder Lesers die antwortende Stimme (Antiphonie) erweckte, welche mit dem Geiste des Dichters den Wechselgesang anstimmt. Ich reichte schon damals dem jugendlichen Dichter im Geiste die brüderlich begrüßende Hand, bald hernach that er dasselbe auch mir in einem Briefe, und den Bund zwischen uns, in einer Abschiedsstunde geschlossen, wird auch die letzte Abschiedsstunde nicht scheiden.

Am Abende noch ein Abschiedsgesang der Studirenden. Schelling sprach Worte zu den versammelten Jünglingen, welche denen, die sie hörten, wohl in der Erinnerung werden geblieben sein. Auch ich begrüßte noch das junge, mir theuere Volk. Unter ihm vielleicht manche, welche später mir, dem scheidenden Lehrer, Lehrer wurden und treue Führer in die Erkenntniß des geoffenbarten Wortes, sowie Erwecker der Kraft des Gebetes aus der Tiefe. Ein starkes Gewitter bezeugte sein Annahen mit Blitz und Donner. Die Töne eines kräftigen deutschen Liedes von Friedrich Rückert verhallten in der Ferne, so wie die Schaar der Sänger durch die Gassen zog.

42. Der Eintritt in das Münchner Leben.

Aegyptens Strom, der Nil, wird auf dem langen Laufe durch das Thal seiner Gräber nicht mächtiger und

reicher an Wasser, sondern ärmer, denn die Hitze von oben her, der glühende Sand, von unten wie zur Seite, zehren an seiner Fülle, und von der oberen Pforte seines Ausganges aus den Hochgebirgen ersetzt kein neuer Zufluß das allmählige Verdunsten und Verrinnen seiner Fluth. Dennoch bringt der Nil, selbst noch in seinen vereinzelten Armen, sein süßes Gewässer in reichlichen Wogen zum Meere, denn er ist ein Strom, welcher mächtig und tief in seinem Bette geht. Anders ergeht es jenen Bächen der Wüste, von denen ich auf meiner Reise in das Morgenland mehrere gesehen. Diese gehen nach ihrem Maaße reich an klarem, frischen Wasser durch das schattige, enge Felsenthal, in welches ihre Quellen sich ergießen, wenn sie aber hinaustreten in die freie Ebene, wo die Strahlen der Sonne und der heiße Sand ungehemmt aus ihrem Borne schöpfen, da bleibt gar bald von ihrem weiteren Laufe keine Spur mehr als der trockene, leere Rinnsal und das Tamariskengesträuch zu seiner Seite, das nur wenige Male im Jahre von der eilig verrinnenden Regenfluth getränkt wird. Mit Wohlgefallen und Lust ergeht sich der Wanderer im Engthale von Kerek herab gegen Petra. Wie lieblich mag das Wohnen gewesen sein hier an dem Bache voll frischen Wassers, der an den Felsentempeln und Grotten vorbeirinnt, in denen das Geheimniß der Geschichte einer untergegangenen Herrlichkeit noch jetzt auf seine Enthüllung wartet. Dort im Schatten der Felsenwände und der hohen Bäume, ungeblendet vom Strahle der Sonne, verweilt das Auge gern bei jeder ihm neuen Pflanze, bei jeder Inschrift, bei jedem Trümmer eines vormaligen Bauwerkes; auch das Kleine empfängt hier seine Bedeutung; in der Stille des abgeschlossenen Thales vernimmt das Ohr jeden Ton des singenden Vogels oder des rufen-

den Hirten. Wenn aber der Bach, an Petra's Wunderwerken vorüber in den weiteren Raum tritt, wenn sein geschwächter Wasserstrahl im Wadi Musa unter das Gehäufe des Rollgesteines und der Trümmer sich hinabsenkt, was bleibt dann noch von ihm übrig für das Bette, das ihm die Regenfluth hinaus in die freie Ebene grub? Wie Elim's Brunnen, auch wenn sie vereint zur tieferen Ebene eilen, bald unter dem Sande verschwinden, so entzieht sich dem Auge Kerek's und Wadi Musa's Bach, sobald er in das große, weite Feld seiner Ebene hinaustritt, denn er war nur ein Bach, kein Strom wie der Nil.

Auch das Leben, welches ich hier beschreibe, ist von seinem Ursprunge an bis zu der Stelle, dahin ich seinen Lauf begleitete, kein reicher, mächtiger Strom gewesen, in dessen freiem, mächtigem Gewässer bis zu seiner Mündung in's Meer Wohnstätten der Menschen sich spiegeln und Wimpeln der Schiffe, sondern ein mäßiger Bach, der, nur so lange er im schattigen Engthal blieb, die Beachtung des fremden Wanderers an sich ziehen konnte. Durch die weite, große Welt der Ebene mit ihren hell und heiß scheinenden Sonnenstrahlen mag ein stärkerer Fluß mit ungebrochenem Laufe dahin ziehen, und das Auge kann diesen Lauf begleiten; Kerek's so wie Elim's Bach verlieren sich scheinbar spurlos und dennoch weiß es der Kundige des Landes, daß in der Tiefe ihres Bettes das lebendige Wasser nicht verschwunden sei; er gräbt hinab in den Boden und findet, was seinem Verlangen genügt.

Mein Leben in München, als ich von Erlangen aus da hineintrat, ist an Erfahrungen und Anregungen, an Freuden und Leiden des äußeren wie des inneren Menschen ein so überaus reiches gewesen, daß es gleich dem gereiften, männlichen Alter von der Kindheit, von seiner

Vergangenheit sich abscheidet. Es ist jedoch bald in seinem Verlaufe mitten in dem hellen Tagesglanze und dem lauten Gedränge seiner äußeren Umgebung ein so innerlich verschlossenes und zurückgezogenes geworden, daß es dem fremden Auge nur wenig darbieten kann, das für dieses der Beachtung werth schiene. In den alten Reimen, welche die Stufen des Menschenlebens von der Kindheit bis zum Greisenalter beschreiben, gibt es einen, der von einem Stillestehen der inneren wie äußeren Entwickelung redet. Ein Stillstand, der für unser Wesen von ähnlicher Bedeutung sein mag, als der Zustand der Chrysalite oder Puppe, in welchen das Insekt vor seiner Vollendung zum geflügelten Schmetterling sich versenkt. Wollte ich all' des unzählbaren Guten gedenken, das mir von außen wie von innen während meiner Jahre in München widerfahren ist, dann hätten die Blätter eines solchen Buches wie das meinige keinen Raum, mein alter, fast 77 jähriger Leib keine Kräfte dazu. Und ich sollte wohl vor Abend auch noch andere Dinge thun. Darum möge man es vergeben, wenn hier die Beschreibung meines Lebens, wie ein klarer Bach der Wüste, nur noch eine kurze Strecke weit über den Boden hinrinnt, bald aber unter diesem sich verliert, dahin, wo nur die Hand des Gräbers ihn finden kann.

Was diese letzten Kapitel enthalten, das ist öfters aus Briefen, so wie kurzen schriftlichen Aufzeichnungen entnommen.

Ich kehre wieder zurück zu der Beschreibung meines Fortzuges aus Erlangen nach München.

Das heftige Gewitter vom gestrigen Abende hatte sich in einen Regen aufgelöst, der am ganzen darauf folgenden Tage, vom Morgen bis zum Abende, so dicht niederströmte, daß nur ein dämmerndes Licht durch ihn hindurchbrach.

Unser Reisewagen, schon seit gestern mit all' den Dingeu bepackt, die mit uns zugleich in München ankommen sollten, kam in möglichster Stille an das Haus der theuern Gastfreunde, und während diese noch schliefen, ehe der Morgen graute, waren wir schon über die Stadt hinaus. Wir hatten es versprochen, mit den Freunden in Nürnberg zu frühstücken. Johannes Merkel, der Bürgermeister, Schwager meines Freundes Fr. v. Roth in München, hätte mir durch Das, was er beim Abschiede zu mir sprach, wenn es nöthig gewesen wäre, auch den tiefest gesunkenen Muth wieder aufrichten können. Denn er war ein Mann voll kindlichem Glauben und festem Gottvertrauen. Ihn hatte ich erst so nahe kennen gelernt, seitdem meine Kinder Ranke's ihren Wohnort in der Nähe seines Landgutes bezogen hatten, denn dort sahen wir uns oft in jener sonntäglichen Stille, welche eigentlich die fortwährende Stimmung seines Gemüthes war und bis an sein Ende geblieben ist. Merkel war auch, wenn ich nicht irre, der erste unter allen Freunden aus Nürnberg und Erlangen, den ich in München wiedersah.

Ein wohlbeladener Reisewagen, wie der unsrige war, wenn kein Wechsel der Postpferde seinem Fortrücken zu Hilfe kam, bedurfte damals zum Zurücklegen des Weges zwischen Erlangen und München fast drei Tage. Der Frühlingssonnenschein hatte deshalb Zeit genug gehabt, sich nach anderthalbtägigem Regen wieder einzustellen. Und das hatte er auch gethan, als wir am 15. Mai in die Residenzstadt, und zwar sogleich in die für uns gemiethete und vollständig eingerichtete Wohnung einzogen. Das hatten wir nicht erwartet, daß wir gleich in der ersten Stunde so heimisch, so mit allem nicht nur Nothwendigen, sondern Wünschenswerthen versorgt sein könnten, als wir hier es

fanden. Nur die Freundin Ringseis, im freundlich besorgten Dienste Anderer eine geübte Meisterin, wie wohl selten eine andere, hatte dieses zu thun vermocht. Daß aber all' unser Erlanger Hausgeräthe, selbst der Schreibtisch, in meiner künftigen Studirstube, der Arbeitstisch und die anderen drei-, vier- und sechsfüßigen Mobilien im Zimmer meiner Frau, wie in dem größeren Besuchszimmer und in der Kammer so in derselben Ordnung und Aufeinanderfolge zusammengestellt waren, in welcher sie in Erlangen gestanden, das hatte wohl mein lieber, treuer Freund Dr. Andreas Wagner bewirkt, der damals eben in München mit der Anordnung und Beschreibung der von Spix in Brasilien gesammelten Conchylien beschäftigt und bei der Einrichtung unserer Wohnung hilfreich mitwirkend gewesen war. Es scheint die Lebensaufgabe dieses Menschen von festem Willen und aufrichtigem redlichem Gemüthe zu sein, an Allen, die es bedürfen, so wie er an mir seit fast 40 Jahren es gethan, sich als ein Freund zur rechten Stunde zu erweisen.

Die Hände, welche all' diese Vorsorge für uns getroffen, waren unsichtbar; Ringseis feierte morgen seinen Geburtstag, er hatte heute am Vorabende mit den Seinigen in Begleitung einiger Freunde einen Ausflug gemacht hinaus aus der Stadt in die blühenden Gärten. Doch ließen die Freunde uns nicht lange auf sich warten, sie begrüßten uns als künftige getreue Nachbarn und hatten sich ja schon vor unserer Ankunft mehr denn als blose gute Nachbarn, gleich wie vorsorgende Geschwister an uns erwiesen. Mit ihnen trat ein anderer werther Bekannter zu uns in's Zimmer herein: der Leibarzt Ritter von Schönberg aus Kopenhagen, den wir in Neapel getroffen und der uns dort gar mannichfaltige Beweise von theilnehmender Liebe

als Arzt und als Gastfreund gegeben hatte. Von Ringseis erfuhr ich alsbald, was mir zunächst zu wissen nothwendig und lieb war. König Ludwig war in Italien, Minister von Schenk erwartete meine Ankunft schon seit mehreren Tagen. Die Vorlesungen für das Sommerhalbjahr hatten bereits begonnen, auch Oken hatte die seinigen eröffnet. Er las, so wie auch ich nach meiner Ankündigung im Lektionskatalog es zu thun gedachte: Naturgeschichte. Die unverschuldete Verspätung meines Eintreffens in München, in Folge meines Armbruches, werde mich wohl, so meinten die Freunde, für dieses Halbjahr der Pflicht entheben, meine angekündigten Vorlesungen zu halten, da vor der Hand ein Anderer dieselben übernommen habe. Doch werde es gut sein, wenn ich durch eine öffentliche Vorlesung über einen anderen mir nahe liegenden Gegenstand den Studirenden mich bekannt mache.

Am andern Morgen war, nach dem Gegenbesuche bei den lieben, freundlichen Nachbarn, mein erster Gang zu dem Minister von Schenk. Ich fand den liebenswürdigen Mann ganz so, wie ich ihn nach seinen Briefen mir vorgestellt hatte und wie Andere mir ihn beschrieben. Mündlich beantwortete er mir noch Vieles, das er auf meine Briefe unbeantwortet gelassen hatte. Er rieth mir, daß ich meinem öffentlichen Versprechen treu bleiben und meine Vorlesungen getrost anfangen solle; es werde mir an Zuhörern nicht fehlen. Ein Hörsaal an der Universität stehe für mich bereit.

Meinen theuren wohlwollenden Freund Lerchenfeld fand ich leider nicht mehr in München; er war auswärts zu einem anderen Posten verwendet worden. Aber seiner Vermittelung verdankte ich schon früher die Einführung in einen Kreis der Männer, mit welchen ich jetzt in nähere

Verbindung treten sollte, namentlich die persönliche Bekanntschaft mit dem verehrungswerthen damaligen Vorstande der Akademie, dem berühmten Franz Paula von Schrank. Man kam mir von allen Seiten freundlich entgegen. Einer meiner künftig nächsten Kollegen an der Universität, ohne zu wissen, daß der Minister von Schenk schon dasselbe gethan, forderte mich auf, meine angekündigten Vorlesungen über Naturgeschichte auch für dieses Halbjahr nicht aufzugeben, sondern ihren Anfang in gewöhnlicher Weise durch einen öffentlichen Anschlag festzusetzen und die Liste zur Unterzeichnung für dieselben am geeigneten Orte aufzulegen. „Es warteten noch jetzt viele Studirende auf meine Ankunft, um sich bei mir als künftige Zuhörer zu melden; der Ruf, welcher sie dazu bewege, sei mir von manchem meiner früheren Schüler aus Erlangen her auch nach München vorausgegangen.“ — Ich nahm nun keinen Anstand mehr, dem Rathe des wohlmeinenden Ministers zu folgen.

Mein Freund Fr. v. Roth hatte jetzt sein neugebautes Haus mit dem großen, schönen Garten bezogen. Dahin führte mich der Zug des Verlangens wie nach einem Vaterhause. Dort im Garten, unter den blühenden Bäumen, brachten wir einen Theil des Nachmittags zu und erst jetzt ward mir es innerlich still und heimathlich wohl in dem geräuschvollen, schönen München zu Muthe. Am Abende mit Ringseis sah ich zum ersten Male den Peter Cornelius, den Mann mit dem Siegel der geistigen Großmacht auf seiner Stirn. Wäre ich auch niemals mit ihm so nahe, auf Lebenszeit befreundet worden, hätte ich ihn auch nur jenes eine Mal gesehen und gesprochen, ich würde es als ein merkwürdig bedeutendes Ereigniß meines Lebens

rühmen: auch ich habe den Peter Cornelius persönlich kennen gelernt.

Mit meiner Universitätsangelegenheit erging es mir über alles Erwarten gut. Es hatte sich nach wenig Tagen eine so große Zahl von Zuhörern für meine naturgeschichtlichen Vorlesungen unterzeichnet, daß der mäßig große Hörsaal, den man mir angewiesen hatte, für sie kaum geräumig genug schien. Dazu kam mir noch eine ganz besonders freudige Ueberraschung, die mir ein Vorzeichen von günstigster Art war für das Gelingen meiner neubeginnenden Wirksamkeit als Lehrer. Der erste Zuhörer, der sich bei mir persönlich meldete, war Alexander von Bechtolzheim, der Sohn meiner theuren Freundin und Wohlthäterin am Mecklenburgischen Hofe: der Frau Baronesse von Bechtolzheim (m. v. S. 91); der Schüler meines brüderlichen Freundes Zahn. Alexander war in unserem Hause und an unserem Herzen wie ein eigenes, liebes Kind gewesen; jetzt stand er an Geist und Gemüth als herrlich gereifter Jüngling vor mir. Was wäre aus dieser köstlichen Blüthe und ihrer Frucht geworden, hätte der Gärtner nach dem vorbedachten Rathe seiner Liebe sie nicht, nach Menschenmaß so frühe, in den sicheren Frieden seines Hauses dahingenommen. Ein anderer Jüngling von gleich frommem, ernstem Gemüthe, der nachmalige würdige Theolog Zärthe kam als Bechtolzheim's Freund zu mir, und zu beiden gesellte sich noch ein dritter Erstling der Zuhörer meiner Vorlesungen, mein geliebter „Johannes Clerikus" Jocham, der mir von jener Zeit an bis in mein Greisenalter ein treuer, kräftiger Mitpilger auf dem Wege zur gemeinsamen Heimath geblieben ist. So fand ich gleich in meiner ersten Vorlesung wohlbekannte Hörer, auf die meine Augen mit Lust sahen.

Es fehlte mir aber auch sonst nicht an anderen, allgemeinen Anlässen zur Ermuthigung. Mein Wirken als Lehrer fand freudige Theilnahme; ich hatte den Weg zu den Ohren und Herzen einer großen Mehrzahl der Studirenden gefunden; ich durfte mich glücklich preisen über diesen Anfang des neuen Tagwerkes. Sobald ich aus dem Gedränge der Beschäftigungen in etwas zur Ruhe gekommen war, schrieb ich an die Erlanger Freunde, vor Allem an Schelling und erhielt von ihm einen Brief, dessen Inhalt ich nachstehend großentheils mittheile:

„Erlangen, den 7. Juni 1827.“

„Gott sei Dank, liebster, theuerster Freund, daß wir endlich Nachrichten von Dir selbst und zwar so erfreuliche erhalten haben. Am zweiten Tage nach Deiner Abreise, wo der Regen wie heute fast unausgesetzt vom Himmel strömte, wollte uns fast der Muth für Dich sinken und wo eines dem anderen begegnete, sagte es, wehmüthig auf den Himmel deutend: Aber Schubert!! Nun heißt es recht: post nubila Phöbus. Du hast die Freude der Menschen an Dir gesehen, die Größe Deines Berufes an den ersten Wirkungen schon erkannt und Deine Freude wird immer größer werden; ich halte die Bayerische Jugend für höchst empfänglich, dankbar aufnehmend das stärkende und erhebende Wort, dabei fröhlich und heiter, ohne alles duckmäuserische Wesen, denn noch ist ihr nichts weiß gemacht worden. Wie mag sie sich erquicken an dem lebendigen Worte, das in natürlichem Reize von Deinem Munde strömt. Aber auch alles Andere wird sich zu Deiner vollen Zufriedenheit gestalten.“

„Ich kann Dir aufrichtig versichern, Geliebter, jetzt erst bin ich selbst gewiß, daß ich nach München kommen werde, versteht sich auch jetzt noch, so Gott will. Denn auch als

ich kürzlich hörte, daß der König schon den Antrag genehmigt habe und der nächste Courier das Dekret bringen werde, hielt ich für möglich, daß noch irgend ein Deus ex machina dazwischen trete, ja es war etwas in mir (ich will es nicht loben), das Sich, wenn auch nicht mir damit schmeichelte, daß es so kommen würde. Nun es aber entschieden ist, bin auch ich innerlich ganz entschieden, froh und entschlossen mit ganzer Seele für den künftigen Beruf. Denn Gott weiß, daß ich nichts gesucht, nichts dafür, vielmehr dagegen gethan; und so darf ich es als Gottes Willen ansehen und auf diese Gewißheit hin kann man schon auch manche Unannehmlichkeit wagen, sicher, sie äußerlich und innerlich zu überwinden. — — Es hat mich recht gefreut, was Du mir von Cornelius geschrieben, womit auch Kopp's Aeußerungen übereinstimmen.“ —

„Nun, Geliebter, Theurer, erhalte sammt Deiner lieben Frau uns die treue, freundliche Gesinnung, daß, wenn wir hinkommen, wir in dieser Hinsicht Alles beim Alten finden. In der bedeutenden, aber darum auch mir um so bedenklicheren Lage, in der wir uns beide finden werden, wo der Wind leicht und oft von allen Seiten zugleich bläst, daß man Mühe hat, sein Schifflein im richtigen Gange zu erhalten, wird es uns beiden gut sein, wenn jeder am anderen einen treuen, kräftigen Freund findet. Gott segne Dich und lasse Dich auf dem hohen Leuchter, worauf er Dich gesetzt, fort und fort und immer heller leuchten, als ein Licht, das zu Vieler Erleuchtung und Erwärmung bestimmt ist; durch keinen Höllenqualm zu dämpfen und zu verdüstern.“

„Meiner theuersten Frau Gevatterin die herzlichsten Grüße. Wie werden wir uns freuen, bei der Ankunft in München sie in der heiteren Freundlichkeit ihres Wesens,

ganz als die treue, herzliche Freundin wieder zu finden. Meine Frau wird auch noch ein Paar Worte beilegen."

„Nochmals herzliches Lebewohl von Deinem treuen Freund Schelling."

So war mir denn die Gewißheit gegeben, daß Schelling ferner keinen Anstand mehr nehmen, sondern wirklich, und schon in naher Zeit nach München kommen werde. Ja der Brief brachte noch mehr. Die Familie Ringseis hatte, sobald das Gerücht von Schelling's sicherer Anstellung bei der Universität laut geworden war, alsbald nach einer Wohnung für ihn sich umgesehen, auch bereits eine gefunden, die den Anforderungen entsprach. Und zwar eine solche, die für uns Andere nicht erwünschter und wohlgelegener hätte sein können. Sie befand sich in dem Nachbarhause an der unsrigen und schloß sich auf ihrer anderen Seite an das Haus an, darin Ringseis wohnte, lag also in der Mitte zwischen beiden. Ich schrieb dieses an Schelling und er ging in einer Schlußstelle des vorstehenden Briefes, die mehr an Ringseis als an mich gerichtet war, auf den Vorschlag ein. So sollten wir denn von Neuem mit unseren theuren Schelling's in dasselbe freundnachbarliche Verhältniß treten, darin wir in Erlangen so glücklich und wohlbehaglich gelebt hatten.

43. Vereinzelte Berichte aus der Geschichte des ersten Halbjahres.

Ich ersuche hier im Voraus, daß man an die nachstehenden vereinzelten Berichte keine anderen Anforderungen machen möge, als man an abgerissene Stücke aus Briefen stellt, welche oft in gar ungleicher Stimmung, meist aber in den Stunden der Abspannung durch des Tages Last und Mühe, geschrieben sind.

Aus einem Briefe an meine Schwester Anfang August 1827:

„In meinen Zeilen, welche Dir vorläufig unsere glückliche Ankunft in München meldeten, versprach ich Dir nach wenig Tagen eine ausführlichere Beschreibung meiner neuen Heimath und der Verhältnisse, so wie der nächsten Umgebung, darin ich lebe. Aus diesen versprochenen „wenigen Tagen" sind aber leider nicht nur Wochen, sondern mehr denn zwei Monate geworden, denn des täglichen Gedränges und Herumtreibens gab es so viel, daß ich manchen Tag nicht im Wachen, sondern erst im Einschlafen ruhig zu mir selber kommen konnte. Heute aber versuche ich es ernstlich, Dir mein Versprechen zu erfüllen, so gut ich kann."

„Meine neue Heimath soll ich Dir beschreiben. Nun dazu gehört Gott sei Dank nicht allein die kleine enge Gasse, und das Haus, das ich darin bewohne, aus dessen Fenstern ich so wenige Prozente des Sternenhimmels sehe, als die Gläubiger des bankerotten Kaufmann *** von ihrem dargeliehenen Kapital zurück bekommen, denn zur Heimath rechne ich außer der Stadt München selber auch ihre Umgegend, so weit das Auge sehen kann, mit Land und Leuten."

„Schon die Hochebene, auf welcher München liegt, weckt in dem Wanderer aus Norden, der hieher kommt, ein Verlangen auf: nicht zum trägen Stillestehen und Verbleiben, sondern zum Weiterschreiten nach einem hohen, vor Augen liegenden Ziele; ein Verlangen, wie er es in seiner Heimath noch nie empfunden. Er kam vielleicht, so wie wir, von Ingolstadt her, zuletzt durch eine Ebene und durch armselig schmutzige Ortschaften, die dem Auge in ihrem unerfreulichen Wechsel zwischen Sumpf und verkümmertem Föhrenwalde Nichts darbietet, wobei es verweilen

möchte. Die Gedanken würden da lieber rück- als vorwärts gehen, am wenigsten aber gerne stille stehen *). Endlich, wenn Du mit uns dieses Weges zögest, trätest Du aus dem trostlosen Gestrüpp heraus in die freie Ebene; vor Dir in Süden thäte sich, wie vor uns am heiteren Nachmittag des 15. Mai's, an welchem wir einzogen, die majestätisch schöne Alpenkette auf, mit ihren schneebedeckten Zinnen, von Salzburg an bis zu dem voralpbergischen Hochlande; von Bayerns Hügelland bis zu den Bergriesen des südlichen Tyrols. Wie in dem Adler, wenn er seine langersehnte Beute vor sich hinfliegen sieht, so regt in uns ein Naturtrieb seine Schwingen, der uns mächtig aus der Tiefe hinzieht nach den lichten Höhen. Und wie soll ich Dir den ersten Eindruck beschreiben, den die alte, merkwürdige Stadt auf die Sinne macht, welche uns da vor Augen liegt. Ist es doch, als ob selbst die großen Frauenthürme, die über alle anderen Thürme und Gebäude hinaufragen, in ihrer unausgebauten oberen Zurundung von einer noch verschlossenen, hochanstrebenden weiteren Entwickelung sprächen. Und wenn Du nun mit uns hineintreten könntest in das Innere der Stadt und sähest mit uns die schon aufgewachsenen oder im Wachsen und Keimen begriffenen Werke der bildenden, alten wie neuen Kunst, lerntest die Geister kennen, welche von Tag zu Tage am Weiterfördern, Weiterschreiten eines großen, gemeinsamen Tagwerkes geschäftig sind, Du würdest mit mir einstimmen, wenn ich sage: hier herrscht ein Geist, der, wie der alte Blücher, wenn er zur Schlacht führte, immerzu nur „vorwärts, vorwärts" kommandirt. Also, an

*) Die Eisenbahn hat in unseren Tagen den Reisenden von der Unlust des früheren Weges enthoben.

ein geistiges Versauern von meiner Seite und an ein Stillestehen, wie die Wagenräder in gar zu tiefem, fetten Boden, ist wohl bei mir, wie ich fest hoffe, nicht zu denken, sondern Gott wird mir München zu einem geistigen Turnplatze werden lassen, auf welchem der innere Mensch, er mag wollen oder nicht, seine Kräfte und Glieder tüchtig brauchen lernen soll, bis man ihn zum fröhlichen Abzuge in sein Ruhelager kommandirt."

„Ich meines Theiles, so sparsam mir die freie Zeit dafür zugemessen war, habe dem Verlangen zu einem kleinen Weiterziehen nach Süden, nach dem Fuße der Höhen hin, nicht widerstehen können. Ich brachte mit meiner lieben Frau den Pfingstheiligabend in Starnberg, an dem herrlichen Gebirgssee zu, der mich gerade in dieser Jahreszeit an die Naturfülle eines oberitalienischen See's erinnert hat. Da war uns wohler zu Muthe als am Pfingstfeste selber in der kleinen protestantischen Kirche, wo das Heimweh nach der Kirche und nach der Predigt unseres theuern Kraft in Erlangen, oder meines lieben Schwiegersohnes Ranke zu Rückersdorf in ungestillter und unstillbarer Kraft erwachte." — —

„Seit der kleinen Reise an den Starnberger See ist mir es, als wären die Alpen und ihre Nachbarschaft erst mein geworden, als gehörten sie mit zu meiner Münchner Heimath und könnte ich zu ihnen hinkommen, so oft ich wollte, wie ein Mann in seines Nachbars Garten. Und wenn sich das auch nicht immer so recht und vollständig ausführen läßt, so gehe ich wenigstens jeden Abend, nach vollbrachter Tagesarbeit, meinen lieben Bergen ein kleines Stück Weges entgegen, in einen Garten, der in geringer Entfernung von der Stadt, hinaufwärts an der Isar liegt. Da sitze ich auf dem oberen Söller eines bretternen

Gartenhäuschens, schaue unverwandt hinaus nach den Bergen, bin fröhlich mit einigen Freunden, bei denen ich mich daheim fühle, bis der Abend dunkelt!"

„Von manchen Herrlichkeiten, so wie alten und neuen Sehenswürdigkeiten der Stadt München habe ich Dir schon ein anderes Mal erzählt. Auch von den Bewohnern derselben, denen ich näher kam, weißt Du aus einigen meiner bereits von Erlangen aus empfangenen, früheren Reiseberichte, alles Das, was sich mit den blosen Worten sagen läßt. Das ist nun freilich nicht viel, doch weiß ich aus Deinen Briefen, daß Dein Herz recht lebendig dabei gewesen ist, als Du meinen Empfang bei dem Kronprinzen Ludwig, meinem nunmehrigen lieben Könige, und ein anderes Mal Das lasest, was ich Dir von der Gemahlin desselben, unserer nunmehrigen vielgeliebten Landesmutter, schrieb. König Ludwig ist so eben in Italien, an dessen Eingangspforte wir ja hier zu Lande wohnen; bei der Königin Therese, die, wie Du weißt, eine Schwägerin meiner lieben, hohen Schülerin, der Herzogin Georg von Altenburg ist, fand ich eine sehr huldvolle Aufnahme. Aber ich habe seitdem auch noch eine andere Bekanntschaft gemacht, welche meinem jetzt so ganz in Bayern eingebürgerten Herzen überaus wohl gethan hat. Ich habe die beiden ältesten Prinzen unseres Königs gesehen und begrüßt. Der Kronprinz Maximilian ist ein prächtiger Jüngling, mit einem Angesicht voll lebendiger Beweglichkeit, ein Paar Augen, die verständig und vielversprechend in seine große Zukunft hineinblicken. Der zweite Prinz: Otto, ist ein lieblicher Knabe von ganz besonderer Art. Ich lernte ihn nicht blos aus eigenem Anschauen und Sprechen mit ihm, sondern noch mehr aus den Mittheilungen seines Lehrers und Führers kennen. Dieser Prinz

trägt den Schatz einer warmen kindlichen Liebe zu Gott und den Menschen wohlverwahrt in seinem demüthig stillen Wesen. Die, welche ihn von Kindheit auf kannten und täglich um ihn waren, wissen wahrhaft rührende Züge von seiner Sorgsamkeit und alles Eigene dahingebenden Liebe für Andere zu erzählen. Es ist eine Herzensgüte in ihm, die gar nicht Wort haben will, daß sie eine solche ist und welche, obgleich ein vollkommenes Widerspiel der menschlichen Bosheit, dennoch, wie diese, ihr Werk gerne im Verborgenen treibt. In dem Gemüthe dieses königlichen Knaben spiegelt sich nicht nur das Herz und ganze innere Wesen seiner Mutter, sondern noch ein Anderer, der jenem seltenen Mutterherzen sein Wesen gab und erhält. Ich sprach so eben von dem Lehrer und Erzieher des Prinzen Otto. Derselbe ist ein junger, würdiger Theolog, Namens Oettl, ein Mann, auf welchem die Weihe seines inneren Berufes in reichem Maaße zu ruhen scheint, weich und voll allseitig ausstrahlender Liebe im Gemüth, ernst und entschieden in seiner Gesinnung. Ich könnte ein volles Zutrauen zu diesem lieben, jungen Manne fassen, wünschte ihn öfter zu sehen."

„Aus dem Kreise unseres Fürstenhofes möchte ich Dich gern auch ein wenig hinausführen zu anderen Leuten und zu dem gesammten Volke. Für heute wird aber nicht viel daraus werden, denn da im September die Versammlung der Naturforscher zu uns kommen soll und die zoologische Sammlung, für deren äußeren Anstand ich zu sorgen habe, noch als ein gar unanständiges Durcheinander in ihren Räumen, Winkeln, Kisten und Kästen herumliegt, habe ich über Hals und Kopf zu thun, um das Haus für die berühmten Geister, die hineinkommen sollen, mit Besen zu kehren und zu schmücken. Doch wirst Du manches über

meine anderweitigen hiesigen Bekanntschaften Gesagte in meinem Briefe an Schwager Reichel finden, den ich Dir hier zum Lesen offen beilege, mit der Bitte, daß Du ihm auch diese Zeilen an Dich zum Lesen mittheilen mögest. Nur Eines will ich Dir noch sagen, daß ich ein Haus gefunden habe, welches mir für Geist und Gemüth ein Ausruhen, ein Stillesein und eine Bekräftigung gewährt, dergleichen ich noch niemals so bedurft und so von Herzen begehrt habe als hier. Denn ich weiß nicht, woher es kommt, daß mein altes, muthwilliges Naturell hier so zu bocksbeinigen Sprüngen geneigt ist. Ein stetiges Wechseln und Schwanken zwischen ungebührlicher Lustigkeit und eben so ungebührlichem innerem Verdrusse. Das ist beides nicht gesund für den inneren Menschen. Wenn ich aber in das Haus meines Freundes Friedrich von Roth eintrete, von welchem ich Dir schon bei anderer Gelegenheit geschrieben habe, da weicht von mir das äußere wie das innere Gedränge. Mir ist es, als ob da ein still und festhaltender Geist über der Tiefe großer, mächtiger Wasser schwebte. Ich wünsche, Du könntest der Frau, „die Krone des Hauses" meines Freundes, in ihr Angesicht und Auge blicken und Das vernehmen, was sie in sanftem, demüthig ernstem Worte und beredtem Schweigen ausspricht, da würdest Du bald erkennen, welcher Geist es sei, der da über den Tiefen schwebt. Mehr noch: aus jeder That des Lebens, als aus dem lauten Worte lernt man da, was es heiße: „Und diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen. Und sollst sie deinen Kindern einschärfen, und davon reden (so wie zeugen), wenn du in deinem Hause sitzest, oder auf dem Wege gehest, wenn du dich niederlegest oder aufstehest" (5. Mose 6, V. 6, 7). Was soll ich aber dagegen von mir berichten,

wenn ich noch an demselben oder am anderen Tage wieder hinaus bin aus dem Freundes-Hause und hinweg von dem stillen, ernsten, Ruhe gebietenden Angesichte? Nur kurzer Stillstand und das wilde Heer des Unmuthes, des ohnmächtigen Verdrusses, mit dem ganzen Gesindel des Muthwillens, das tolle Lachen mit seiner Schellenkappe zieht wieder bei mir ein und aus. Ja, wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz." — —

Spätere Nachschrift:

„Mein Brief liegt noch immer da. Kann auch nichts mehr schreiben, nicht nur aus Sorge, daß mein Brief zu einer Schraube ohne Ende anwachsen möchte, sondern vor lauter Freude. Unsere lieben Schelling's sind angekommen mit Sack und Pack und in das Haus neben dem unsrigen eingezogen. Gott sei Dank für diese uns wieder geschenkte, gute, treue Nachbarschaft. Und nun zum Siegeln. Gott behüte euch. Ein anderes Mal mehr. Ich kann nicht einmal noch ein besonderes Wort an Deinen lieben Mann schreiben. Was aber an Dich geht, geht ja auch an ihn. Dein" . . .

Aus einem Briefe an meinen Schwager, den Amtmann Reichel, aus gleicher Zeit mit dem vorstehenden:

„Du bist mir, mein lieber Bruder, in übermäßiger Höflichkeit zuvorgekommen; Du hast mir zuerst hieher geschrieben, mich in der neuen Heimath begrüßt und beglückwünscht, und ich habe Dir, obgleich ich schon einige Monate dazu Zeit gehabt hätte, noch nicht einmal meine glückliche Ankunft in der Residenz gemeldet." — —

„Dein Brief legt mir mancherlei Fragen zur Beantwortung vor, eine der letzten ist die über meine Kollegen an der Universität und über meine Stellung zu diesen, worüber Du einige Besorgnisse zu hegen scheinest. Ich will

mit der Beantwortung dieser letzteren Frage den Anfang machen und zwar so, daß ich Dir von der letzten Bekanntschaft zuerst erzähle, die ich mit einem meiner neuen Kollegen an der Universität in merkwürdiger Weise gerade heute, ja so eben in dieser Stunde gemacht habe, wo ich schon mit dem Gedanken umging, an Dich zu schreiben. Gleich und Gleich gesellt sich gern; der Mann, von dem ich Dir berichten will, ist, wie Du, ein Jurist und zwar in Gesinnung, Kraft und That einer von Nummer Eins und Du, mein lieber Bruder, bist ja Gott Lob auch nicht von Nummer Letzt. Der Mann, von welchem ich Dir berichten will, ist Dr. Hieronymus Johann Päul Bayer, Professor der Rechte an unserer Ludwig-Maximilians-Universität. Ein edler, kräftiger Salzburger durch sein leibliches Herkommen, ein Bürger des Reiches, zu dem wir Alle durch Gottes Gnade gelangen möchten, seiner geistigen Geburt nach. Denn ich könnte mit Jedem Händel anfangen, der mir nicht zugestehen wollte, daß er, so wie ich, noch niemals ein Gesicht gesehen habe, aus welchem mehr und unverkennbarer, als aus dem meines Kollegen Bayer, ein gutes Gewissen hervorblickt vor Gott und Menschen; ein treues, unverbrüchliches Festhalten an Dem, was nach göttlichem Gebot und Gesetz, so wie nach menschlicher Ordnung gut, recht, löblich und anständig ist. Ich kenne den Mann nicht nur erst heute vom Sehen, sondern schon länger vom Hören Dessen, was Andere von ihm sagten. Im Inneren dieses Juristen sitzt der Glaube, in Wort und Thaten kräftig sich erweisend, immer oben an beim Rath und Gericht, darum kann er auch immer Rath und Recht sprechen, so wie sich's gehört. Als Schriftsteller kennst Du ihn gewiß aus seinen Arbeiten über den deutschen Civilprozeß. Als Lehrer ist er von unserer studirenden Jugend

hochgeehrt und geliebt, ich aber halte mich zunächst nicht an ihn als Gelehrten und Lehrer, sondern als an einen christgläubigen treuen Menschen, dessen Freundschaft ich gewinnen und mir erhalten möchte." —

„So habe ich Dir in der Reihe meiner Kollegen, über die Du mein Urtheil erfahren möchtest, einen rechten Ehrenmann vorausmarschieren lassen, der Dir schon vorläufig für das ganze Corps Respekt einflößen muß. Da jedoch die Zahl der Lehrer an unserer Hochschule, wie Du aus der genommenen Einsicht in den Zeitungsnachrichten in Deinem Briefe ganz richtig bemerkst, die Zahl der Musen neunmal übersteigt, kannst Du mir nicht zumuthen, daß ich Dir über jeden Einzelnen genauen Bericht geben soll, um so mehr, da man ja selbst über die Lebensumstände, amtliche Leistungen, ja selbst über die eigentlichen Namen der neun Musen in Ungewißheit ist. Ueberdies habe ich auch bisher noch mit den wenigsten meiner Kollegen Salz und Brod gegessen, so daß ich, wenn's in Arabien wäre, noch nicht mit der vollen Sicherheit eines Bundesschützlinges an jedem ihrer Zelte vorbeigehen könnte. Indeß kann ich Dir doch von Allen so viel sagen, als zur Beruhigung mancher Deiner erzgebirgisch-sächsischen Vorurtheile gegen meine Stellung an einer katholisch-bayerischen Universität ausreichend sein wird. Ich fange deshalb gerade bei der theologischen Fakultät an."

„Mit Professor Fr. Mall, dem Senior der Fakultät, habe ich zwar noch nicht Salz und Brod genossen, wohl aber an einem und demselben Tische mit ihm Kaffee getrunken und Semmel gegessen und zwar schon auf meiner Reise nach Salzburg und Tyrol zu Landshut, in einem Kaffeehause, darin ich den alten Siebenkees aufsuchte. Wenn aber auch das nicht wäre, so wollte ich mich doch

mitten in Arabien unbesorgt unter seinem Zelte zur Ruhe legen, denn er ist ein Mann des Friedens, dem das kindlich gute Herz aus den ehrlichen Augen und kindlich runden Angesichte herausschaut, welches Keinem eine Bitte abschlagen kann, wie dieses die Studenten wissen, die, wenn sie Geld borgen und nicht wieder bezahlen wollen, gar oft bei ihm zusprechen. Er ist ein guter, fleißiger Lehrer der hebräischen Sprache und der alttestamentlichen Exegese; hat Freude an diesem Berufe und ich möchte ihm wohl einmal zuhören, wenn er zu seiner Harfe einen hebräischen Psalm singt und sich dabei, statt der Noten, an gewisse Pünktlein, Striche und andere Zeichen über oder unter, so wie seitwärts in den Zeilen des Textes, hält. Was unser alter Kapellmeister Schicht zu dem Wohlklange dieser Psalmenmelodien sagen würde, weiß ich freilich nicht. — Wie ich mit dem Aeltesten unserer Theologen unter demselben Zelte doch Kaffee und Semmel genossen habe, so mit dem jüngsten derselben Brod und Salz nebst Bier. Und zwar in Fleischmann's Garten zu Erlangen, wo derselbe seinen alten Bekannten von Würzburg her, meinen Freund Pfaff aufsuchte und meine Bekanntschaft mit in den Kauf nahm. Dieser Jüngste ist der geistreiche, gelehrte Dr. Döllinger, der damals uns beiden, Pfaff und mir, sehr wohlgefiel durch sein ganzes, eben so bescheidenes als verständig besonnenes Wesen. Hier habe ich ihn vor der Hand nur erst im Vorbeigehen begrüßt. Dagegen habe ich dem genialen Dr. Hortig, dem gewesenen Nachfolger J. M. Sailer's in Landshut, schon einen längeren Besuch gemacht, zu welchem mich pflichtmäßige Dankbarkeit trieb. Denn Hortig, als Prorektor und Stellvertreter des Juristen Dresch, seinem Nachfolger im Rektorate, hatte mein Berufungsdekret an die Universität unterzeichnet, und

mir im Verlaufe der Unterhandlungen einen recht freundlichen Brief geschrieben. Eine höchst bedeutende Persönlichkeit, schon ihrer äußeren Erscheinung nach, ist dieser Hortig. Auf der Stirn und im Blicke der Augen die Signatur eines gedankenreichen, tiefblickenden Ernstes, um den Mund herum lauert ein Scherz, der bei guter Gelegenheit gerne heraustreten mag. Und beide Richtungen, die der ernsten Gesinnung und jene des scherzhaften Naturells, haben sich auch öffentlich hervorgethan, jene in den gründlich gelehrten, theologischen Schriften dieses tüchtigen Kirchenhistorikers, diese in den humoristischen Aufsätzen, welche wenigstens handschriftlich im Kreise seiner Freunde cirkuliren. Ein volksthümlich kräftiger, oft unvergleichlich treffender Witz belebt alle diese kleinen Arbeiten, darin der feine Kenner seines Volkes und seiner Zeit, wie der alltäglichen Menschenwelt überhaupt, sich überall kund gibt *). Auch den würdigen Theologen Dr. Wiedemann habe ich schon näher kennen gelernt und ihm mit herzlicher Achtung die Hand gedrückt, die mir hoffentlich eine Freundeshand werden soll. Allioli und Amann kenne ich zwar noch nicht, kann Dich aber im Voraus versichern, daß ich von all' den achtenswerthen Mitgliedern der theologischen Fakultät, keine, wie ihr guten lieben Anwohner der erzgebirgischen reichen Silbergruben, so wie der Vitriolhütten und Blechfabriken meint, „feindselig unduldsame Angriffe" zu erwarten habe. Es sind sämmtlich gläubige Theologen,

---

*) Diese humoristischen Schriften sind bald hernach unter dem erdichteten Namen des Verfassers Johannes Nariscus erschienen als: Gesammelte Blätter. — Reisen zu Wasser und zu Lande. — Wunderbare Begebenheiten des Blasius Bernheiter und seiner Gefährten. — Zwölf Körbe u. s.

welche unverrückt und ohne Zweifel, so wie ich, die Bibel als Gottes Wort ehren, und mit solchen Leuten läßt es sich im Frieden, wie nöthigenfalls im ehrlichen Kriege, wohl auskommen."

„Von Deinen Professionsgenossen, den Juristen, wirst Du ohnehin nichts für mich befürchten. Den einen, dessen mir liebes Andenken ich heute mit mir her zum Schreibtische brachte, habe ich Dir schon genannt, andere, wie meine beiden berühmten Collegen Georg Ludwig Maurer, und Dr. Schmidtlein haben sich schon von selber durch ihre Schriften in Deine Bekanntschaft eingeführt. Ueberdies sind sie Protestanten und es geht sehr die Rede, daß schon im nächsten Semester mein werther, lieber Freund Puchta aus Erlangen auch an unsere Universität kommen soll. Ebenso wird Dir das in seinen Gliedern wahrhaft ehrenwerthe Korps unserer Mediziner, an dessen Spitze der scharfsinnige geistvolle Döllinger (senior), so wie meine altbekannten Freunde Röschlaub und Ringseis stehen, meinetwegen keine Sorge machen, denn eine Krähe hackt ja der anderen die Augen nicht aus. Und nun vollends gar an der philosophischen Fakultät finde ich nicht nur Confessionsgenossen genug, sondern auch alte Bekannte, ja theuere, zuverlässige Freunde, wie meinen Lehrer und Gevatter Schelling, der in diesen Tagen hier erwartet wird. Die ehrenwerthen Männer: den gewissenhaft gründlichen Lehrer der Physik, Dr. Stahl, so wie den gelehrten, trefflichen Philologen Dr. Ast, kenne ich schon von Jena, Späth, Siebenkees und den berühmten Geographen Mannert von Nürnberg her; Dr. Thiersch, den ich bereits als hoffnungsvollen Candidaten der Theologie bei Kügelgen in Dresden sah, ist seitdem zur ruhmvollen Meisterschaft in dem Gebiete des Wissens gelangt; Fuchs,

der als Mineralog und Chemiker seines Gleichen suchen mag, wenige aber finden wird, steht mir schon als Schüler meines alten, verehrten Lehrers Werner in Freiberg, so wie durch seine ganze Persönlichkeit, als lieber und hochgeehrter College und Vorbild der Tüchtigkeit zur Seite. Der mit Recht berühmte, vielthätige Reisende Martius wurde mir auch bereits in Nürnberg befreundet. Schon sein Name, der bei allen Freunden und Kennern der Naturwissenschaft in und außer Europa einen guten Klang hat, bringt unserer Universität eine Ehre. Auch zu dem fleißigen Chemiker und tüchtigen Lehrer seiner Wissenschaft: Vogel gibt mir sein vaterländisches Herkommen aus Mecklenburg eine Annäherung; die beiden genialen Jünglinge, Zuccarini als Botaniker, Kobell als Mineralog, haben schon frühe in dem Gange der Entwickelung für ihren Beruf als rüstige Arbeiter und Lehrer in ihrer Wissenschaft den Anlauf nach der Höhe genommen. Den hochberühmten Görres, den Mann von großer geistiger Kraft und deutscher Gesinnung, erwarten wir im nächsten Semester als Mitgenossen an der Universität. An dem Historiker Andreas Buchner, so wie an dem Physiker Sieber, habe ich zwei wackere, liebenswerthe Männer kennen und schätzen gelernt. Auch Oken ist hier und man macht mir etwas bange wegen der Stellung, die wir als ein sehr ungleiches Gespann an dem gleichen Fuhrwerke zu einander einnehmen werden. Und gerne, mein lieber Bruder, wollte ich Dir auch noch manches Original unter meinen Collegen, namentlich den Lehrer der indischen so wie persischen Sprache, Othmar Frank, der mir selber wie ein ausgewanderter Brahmine vorkommt, und Gruithuisen beschreiben, so wie manche andere wenigstens nennen, wenn ich, wie Du es wohl bemerken wirst, nicht Eile hätte. Eine Eile zum

Hause meines Nachbars Ringseis, bei welchem ich zum Abendessen in gar guter, munterer Gesellschaft eingeladen bin und wohin ich einen munteren Hunger mitbringen werde. Darum antworte ich Dir für heute nur noch auf zwei Fragen Deines Briefes, wenn auch nicht in lapidarischer, so doch in jener Kürze, deren man sich beim Schreiben mit dem Stocke in den Sand bedient. Unter dem hiesigen, eigentlich bayerischen Adel, kann ich Dir schon jetzt einige Häuser nennen, in denen Männer leben, die durch Gesinnung und That des Lebens, an Geist und Gemüth auch innerlich geadelt sind. So das edle Haus der Freyberge, der Pfetten, der Stetten und gewiß noch manche andere, von denen ich Neuling in den hiesigen Verhältnissen noch keine Kunde habe. Der hiesige Bürgerstand gefällt mir sehr wohl. Es herrscht bei ihm noch fast allgemein ein kirchlich religiöser Sinn, ein Festhalten an alte Sitte, Freigebigkeit zu wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken. Es würde Dir in einer Gesellschaft dieser Leute ganz wohl sein. Ein gutes Urtheil und ein guter Humor beleben die Gespräche, welche sie unter einander führen, in so unterhaltender Weise, daß man ihnen, an einem Nebentische sitzend, gerne zuhört. Und dazu findet sich, wenn man etwa in einem öffentlichen Garten seinen Ruhesitz nimmt, öfters Gelegenheit, denn man kennt bei solcher Gelegenheit hier in München nicht jene Abscheidung der Leute nach ihrem Stande und ihren Berufsarten wie bei uns im nördlichen Deutschland. Doch hiervon, so wie von manchem Anderen, das Du gerne wissen möchtest, ein anderes Mal ein Mehreres. Gott behüte Euch, Du lieber Bruder und Du liebe Schwester Christiane. Euer u. s." —

44. Eine weitere Fortsetzung der Berichte.

Bald nach jener Zeit, aus welcher die hier mitgetheilten Briefe sind, trug sich in meiner Umgebung, so wie in meinem Berufskreise, manche Aenderung zu, deren ich hier nur im Vorübergehen gedenken will. Einen Uebergang zu der neuen Gestaltung, die jetzt mein äußeres Leben gewinnen sollte, bildete auf der einen Seite Schelling's Auftreten in München, so wie auf der anderen die Versammlung der Naturforscher daselbst. Was Lerchenfeld für mich in Nürnberg war und that, das war und that Schelling für mich in München. Durch ihn erhielt meine Stellung in den neuen, für mich sehr ungewohnten Verhältnissen, ihre äußere Sicherheit und innere ruhige Entwickelung. Die Versammlung der Naturforscher hatte mich mit vielen ehrenwerthen Männern des gleichen Berufes bekannt gemacht und mit mehreren in eine fortwährende, freundschaftliche Verbindung gesetzt, die sich namentlich zwischen dem Prof. Otto aus Breslau und mir bis zu dem Ende jenes wohlwollenden Mannes erhalten und gesteigert hat. Unter all' den zahlreichen, zum Theil berühmten Gästen, die aus den verschiedensten Gegenden zu uns kamen, schloß ich mich am vertraulichsten und innigsten an den Sohn meines verehrten Freundes in Frankfurt, an Hermann von Meyer an, der mir, mitten in dem bunten Gedränge und Getümmel der Versammlung ein treuer, fester Anhaltspunkt wurde, welcher mir oft zum Troste diente in den mancherlei Unannehmlichkeiten, die sich bei jener Gelegenheit einfanden. Denn die öffentliche Sammlung, deren verantwortlicher Vorstand ich seit einigen Monaten geworden war, fand sich keineswegs so, daß sie durch inneren Gehalt und äußere Anordnung dem Auge der fremden

Gäste wohlgefallen und ihren Erwartungen genügen konnte. Es erging mir wie einem Manne, der, so eben mit dem Bauplane eines Hauses beschäftigt, die alten Gemäuer hinwegzuräumen und neue zu begründen im Begriffe steht und welcher sich mitten in diesem vorbereitenden Geschäfte von dem Besuche von Dilettanten, so wie Meistern der Baukunst überrascht sieht, welche in oder nahe bei wohlausgebauten und reich verzierten Palästen zu leben gewohnt sind. Dazu kamen noch andere Anstöße, welche den Samen zu vielen nachmaligen Mißhelligkeiten enthielten.

Ein Ausruhen von den Mühen des zu Ende gehenden Sommers und des angehenden Herbstes gewährte mir ein kurzer Besuch im stillen Pfarrhause meiner Kinder Ranke's. Schon die Reise dahin wirkte auf mein Gemüth wie ein Trunk aus Lethe's Strom; das eben Vergangene war vergessen, Frieden und Freudigkeit traten in die aufgeräumte Stätte hinein, denn wir hatten das Glück, diese Reise mit der ebenbürtigen, mir unvergeßlichen Tochter meines Freundes Jean Paul Richter, mit der frühe zu ihrem Frieden eingegangenen Emma Förster zu machen. Die wenigen Tage bei den Kindern in Rückersdorf bekräftigten mich an Seele und Leib, wie nach einer unruhigen Nacht ein süßer, erquicklicher Morgenschlaf.

Ich begann meine Vorträge für das Wintersemester mit einer Anrede an die Studirenden, welche ich in der kleinen Schrift: „Peurbach und Regiomontan, die Wiederbegründer einer selbstständigen und unmittelbaren Erforschung der Natur in Europa“ veröffentlicht habe. Der Zudrang zu meiner Vorlesung über allgemeine Naturgeschichte war so groß, daß der neue, ziemlich geräumige Hörsaal die Zuhörer kaum zu fassen vermochte, die mich überdies nicht nur durch ihre persönliche Gegen=

wart, sondern durch eine wahrhaft rege, innere Theilnahme erfreuten. Der Kreis der Freunde, mit welchen ich in mehr oder minder genauer und herzlicher Verbindung lebte, war schon gegen Ende des ersten Jahres und noch mehr im zweiten, durch verschiedene neue, werthe Ankömmlinge vermehrt worden. Ich theile hier einige Stellen aus Briefen an meine Schwester mit, welche mein damaliges, geselliges Leben in einigen Zügen schildern.

— — — „Nun Schelling's kennst Du ja schon von Erlangen her; ob Du aber bei Deinem damaligen Besuche in unserem Hause auch das liebenswürdige junge Ehepaar: Puchta und seine Frau hast kennen gelernt, das weiß ich nicht gewiß. Du würdest aber, wenn Du nur einmal in unseren gemeinsamen Ausruhestunden mit uns sein könntest, sagen: das sind Leute, mit denen ich immer zusammenwohnen möchte. Ebenso würde es Dir mit unserem Freunde Schnorr, dem edlen, sächsischen Landsmann und mit seiner gemüthvollen, heiteren jungen Frau ergehen, die eine geborene Wienerin ist. Die Familie der Boisserée's, namentlich die Gemahlin des Sulpice, eine auserlesene Perle an geistigem Werthe, die sich der glückliche Mann in Würtemberg aufgesucht hat, würde, wenn Du sie kennen lerntest, einen Eindruck auf Dich machen, der sich nicht wieder verwischen läßt, denn das sind Erscheinungen in der Menschenwelt, denen man nicht alle Tage begegnet. Dazu unser geistig lebendiger Ringseis, in seinem unerschöpflichen Humor, mit seiner theilnehmend für uns sorgsamen Frau, der mächtige Cornelius und so manche andere Freunde, die ich Dir schon mehrmals haarklein beschrieben habe. Ebenso nannte ich Dir schon Geh. Hofrath Maurer, mit seiner Frau, deren zartfühlendes, gleichwie heimwehkrankes Wesen, nach oben gewendet, auf

auf Erden sich nicht mehr recht heimisch zu fühlen scheint, so wie die Familie Schmidtlein, von edler norddeutscher Bildung, Schorn, den Mann von vielseitig geübtem Urtheile, mit seiner anspruchslosen guten Frau aus Jena, Oken, mit seiner Frau, die gleichfalls eine Jenenserin ist. Diese alle, vereint mit den schon länger in München eingebürgerten Häusern von Thiersch und den jüngeren Niethammer's, sind die Hauptbestandtheile der geselligen Gruppen, die sich vereinzelt, oder zuweilen auch zu einer Gesammtmasse verbunden, während der Winterszeit am öftersten zusammenfinden."

„Aber was will ich eigentlich damit, indem ich Dir diese geistreiche, glänzende, auch liebe Gesellschaft, in deren Kreise wir manche unserer Winterabende zubringen, so vor Augen und Ohren hinführe? Was ich damit will, das hat der Maler geleistet, über dessen Bild der Hochzeit von Kana (es war ziemlich alt und die Leinwand hatte viele Sprünge) wir manchmal lachten, wenn wir es oben auf dem Oberboden des Elternhauses ansahen. Du wirst Dich wohl noch daran erinnern, wer dort die Figur war, um derentwillen die ganze Hochzeit dargestellt schien. Die Gäste nämlich, unter ihnen etliche der geladenen Jünger, die man an den Heiligenscheinen erkannte, bekam man, nur wie in weiter Ferne, durch die halbgeöffnete Thüre des Speisesaales zu sehen, nicht viel mehr war vom Bräutigam sichtbar, der ganz verstohlens zur Stubenthüre herausschaute; ja selbst der Speisemeister, der etwas versoffen aussah, und welcher dem Bräutigam das Glas mit dem guten Weine vor die Nase hinhielt, war nicht die Hauptperson im Vordergrunde, sondern diese Hauptperson des ganzen Gemäldes, welche dreimal so viel Raum wegnahm als Alles, was von den Hochzeitsgästen sichtbar erschien,

stellte offenbar ein Knecht oder Diener des Speisemeisters, dar, ein vierschrötiger, etwas lumpig erscheinender Kerl, der einen großen Krug mit dem wundervoll bescheerten Weine vor sich hinhielt und dazu ein blitzdummes Gesicht machte, in dessen Mienen der Meister wahrscheinlich das große Erstaunen ausdrücken wollte. Eben so, meine liebe Schwester, habe ich Dich, wie durch eine halbgeöffnete Thüre hineinschauen lassen in eine ehrenwerthe Gesellschaft meiner hiesigen Freunde und Bekannten, nicht zunächst, um Dir von diesen, sondern nur, um Dir von mir etliche Worte zu klagen und zu sagen."

„Ich meine in der That, es wird mir noch in ähnlicher Weise ergehen, wie dem ehrlichen Schwaben in Hebel's Schatzkästlein in seinem Dienste als Wegweiser und Begleiter der französischen Soldaten. So wie diesen, von wegen der Prügel, die er bekam, sein vieles Französisch, das er verstand, fast unter die Erde gebracht hätte, so könnte es mir hier in dem hochgebildeten vornehmen München mit der Feinheit der Sitten und der Weltbildung geschehen, die ich als alter Hof- und Weltmann an mir trage, und die doch wahrscheinlich der einzige Reiz an mir ist, der die Leute bewegt, mich in ihre hochgebildeten Kreise zu ziehen."

„Nun die Leute alle, die ich vorhin mit den Gästen auf der Hochzeit zu Kana auf unserem alten Bilde verglichen habe, sind keine französischen Soldaten, sind liebe, freundliche Menschen, welche mir keine Prügel geben, sondern mir und meiner Frau alles erdenkliche Gute erweisen, aber dennoch bekomme ich in ihrer Gesellschaft jedesmal Prügel; zwar nicht von ihnen, sondern von mir selber in meinem Inneren. Vierzig weniger Eins werden mir da allezeit aufgezählt, wenn ich beim Nachhausegehen, oder in der Stille des anderen Morgens, an alles Das denke,

was ich am gestrigen Abende geschwatzt oder in meiner Ungeschliffenheit durch Worte und Werke geleistet habe."

„Ja, meine liebe Schwester, es ergeht meiner Seele hier in München wie einer alten Geige, die man aus Versehen in die Nähe eines starkgeheizten Ofens gehangen hat und deren Saiten, die vorher ganz leidlich wohl zusammenklangen, nun so verstimmt sind, daß der Geiger, wenn er darauf spielen will, über die jämmerlich schreienden Mißtöne ganz erschrickt, die unter dem Drucke seines Fidelbogens hervorbrechen. Während der langen, stillen Friedenszeit in Erlangen, in den Verhältnissen, darin meine Natur mit all' ihren Neigungen und Wünschen sich wie der Fisch im Wasser in ihrem erwünschten Elemente bewegte, habe ich es niemals geahnt, daß in meinem Inneren noch so eine Grundsuppe von allen möglichen Schlechtigkeiten wäre, als ich hier es fühle und erfinde. Ich bin eben in Erlangen gar zu sehr verwöhnt worden. Hochmuth, Eitelkeit und Ehrgeiz sind da unvermerkt und ohne daß man auf ihre Zucht und Fütterung sonderlich Acht gab, groß gezogen und fett gemacht worden, wie Hühner im Hofe eines wohlbemittelten Bauern, wo sie die von der Scheune aus verzettelten Körner und die hinausgeworfenen Abgänge von Tisch und Küche in solchem Ueberflusse auflesen, daß sie keiner weiteren Versorgung durch die Hausmutter bedürfen. Laß aber dieselben zweifüßigen Creaturen mit ihrem immer hungrigen Magen und unersättlichen Kropfe hereingebracht werden auf einen schön gepflasterten Hof in der Stadt, dann wird es gar bald anders bei ihnen aussehen. Draußen bei dem Bauernhause hat man sie kaum bemerkt, so ruhig und still, wenn sie nicht gerade kräheten und gackerten, ging Alles bei ihnen her, in der Stadt sind sie mit ihren Gewohnheiten

und Sitten ganz unerträglich; — — —. Ich will mich kurz über die Sache fassen, denn in dem Briefe an Bruder Reichel findest Du ohnehin manches Weitere. Das kollegialische Verhältniß zwischen mir und Oken wäre, so weit wir auch in unserer Denkweise über „Wahrheit und Irrthum" von einander abweichen, an einer kleineren Universität, wie selbst Erlangen, ein äußerlich ganz ruhiges, niemals feindseliges geworden. Wir würden, um noch einmal den Vergleich mit den Hühnern herzunehmen, der ja, wie Du weißt, selbst durch einen großen Philosophen des Alterthums zu Ehren gekommen ist, vielleicht manchmal, wie zwei Hähne aus den Nachbarhäusern eines Dorfes, uns mit einander gekampelt haben, bald aber wäre jeder wieder krähend zu seiner Heerde gegangen, ohne daß irgend ein Nachbar sich nach dem Kampfe der beiden umgesehen oder auf ihn geachtet hätte. Anders ist das hier. In England macht man sich die Hahnenkämpfe zu einem öffentlichen Schauspiele, an welchem das müßige Volk so lebhaften Antheil nimmt, daß es sich in Partheien sondert, von denen die eine im Voraus für den Kampfhahn aus Kensington, die andere für den aus Hamptoncourt als unbezweifelbaren Sieger sich entscheidet und Wetten anstellt für die überwiegende Tüchtigkeit des einen oder des anderen. Bei eigentlichen Kampfhähnen, und noch dazu in England, lasse ich mir noch zur Noth so etwas gefallen, daß aber das gebildete so wie ungebildete Publikum von München sich mit den Kampeleien, die leider zwischen Oken und mir ausgebrochen sind, ein ähnliches Vergnügen macht, das ist eben nicht nach meinem Sinne. Wie und durch wen übrigens die Händel zuerst angefangen und herbeigezogen worden sind, das wirst Du aus meinem Briefe an Bruder Reichel vernommen haben. Die Sache erschien anfangs

von so unbedeutendem Gewichte, daß sich in Erlangen, außer der Dienerschaft bei der Naturaliensammlung, kein Mensch darum bekümmert haben würde, und erst durch die hohe Theilnahme des Publikums sind sie zu einem beliebten Schau= und Spektakelstücke geworden, das viele Leute für oder wider die beiden Hauptacteurs reden macht. Denn es scheint unter einem Theile der hiesigen Welt wirklich Modeton geworden zu sein, für die Sache des einen oder des anderen von uns Parthei zu nehmen. Und was ist das für eine Sache? Wenn ich die äußeren Anlässe betrachte, dann muß ich sagen, ich weiß selbst nicht, welche, denn jene Anlässe sind doch gar zu unbedeutend, doch scheint mir es, nach verschiedenen halb oder ganz laut gewordenen Aeußerungen zu urtheilen, als wenn es der Unterschied wäre, der sich zwischen Oken und mir in unseren Grundansichten von „Wahrheit und Irrthum" findet, an welchem sich die partheiliche Theilnahme für den einen oder den anderen von uns entzündet hat. Zunächst zwar nur bei Solchen, welche den Ton angeben, durch diese aber bei der Menge, welche mitsingt. Schon nach meinen bisherigen Erfahrungen gebe ich daher der Freundin, welche draußen in dem stillen, neugebauten Hause wohnt, Recht, wenn diese sagt: ich dürfe es für ein Glück halten, daß diese Scheidung in Solche, die gegen, und in andere, die für meine Sache wären, so bald und so augenscheinlich eingetreten sei. Denn das werde mir manche schmerzliche Erfahrung ersparen, die ich hätte machen müssen, wenn ich mich mit zu großem Vertrauen an Leute hingegeben hätte, von denen ich doch dem Grunde und Wesen der Gesinnung und Denkweise nach in unvereinbarer Weise geschieden sei."

„Aber ein Gefühl, als stehe es überall mit dem Par=

theinehmen nicht recht sicher, begleitet mich in alle größeren Gesellschaften und selbst in manche Kreise der mir sonst ehrenwerthen Bekannten. Das wirkt denn Mißtrauen und bringt jene Verstimmung hervor, deren Mißtöne mir im inneren Ohre noch lange nachtönen und mir, wenn ich aus einer Gesellschaft nach Hause komme, selbst in meine stillen Stunden nachgehen. Es ist hier nicht mehr so, wie es in Erlangen war, wenn ich mich unter den Freunden und Bekannten der harmlosen Fröhlichkeit hingab. Die anscheinende Fröhlichkeit, zu welcher hier mein Naturell nur gar zu oft sich aufrafft, ist keine harmlose und natürliche, sondern selbst ohne mein Wissen und Willen mischt sich immer ein Tropfen, auch wohl mehrere, der bitteren Galle hinein; jene Fröhlichkeit (Lustigkeit) ist deshalb eine unnatürliche, ich möchte sagen, fieberhaft ungesunde. Ja, wenn ich mich so in mein Inwendiges hineinfühle, möchte ich sagen: von der Fußsohle bis zum Haupte ist nichts recht Gesundes an mir."

„Wie soll ich sagen? ist das gut oder nicht gut? — Die Krankheit ist nicht gut, sondern schlimm genug. Daß man sie aber fühlt, das ist gut, und man muß nur wünschen, daß das Gefühl erst recht durch alle Glieder gehen möge. Mir geht es allerdings wie Einem, der längere Zeit in einem abgeschlossenen milden Thale gelebt hat, in welches nur die wärmende Sonne von Mittag so wie von der Vor- und Nachmittagsseite her, nicht aber die rauhen Winde aus Nord, Nordost und Nordwest den Zutritt hatten, ja der selbst dort bei schlechtem Wetter immer in seinem Hause geblieben ist. Wenn dieser auf einmal, durch eine andere Wendung seines Gewerbes, hinauf versetzt wird auf eine frei und ungeschützt gelegene Höhe, wo ihn der Wind von allen Seiten anbläst, da mag ihn freilich manchmal ein

Schauern und Zähneklappen ankommen. München, das sogar in leiblich vorbildlicher Weise nach geometrischer Messung fast noch einmal so hoch liegt als Erlangen, ist auch in geistiger Hinsicht ein Ort, an welchem, wie mir Schelling einmal schrieb, als er noch in Erlangen, ich aber schon in München war, „der Wind gar leicht und oft aus allen Ecken zugleich bläst.“ Ich aber, in meinem jetzigen Zustande, bin für den Zugwind so empfindlich, daß ich nicht gerne in solche Häuser gehe, in welche durch die immer offen stehenden Fenster und Thüren der Sturm aus allen Ecken hereinbläst, sondern mich nur da wohl befinde, wo man den Wind mit seinem Staube nicht so ungehemmt hineinläßt. Und so ein Wohlsein darf ich doch auch, Gott sei Dank, selbst außerhalb meiner Kammer nicht weit suchen; ich kann es genießen draußen vor dem Thore, im Hause meines lieben, ich möchte sagen väterlichen Freundes Fr. v. Roth, kann es finden bei meinen geliebten Puchta's wie bei Schnorr's, bei den Nachbarn Schelling's und Ringseis, wenn diese nicht gerade von gar zu großer und gemischter Gesellschaft ihrer alten Bekannten umgeben sind. Dergleichen Ruheorte gäbe es aber noch mehrere für mich, wenn ich Zeit und Freudigkeit hätte, sie aufzusuchen...“

„Im Grunde genommen hätte ich also über Niemand und über nichts zu klagen, als über mich und mein verstimmtes Wesen. Ist doch meine hiesige Lage wirklich, so wie sie es in Vieler Augen ist, eine beneidenswerthe zu nennen. Mag der Weg, den ich gehe, von unten her manchmal holperig, schmutzig und staubig sein, von oben her hat er immer hellen Sonnenschein und heiteres Wetter. Und zwar auch in äußerlich sichtbarer Weise. König Ludwig und die Seinen haben nicht gegen mich, sondern für mich, Parthei genommen. Mein geist- und

liebevoller König hat mir das nicht nur durch mündliche, gütige Äußerungen, sondern durch eine That seines besonderen Vertrauens bezeugt; er hat mich zur Theilnahme an dem Unterrichte seines Kronprinzen Maximilian zugelassen und ich bin recht freudig diesem Rufe gefolgt. Denn der königliche Jüngling, in dessen Nähe ich jetzt öfters kommen darf, würde auch in jedem anderen Stande seiner Geburt eine Lust und Freude des Lehrers sein. Das ist ein lichtsuchender Geist, der bald seinen Weg über die Wolken finden wird und welcher dabei auch äußerlich mit reichen Gaben geziert ist, welche Liebe gewinnen und festhalten. Meinem nachbarlichen Freunde Schelling muß ich täglich von dem Kronprinzen Maximilian erzählen, an welchem sein Herz mit ganz sonderlicher Liebe hängt und an dessen geistiger Entwickelung er recht lebendigen Antheil nimmt. Im nächsten Jahre wird mir wahrscheinlich auch ein Antheil an dem Unterrichte des Prinzen Otto übertragen werden."

„Von meinem geliebten Prinzen Albrecht von Mecklenburg, der mich, wie ich Dir schon in meinem vorletzten kurzen Briefe schrieb, im vorigen Sommer mit einem Besuche, als Gast in meinem Hause erfreute, habe ich die besten Nachrichten. Er hat jetzt in Berlin seine militärische Laufbahn betreten." — —

„Von den hohen Naturgenüssen, die mir auch wieder im vergangenen Herbste mein Aufenthalt am Fuße der Alpen, in dem herrlich gelegenen Tölz gewährt hat, kann ich Dir nur sagen, daß sie durch ihre „Trosteinsamkeit" zehnfach alle die Entbehrungen und kleinen Quälereien des Stadtlebens aufwiegen. Die Alpennatur ist doch noch eine ungleich gewaltigere, erhabenere, als die des Hügellandes, oder selbst die unserer sogenannten Berggegenden

es ist. Ich bin auch in Tölz nicht müßig gewesen, sondern habe dort viel gearbeitet." — — —

An den Inhalt des so eben großentheils mitgetheilten Briefes schließen sich die einzelnen hier nachstehenden Stellen eines anderen an, den ich um dieselbe Zeit an meinen Schwager, den Amtmann, schrieb.

„— — Ja, lieber Bruder, mit und zu der Arbeit, welche mir mein hiesiger Beruf auferlegt, ist mir zugleich auch eine rechte Arbeitslust geschenkt worden. Beides, wenn es so zusammengeht, macht einem das Leben, wenn auch äußerlich nicht gerade leicht und bequem, so doch innerlich werth. Seit vielen Jahren ist mir der Wunsch angelegen, einmal öffentlich Vorlesungen über Menschen- und Seelenkunde, oder, wie die gelehrten Leute sagen: Anthropologie und Psychologie zu halten und ein Werk zu schreiben über die Natur des Menschen nach ihrem äußeren leiblichen, so wie nach ihrem inneren geistigen Wesen, nach ihrer Stellung zu der gesammten Welt des Leiblichen wie des Geistigen und nach ihrer zeitlichen wie ewigen Bestimmung für diese beiden Welten. (Vergib mir die schwerfällige Titulatur des künftigen Buches; ich habe eben keine Zeit, mich auf eine andere zu besinnen.) So lange ich in Erlangen war, wollte ich nicht gerne mit dem alten guten Mehmel in Collision treten, welcher dort Psychologie las, habe deshalb niemals eine Vorlesung solchen Inhaltes angekündigt, hier aber hatte mein gutmüthiger College A. Buchner nichts dagegen, wenn ich mich neben ihm versuchen wolle: „denn es gäbe ja in München Studenten genug für uns beide, und er behalte noch Fächer genug übrig, über welche er lehren solle und müsse." Ich habe demnach im vorigen Sommer mit wahrhafter Lust und Freude meinen vieljährigen Vorsatz ausgeführt,

habe vor einer zahlreichen, und, wie mir schien, auch theilnehmenden Versammlung der Zuhörer Vorlesungen über Anthropologie und Psychologie gehalten. Und diesen Winter habe ich auch angefangen, den Inhalt dieser Vorlesungen für den Druck auszuarbeiten. Ich meine, ich hätte, gerade hier in meiner Stellung, einen doppelten Beruf dazu, einmal den inneren, der mir, ich kann wohl sagen, seit meinem Jünglingsalter dazu in's Herz gelegt worden ist und dann den äußeren: gegenüber den sogenannt naturphilosophischen Lehren meines Collegen Oken: um zu zeugen von einem Schöpfer und Erhalter aller Dinge, zu zeugen von dem Sein und Wesen unserer für ein Leben der Ewigkeit geschaffenen Seele und von einer Welt des Geistigen überhaupt. Diese meine Arbeit, die mich bei Tage wie bei Nacht beschäftigt, gewährt mir nun eine solche geistige Stärkung, macht mir so viel Freude, daß ich alles Andere um mich her, auch Das, was weder löblich noch lieblich anzuschauen ist, darüber vergesse. Mir geht es wie jenem Holländer, der einen Demant von ungeheuerem Werthe in seiner Tasche herumtrug und in Hoffnung, diesen künftig einmal nach seinem großen Werthe zu verkaufen, bei allen Entbehrungen und aller Noth, die sein gegenwärtiger Mangel an baarem Gelde mit sich brachte, ganz vergnügt war. Denn mir ist es, als trüge ich mit dem Gedanken an eine solche mir gar schön vorkommende Arbeit einen großen Schatz mit mir herum, den mir die Leute nicht nehmen können. Und ein solches inneres Spielzeug, an dem mein Herz sich tröstet und erquickt, thut mir gerade jetzt ganz besonders wohl."

„Denn ich muß Dich doch bei dem Scheine des inneren Trostlichtes, das, wie die Lampe in einer Laterne, das Dunkel um mich her beleuchtet, ein wenig in den

Wirrwar hinausschauen lassen, darin ich so eben herumtappe. Du kennst mich von Jugend auf, Du weißt, daß ich, meiner bequemen Natur nach, sehr wenig geeignet und aufgelegt bin zum Streiten und Disputiren, am allerwenigsten aber geneigt zu öffentlichen Streitigkeiten. Und doch hat man mich hier mit aller Gewalt in solche öffentlichen Streitigkeiten hineingehetzt und hineingezogen. Freilich verhalte ich mich dabei nicht viel anders, als der alte blinde Bär, den ich zu meiner Zeit noch in Ludwigslust, im damaligen herzoglichen Park lebend vorfand, wenn die muthwilligen Buben oder auch die Jagdhunde im Vorüberlaufen an der vergitterten Hütte, darin er gefangen saß, ihn plagten und neckten. Der arme Bursche ertrug solche böswillige Angriffe zwar keineswegs mit Geduld und großmüthiger Fassung, sondern wurde dabei sehr grimmig und benahm sich ungeberdig genug, schlug und biß nach den Stecken, mit denen die losen Buben durch das eiserne Gitter auf ihn hereinstießen; antwortete auf das laute Bellen der Hunde durch ein dumpfes Brummen. Was war aber für ihn damit ausgerichtet? Konnte er doch mit seinen geblendeten Augen kaum unterscheiden, was ein Mensch oder ein Hund war, und ehe seine Tatze den Stecken traf, der ihm am rechten Ohre wehe that, setzte ihm dieser schon am linken Ohre zu."

„Durch Stecken zwar werde ich weder mittelbar noch unmittelbar belästigt, wohl aber durch Schreibfedern, die mich mittelbar in Ohren und Nase stechen. Es gibt nämlich dermalen hier bei uns in München eine Literatur, von welcher man in solcher Form und Anwendung anderwärts wohl kaum etwas Aehnliches hat. Mehrere sogenannte Volkszeitungen, die unter verschiedenen Titeln in der Stadt

erscheinen und welche das Volk Käseblätter zu nennen pflegt, weil man, nachdem man sie gelesen, den Käse hineinwickelt, den man mit sich in's Bierhaus nehmen will, bilden jene Literatur, welche unter der größeren Menge die beliebteste und allgemein verbreitetste ist. Man bedient sich derselben gerne, um irgend etwas bei dieser größeren Menge in guten Credit oder in Mißkredit zu bringen. Vorzüglich zu dem letzteren Zwecke, mit derselben überwiegenden Neigung, mit welcher man bei Kaffeevisiten oder in anderen Gesellschaften, darin man mit der Zunge Effekt machen will und nichts Besseres dazu hat, andere abwesende Personen zu verlästern pflegt. In solchen Blättern geht man denn auch mir zu Leibe, beschuldigt mich z. B., daß ich die öffentliche Sammlung, die unter meiner verantwortlichen Aufsicht steht, für den Zutritt des Publikums ganz abschließen wolle, da man doch wissen könnte, daß jene Abschließung nur einen vorübergehenden Grund in den so eben dringend nothwendigen Baureparaturen und neuen Einrichtungen hat. Ja man regt durch indirekte Angriffe allerhand Verdächtigungen auf gegen die Verwaltung jenes öffentlichen Gutes oder hebt es hervor, wie sehr es gegen die Ehre eines Professors an der Universität sei, wenn derselbe „Privatunterricht" ertheile, was ich allerdings, wie Du weißt, bei einer mir in mehr denn einem Sinne von höherer Hand dargebotenen Gelegenheit mit Lust und Freude thue. Und dergleichen Neckereien, von den Stimmführern in jenen Aufsätzen und ihren meist recht erbärmlichen Helfershelfern, wollen kein Ende nehmen. Ich aber bin ein Thor, daß ich mich darüber ärgere. Denn sie wären von eben so wenig Gewicht als die Federn, durch die sie mir zukom-

men, wenn ich nur in meiner unmittelbaren amtlichen Umgebung einen treuen, zuverlässigeren Anhalt hätte, als mir wirklich in ihr gegeben ist.“ — — —

In den vorstehenden Mittheilungen ist das vorüberziehende Gewölk angedeutet, das meinen damaligen Weg beschattete. Aus den vereinzelten Wolken bildeten sich freilich manchmal Gewitter, abwechselnd mit schwüler Luft, aber ihre Zeit ist ihnen zugemessen gewesen und ein fruchtbarer Regen kühlte die Luft ab. Ich beschreibe dieses mit wenig Federzügen im nächsten Kapitel.

45. Der Fortgang zu einem Ruhepunkte.

Wenn auch in den ersten fünf Jahren meines Aufenthaltes in München manche Stunden und Tage vorkamen, von denen ich sagen mußte: sie gefallen mir nicht, so gab es doch daneben der fröhlichen und glücklichen Stunden und Tage viel mehrere als der anscheinend bösen, und durch sie alle, die guten, wie die bösen, ging der goldene Faden jener Führung hindurch, deren Ziel und Ende die unwandelbar bleibende Ruhe ist. Ein äußerlicher Vorschmack solcher Ruhe wurde mir schon im sechsten Jahre zu Theil. Nachträglich erwähne ich hier noch einige der Freuden, die mir den Lebensgang in dieser ganzen Zeit lieblich machten und erleichterten.

Mein Freund Mohnike mit seiner Frau und seiner ältesten Tochter besuchte mich als lieber, werther Gast meines Hauses schon im ersten Sommer. Er brachte mir eine Gabe des freudigeren Muthes mit, die mir damals besonders wohl that. In Karlsbad, dahin ich meine leidende Frau begleitete, machte ich die erste Bekanntschaft mit meinem theuren Freunde Ch. Aug. Brandis, den ich später in Griechenland wiederfand, so wie die mit E. W.

Hengstenberg und dem edlen Buchhändler Fr. Vieweg aus Braunschweig; in Eger fand ich den theueren J. M. Sailer. Bald kam auch Tholuck in mein Haus und an mein Herz, in welchem letzteren er auch geblieben ist und bleiben wird. Des Wiedersehens meines Prinzen Albrecht und seiner Begleiter Bredestein und Koch habe ich schon vorhin gedacht.. Der Besuch meines lieben Freundes Pfaff und seiner Frau nahm mich auf einige Zeit aus München hinweg und führte mich im Geiste in das frohe, stille Leben der Erlanger Jahre zurück. August Bomhardt, durch seinen gleichzeitigen Besuch, nahm an den Freuden dieser Auswanderung meines Herzens brüderlichen Antheil, und bald nachher kam unser Ranke auf dem Wege seines Berufes nach München und zog mit den Seinigen auf einige Wochen bei uns ein. Im darauf folgenden Jahre erfreuten uns Spleiß und seine Frau, dann auch Rennecke's (S. 219) mit ihrem lebendig anregenden Zuspruche und noch viele andere Freunde aus Norden und Süden kamen zu uns, wenn auch nur auf kürzere Zeit, als Boten und Träger des Friedens.

Auch im königlichen Hause that sich mir ein Quell von Freuden auf, an dem ich oft mich gestärkt und neu bekräftigt habe. Ich fand dort an dem Prinzen Otto, dem nachmaligen König von Griechenland, einen Schüler, dergleichen mir an theilnehmendem Gemüthe und gewissenhaft treu auffassendem Sinne in meinem ganzen Leben nur wenige geworden sind. Bald gesellte sich zu diesem seltenen Schüler als eine eben so seltene, hohe Schülerin die geistreiche, vielseitig reichbegabte Prinzessin Mathilde, nachmalige Großherzogin von Hessen. Eine große innerliche wie äußere Hilfe für den Erfolg dieses Unterrichtes gewährte mir der edle Lehrer dieser beiden königlichen Kinder,

Oettl, der würdige, in seinem milden Wirken segensreiche nachmalige Bischof von Eichstätt. Eine wahrhafte Belustigung des Geistes und Herzens gab mir auch der Unterricht bei dem jüngeren Prinzen von Leuchtenberg, in welchem schon frühe die Neigung und der innere Beruf für die Naturkunde erwachte, durch welche er später, im Gebiete der Wissenschaft Rühmliches geleistet hat. Für die geistige wie sittliche Bildung und Vollendung dieses leider in der Blüthe seiner Jahre hingeschiedenen jungen Fürsten war sein Gouverneur, der Hauptmann von Schuh mit dem glücklichsten Erfolge bemüht, denn in diesem jungen Manne fanden sich die drei inneren geistigen Gehilfen eines tüchtigen Erziehers beisammen: die rechte Liebe mit ihrem nach oben wie nach unten gewendeten Blicke, die überall nachgehende Geduld und der emporhebende wachsame Ernst. Auch der damals noch sehr junge kindlich liebevolle Prinz Luitpold wurde schon um jene Zeit mein Schüler und blieb es zu meiner Freude auch später noch mehrere Jahre.

Zu dem vielen Guten, das mir fortwährend in dieser Zeit widerfuhr, gehörte denn auch vor Allem der immer vertrauter werdende innere wie äußere Verkehr mit meinen Freunden Roth, Puchta, Schnorr, Cornelius, Schlotthauer, Ringseis, und zu diesem engeren Kreise, bei dem es mir besonders wohl war, muß ich auch das Kleeblatt der Boisserée'schen Familie, so wie ihren humoristischen Hausgenossen, den Dr. Bertram und den großen Meister seiner Kunst: Schwanthaler zählen. Ein Vereinigungspunkt für viele dieser Freunde bildete sich in dem Hause der edlen Schweizerin Emilie. An jedem Orte, zu jeder Zeit, in größerem wie in kleinerem Kreise, wird man sich gerne an

das große Lebensbild erinnern lassen, welches einem früheren Geschlechte in Hamann's, Stolberg's und Claudius' Freundin zu Münster segnend vor Augen stand.

Zu diesem geselligen Genusse, im Umgange mit den älteren Freunden kam auch jener, den der Umgang mit den jüngeren gewährte. Denn zu Emil Wagner und dem jüngeren Puchta hatten sich von Usedom und Trömer, so wie die Gebrüder Werner aus Würtemberg gesellt. Länger aber als diese, und innig mit mir vereint, blieb mir, zuerst als mein Schüler, dann als Hausfreund, mein theurer Schöberlein (jetzt in Göttingen).

Mein Beruf als Lehrer machte mir nur Freude; bei meiner schriftstellerischen Thätigkeit fühlte ich mich von einer so innigen Begeisterung getragen, daß ich Alles, was mich etwa äußerlich drückte und schmerzte, darüber vergaß. Ich spreche mich darüber in einem kleinen Reiseberichte für die Freunde in der Heimath aus, von welchem ich hier einige Zeilen mittheile. Die Reise, von welcher darin die Rede ist, fällt in die letzten Tage des Septembers und in den Oktober von 1829.

— — — „Wenn ich aber beschreiben sollte, was dieser Reise nach Tyrol ihren unbeschreiblichen, ganz eigenthümlichen Reiz für mich gegeben, dann müßte ich auch auf etwas Anderes hinweisen, als auf den beschneiten Gipfel des Orteler, auf das Thal von Meran, in welches die alte Burg Tyrol wie in die fast überirdisch schöne Schöpfung eines Morgentraumes herunterblickt, und auf Botzen, wo die Natur ohne Aufhören in so lieblich ernstem Schmucke erscheint, als am Morgen eines großen Festtages, zu dessen Feier der Anblick der Dolomitgebirge in Osten wie ein Geläute der Glocken die Seele stimmt und zu welcher

all' die Kirchen, die Burgen, die Landhäuser im weiteren Kreise umher versammelt sind. Denn nicht die Erhabenheit der Natur, in welche ich seit 10 Tagen aus dem nördlicheren Regen-Thränenlande eingerückt bin, am wenigsten die Fülle der Früchte und alles Dessen, was den Leib erfreut und erquickt, sondern eine Lust in meinem Inneren ist es, die mich hier so glücklich macht; eine Lust, welche in dem unruhigen München wie in einen Drahtkäfig eingeschlossen war und die nun aus der geöffneten Thür heraus in's Freie gekommen, hoch in den Wipfel der Bäume sich erhoben hat und da ihren Naturgesang hören läßt. Schon im vorigen Sommer habe ich einen Anfang mit der Ausarbeitung meines Buches gemacht, für welches ich mir jetzt den Titel: „Geschichte der Seele" ausgedacht habe. Das Gelingen des Anfangs schon machte mich unbeschreiblich glücklich, aber mit der Fortsetzung wollte es nicht recht fort. Da war mir es denn auf dieser ganzen herrlichen Reise, als ob die Gedanken und Gedankenbilder, deren ich für den weiteren Inhalt bedurfte, eines nach dem anderen, bald von dieser Höhe, bald aus jenem Gebirgsthale, ja selbst aus den alten Burgen und Kirchen der Höhen zu mir in Herz und Kopf kämen, und in Botzen haben sie sich zusammengefügt, denn ich habe in so kurzer Zeit noch niemals so lebendig, so viel gearbeitet, als hier in dem abgelegenen Landhause, das uns aufnahm."

„Habe auch noch ein ganz besonderes Vergnügen in dem täglichen Zusammensein mit dem Sohne unseres berühmten Görres, mit dem Guido Görres, gefunden, einem Jünglinge, von welchem gewiß höchst Bedeutungsvolles zu erwarten steht, denn ich halte dafür, daß er, so wie sein Freund, der junge Graf Pocci, die Träger

reicher Gaben für ihre nahe künftige Zeit und für ihr Volk sind *)." — —

Und nicht nur, wie nach dem vorstehenden Bruchstücke meines Reiseberichtes, in Botzen, sondern auch nach meiner Rückkehr in der Münchner Heimath blieb die Arbeit an meinem Buche meine Lust und Freude, die mein inneres Leben fortwährend in frischer Kraft erhielt.

Wenn ich dann, so wie ich hier gethan, des Guten gedenke, das mir die 5 ersten Jahre meines Lebens in München erheitert hat, dann muß ich erkennen, daß die Summe der guten Tage und Stunden so groß war, daß die Zahl der bösen gegen sie kaum in Betracht kam. Und dennoch will ich auch ihrer hier im Vorbeigehen erwähnen.

Der Minister von Schenk, der sich immer als mein Freund erwiesen, war von seinem Posten abgetreten, ein anderer Herr Minister, den ich persönlich nicht näher kannte, dessen vielseitige Thätigkeit aber anerkannt war, kam an seine Stelle. Die Neckereien, die Verdächtigmachungen von meiner Gegenpartei hatten sich noch immer gesteigert. Da brach die Krankheit, deren Keim schon 10 Jahre vorher (nach S. 196) in meine Natur gelegt war, in voller Heftigkeit aus. Der erste, wie es schien, dem Leben gefährliche Anfall des Leberleidens ließ mir die Stimmung des Leibes zu mehreren solchen, wenn auch schwächeren Anfällen und die Neigung des Gemüthes zum Mißmuth und zur Verzagtheit zurück, von welcher die Leberleiden meist begleitet werden. Es kamen manche dunkle Tage und Stunden, in denen ich mich, in meiner damaligen Stellung, höchst unglücklich fühlte und aus München hinweg-

*) Guido Görres ist frühe von dem irdischen Tagwerke abgerufen worden.

sehnte. An eine kleinere, von dem Gewirre einer großen Stadt abgeschiedene Universität wünschte ich wieder zu kommen. Die auswärtigen, zum Theile noch lebenden Freunde wissen es, daß ich zur Erfüllung meines Wunsches selbst anfragende Schritte that. Da theilte mir (1832) der Herr Minister, bei welchem ich in amtlichem Geschäfte eine Audienz hatte, es mit, daß Oken als Professor der Physiologie unter für ihn vortheilhaften Bedingungen nach Erlangen versetzt werden sollte. Ich hörte dieses mit ganz eigener Bewegung an. Wie gerne würde ich als Professor z. B. der Psychologie und Anthropologie und neben meinem Freunde Raumer auch eines Theiles der Naturgeschichte nach Erlangen gegangen sein, wäre mir dazu die Gelegenheit geboten worden. Daß aber durch Oken's Abgang aus München den unaufhörlichen Quälereien und feindseligen Anregungen ein Ende gemacht werden könne, das erkannte ich, dessen freute ich mich und sprach meine Freude gegen mehrere Freunde aus. Als aber Das, was geschehen sollte, zur öffentlichen Kunde kam, da erhob sich die Lüge mit lauter Stimme gegen mich. Man gab mir Schuld, ich habe Oken's Entfernung etwa durch meinen Einfluß bei Hofe herbeigeführt. Oken selber wußte es anders und widersprach nach seiner Redlichkeit jener Lüge. Daß sie dieses sei, das kann mir mein huldvoller noch lebender König Ludwig, der mich niemals als einen Angeber und Verläumder Anderer erfunden hat, das kann mir, im Angesicht des nahen Endes, mein eigenes Gewissen bezeugen. Oken, mit der Aeußerung, daß die Regierung keinen Professor ohne seinen Willen versetzen könne, wies die angetragene Stelle in Erlangen von sich, folgte einem Rufe nach Zürich. In demselben Jahre 1832 endete mein unglücklicher, nächster Gehülfe im amtlichen Berufe, der ta=

lentvolle Prof. Wagler, sein Leben durch einen Schuß, welchen er sich durch unvorsichtiges Ergreifen des Gewehres selber zugezogen hatte, und an meine Seite kam jetzt der mir seit seinem Knabenalter treu ergebene Andreas Wagner. Mit diesem Ereignisse trat in meinem äußeren und bald auch in meinem inneren Leben eine Zeit des Friedens und der Ruhe ein, deren einzelne Unterbrechungen fast immer nur meine Schuld waren. „Ja, mein lieber, nur von Wenigen erkannter Bruder Andreas, Gott vergelte Dir alle die Nachsicht, die Du, bei der großen Verschiedenheit unseres Naturells aber in beständiger Einheit der Gesinnung mit mir getragen hast; er lohne Dir all' Deine aufopfernd treue, hilfreiche und dienende Liebe gegen mich, darin Du so Vieles durch und für mich gelitten und gethan hast. Es kommt ein Tag, an welchem ich Dir besser danken kann für Alles, was Du mir warst und bist."

46. Der Fortgang zu einem weiteren Ruhepunkte.

Die Strecke meines Lebensweges, von welcher ich hier in summarischer Kürze noch Einiges berichten will, ist eine viermal längere als die, welche ich im vorstehenden Capitel beschrieben habe, denn sie geht über einen Zeitraum von nahe 20 Jahren, bis zum Jahre 1852. Ich will den Faden meiner diesmaligen Berichte bei jenem Ende angreifen, an welchem ich denselben am kürzesten fassen kann, weil ich dabei von etwas rede, das wohl am meisten auch öffentlich bekannt geworden ist: von meinen literarischen Arbeiten in München. Derer sind verhältnißmäßig sehr viele, und wenn ich die kleineren, vereinzelten nennen sollte, welche von mir, großentheils ohne meinen Namen, in den Münchner gelehrten Anzeigen und

anderen Zeitschriften erschienen sind, so würde dieses nicht nur eine unnütze Mühe, sondern mir fast unmöglich sein. Denn das schriftliche Arbeiten ist mir niemals sonst zu einem so dringenden, unabweisbaren Bedürfnisse des Lebens geworden, als in München; es hat mich zu manchen Zeiten so ganz hingenommen, daß ich mich von allen Vergnügungen, ja selbst von den Pflichten des geselligen Verkehres zurückzog und manchen der Freunde, dessen Einladung ich aus Haushalterei mit der Zeit abwies, mir entfremdete.

Das Erste, was ich in München schrieb und drucken ließ, war meine schon vorhin erwähnte (S. 709) kleine Schrift: Peurbach und Regiomontan. Als Rede an die studirende Jugend einer bayerischen Hochschule erfaßt dieselbe ihren Gegenstand, wie mir scheint, in gut anregender Weise. Von meiner Reise in das südliche Frankreich und nach Italien habe ich schon oben gesprochen (S. 642 u. f.) und ebendaselbst auch der gedruckten Beschreibung derselben erwähnt. Einen Anfang dieser Beschreibung hatte ich bereits in Erlangen gemacht, die eigentliche Ausarbeitung derselben fällt in das erste Jahr meines Aufenthaltes in München. Man merkt diesem Buche, namentlich in seiner ersten Auflage, allerdings jene Stimmung an, die ich in den Berichten aus der Geschichte des ersten Jahres beschrieb (S. 699). — Mit einem wahrhaften Drange der Begeisterung, der mächtiger war, als ich ihn jemals für irgend eine andere meiner schriftlichen Arbeiten gefühlt, legte ich die Hand an meine „Geschichte der Seele", ein Buch, das man wohl mit Recht als das Hauptwerk meiner wissenschaftlichen Thätigkeit betrachtet hat. Mitten in dem Gedränge der vielseitigen Anforderungen meines Berufes als Lehrer und Vorstand einer öffentlichen Sammlung habe ich nicht nur alle freie Stunden des Tages, ich mochte sitzen

oder gehen, sondern auch viele Stunden der Nächte, zum Nachdenken und Niederschreiben dieses Buches angewendet, dessen Grundgedanken ich schon seit Jahren in meiner Seele getragen hatte, ohne zu seiner Ausführung zu kommen. Ich darf es für ein besonderes Glück meines Buches halten, daß die Veröffentlichung desselben in die Hände eines Verlegers fiel, der nicht nur den Ruhm seines Hauses auf mein Werk übertrug, sondern die leichtere Verbreitung desselben durch seine uneigennützige Großmuth möglich machte. Dieser mein Dank gilt nicht allein von Cotta, dem Vater, sondern nicht minder seinem edlen Sohne, der für die reiche Ausstattung, namentlich der vierten Auflage, als theilnehmender Freund des Werkes, wie seines Verfassers, gesorgt hat. Ich selber will von dem Inhalte, wie von der zeitgemäßen Bedeutenheit meiner Geschichte der Seele nichts sagen; lasse jedoch darüber etliche Worte aus einem Briefe meines Lehrers und Freundes Schelling vernehmen, die mir in mehr als einer Hinsicht als ein Urtheil aus letzter Hand theuer und werth sind. Denn der Brief, in welchem sie stehen, ist einer der letzten, die ich von Schelling erhielt; er war aus Berlin, am 6. Oktober 1851 geschrieben. Ich theile nur den Anfang desselben mit der zunächst hieher gehörigen Stelle mit:

„Dieser Brief, geliebter Freund, wird Dich zwar jetzt nicht in München antreffen. Gewiß weilst Du noch auf dem schönen Landsitze am Ammersee, den Du so glücklich entdeckt hast; ich aber muß mich nach der Zeit richten, in welcher ich, frei von dem eigentlichen Geschäfte meines Lebens, Muße zum Briefschreiben habe. Denn je älter, desto einseitiger bin ich geworden, und muß, um in meiner Arbeit einigermaßen mit Erfolg fortzuschreiten, mich ganz auf dieselbe beschränken. Mich aber drängte es schon lange,

Dir zu schreiben und benütze die Zeit der Rückkehr von Pyrmont, besonders um Dir zu danken für die Geschichte der Seele, nicht blos als Geschenk, sondern auch als Werk und wegen ihres Inhaltes, da sie mir so vielfach zur Belehrung und Erquickung gedient hat durch den reichen Schatz, nicht nur der schönsten Stellen der Alten über Gott und Seele, an die man gern immer wieder erinnert wird, und zu welchen bedeutende, mir weniger bekannte der Kirchenväter gekommen sind, sondern vornämlich von Thatsachen, die, so wie von Dir, noch nie benützt und gedeutet, zum Theil sogar, wie mir, wahrscheinlich auch Anderen, unbekannt geblieben waren. Dir, lieber Freund, ist ein lieblicheres Loos gefallen als mir; Dir ist es verstattet, in alle die heimlichen, sonnigen, blumenreichen Thäler einzudringen, an denen ich, auf den allgemeinsten Zusammenhang angewiesen, wie auf dem Dampfschiffe vorbeifahre, nur von ferne einen Blick in sie werfend. Doch hoffe ich, wenn Gott mir es gewährte, zu vollenden, woran ich arbeite, es soll auch darin Einiges sein, das Dich erfreut und Nachsicht, oder, wo nöthig, Verzeihung für das Andere erwirbt." — — —

Neben der Hauptarbeit an der „Geschichte der Seele" hatte ich auch schon in den ersten Jahren meines Münchner Lebens jene „Mittheilungen aus dem Reiche" geschrieben, welche anfangs vereinzelt in Hengstenberg's Kirchenzeitung, später gesammelt in den Fortsetzungen meines „Alten und Neuen" erschienen, von denen ich nach und nach mehrere Bände bei Heyder in Erlangen herausgab. Ein großer Theil meiner schriftstellerischen Thätigkeit war jetzt auf die Ueberarbeitung einiger meiner Bücher für ihre neuen Auflagen gewendet. Namentlich die zweite und die vierte Auflage meiner Geschichte der Seele (auf diese vierte

bezieht sich Schelling's Brief) nahmen meine ganze Kraft und freie Zeit in Anspruch, nicht minder die zweite Auflage meiner Geschichte der Natur, so wie später die dritte. Auch bei den nahe auf einander folgenden Ausgaben meines (kleineren) Lehrbuches der Naturgeschichte ließ ich es an den mir nöthig scheinenden Vermehrungen und Verbesserungen nicht fehlen, und ich kann es nur beklagen, daß alle diese Arbeiten, verbunden mit den Aufgaben meines mündlichen Lehrerberufes, mir so wenig Zeit übrig ließen zu einer wissenschaftlich gründlichen Vorbereitung auf die größere Reise, die ich in den Jahren 1836 und 37 nach dem Morgenlande unternahm. Die Geschichte dieser Reise, welche ihrer Zeit nach zum großen Theile auf Segelschiffen einen oft gehemmten und mühseligen Verlauf nahm, habe ich in den darauf folgenden Jahren in drei Bänden beschrieben, auf deren Berichte ich mich hier als auf eine theilweise Fortsetzung dieser meiner Selbstbiographie berufen kann. Bedeutender für mich durch Erfolg und Werth als die Ausfertigung der 3 Bände meiner Beschreibung ist ein anderer Gewinn jener Reise gewesen: die Erweckung und Ausbildung meiner drei jungen Begleiter zu ihrem nachmaligen Lebensberufe. Erdl, als Professor an der Hochschule in München, hat seinen ruhmvollen Lauf frühe vollendet. Was er schon in dieser Zeit des Jünglings- und des angehenden Mannesalters für seine Wissenschaft, als Forscher des inneren Baues und der Entwickelungsgeschichte des thierischen Leibes war und zu werden versprach, das bezeugen seine veröffentlichten Werke. Bernatz, der Maler, hat sich schon in seiner ersten Arbeit: den „Bildern aus dem heiligen Lande", noch mehr aber durch die Frucht einer späteren Reise, die er mit Dr. Roth in die südlichsten Theile von Aethiopien machte: seine Scenes in Aethiopia

jenen Ruhm der künstlerischen Tüchtigkeit erworben, den er neuerdings wieder in seinen ausgeführten Bildern zu Barth's afrikanischem Reisewerke bewährt hat. Johannes Roth aber, der ebenbürtige Sohn meines Freundes Fr. v. Roth, steht nahe an der Ausführung jener That seines Lebens, zu welcher er durch inneren Drang, so wie durch seine fast zwanzigjährigen vorbereitenden Studien und Erfahrungen auf Reisen im Stillen sich bekräftigt hat. Eine That, an deren Gelingen, so wie an das Leben des mir gleich einem eigenen Sohne theueren jungen Mannes ich gerne mein eigenes Leben, auch wenn dieses noch ein jugendliches wäre, setzen möchte.

Meine Reise in das Morgenland mußte bald in einer neuen Auflage erscheinen, für welche mir nur wenig Zeit zu Verbesserungen gegeben war. Meine frühere, lange unbenutzt gebliebene Gabe zum Erzählen ist wieder geweckt worden durch die Anforderung, welche ein mir theurer, hoher Kreis zur gelegentlichen Unterhaltung an Winterabenden an mich ergehen ließ. Auch ein engerer Kreis meiner Zuhörer, der sich im Winter wöchentlich einmal in meinem Hause um mich versammelte, regte mich dazu an. Diesen Letzteren theilte ich großentheils Auszüge aus Lebensbeschreibungen mit. Ich habe den Inhalt mehrerer solcher Abendunterhaltungen, in den beiden eben erwähnten Kreisen in flüchtiger Eile, während der Erholungszeiten meines Landaufenthaltes oder der Rasttage auf Reisen niedergeschrieben und nachmals in meinen größeren, so wie in den gesammelten kleineren Erzählungen bei Palm und Enke in Erlangen, die Biographien und Geschichten aber bei Heyder in Druck erscheinen lassen. Allerdings Erscheinungen von ephemerer Art, bei deren Betrachtung ich weder mich noch meine Leser aufhalten will. Unmittelbar nach meiner Reise

veröffentlichte ich auch zum Gebrauche bei meinen Vorlesungen über Anthropologie und Psychologie mein kleines Lehrbuch der Menschen- und Seelenkunde, das in zwei, so wie das Lehrbuch der Sternkunde in drei Auflagen verbreitet worden ist. Außer zwei kleinen unbedeutenden Lehrbüchern bearbeitete ich auch für den mir sehr werthen Calwer Verlagsverein, nach einer wahren, mir mitgetheilten Erzählung, die Geschichte des Philipp Ashton, unter dem Titel des neuen Robinson und verschiedene andere kleine Schriften. Mein Spiegel der Natur ist vielleicht zur Einführung in die Erkenntniß der sichtbaren Welt und zur Eröffnung der rechten tieferen, so wie geziemenden Betrachtungsweise dieser Welt nicht ganz ohne Nutzen gewesen und dieses zunächst für Schulen bestimmte Buch ist in zwei sehr starken Auflagen verbreitet worden. In der mir übergebenen Ausarbeitung einiger Bücher zum Gebrauche bei dem Schulunterrichte habe ich wenigstens meinen guten Willen gezeigt; einzelne Vorlesungen, die ich bei öffentlichen Sitzungen der Akademie der Wissenschaften und bei anderen Gelegenheiten gehalten, sind unter meinem Namen gedruckt worden; von den sehr zahlreichen Aufsätzen, welche ich in die Münchner gelehrten Anzeigen von ihrem Entstehen bis zum J. 1852, großentheils ohne meinen Namen oder Namenszeichen gegeben, war schon vorhin die Rede.

Mein Tagewerk als Lehrer war neben der schriftstellerischen Thätigkeit das andere Gewicht, durch welches das Triebwerk des inneren Lebens in Bewegung gesetzt und in geregeltem Gange erhalten wurde. Denn ohne den Zug solcher Gewichte zeigt der Ton der Glocke keine Tage und Stunden an, sondern die Zeit des Lebens gehet ohne Klang und Sang, gleichwie in einem Fiebertraume, zu Grabe. Meine Vorlesungen an der Universität machten

mir viele Freude. Die über Anthropologie und Psychologie mögen wohl manche Keime der ernsteren Gedanken und des tieferen Besinnens, die über Naturgeschichte hin und wieder eine Lust und Liebe für das Buch der Werke Gottes geweckt haben. So lange dem Lehrkurse der allgemeinen Naturgeschichte zwei volle Semester eingeräumt waren, konnte ich diesen Unterricht in einer Vollständigkeit geben, welche mir bei seiner späteren Beschränkung auf ein einziges Halbjahr erschwert und verkümmert wurde. Mehrere Jahre lang war mir zugleich der naturgeschichtliche Unterricht an der polytechnischen Schule übertragen. Auch die Kinder meines huldvollen Königes Ludwig habe ich nach und nach alle in die Pforten der Naturerkenntniß einführen dürfen und aus einem verwandten Fürstenhause mit dem Königlichen ist selbst eine nachmalige junge Kaiserin eine Zeit lang meine sinnig theilnehmende Schülerin gewesen. Es waren mir diese Unterrichtsstunden öfters wie Brunnen eines erfrischenden Wassers an meinem Lebenswege und eine dieser geistigen Quellen, welche seitdem für die Verlassenen und Verwaisten ein fortwährender Segen wurde, ist noch jetzt in meiner Nähe geblieben und hat mit seltener Treue und Lebendigkeit die Keime der Erkenntniß sowohl der irdischen Natur als des Wesens der Menschenseele in sich gepflegt und zur Reife vollendet. Frieden und Freude, Heil und Segen sei und bleibe bei dieser theuren Seele und ihrem gottgefälligen Tagwerke.

Der Leib freilich wurde bei solcher vielfachen Geschäftigkeit müde, wenn auch der Geist dabei freudig blieb. Ich vermied, wenn die Stunden der Arbeit zu Ende waren, gerne die lauten Gesellschaften, brachte sie mit den Meinigen und mit einigen vertrauten Freunden meist in der Stille oder unter Leuten zu, die mich nicht kannten und

welche der Neigung zum Stillesein und zum Nachgehen der eigenen Gedanken nicht hinderlich noch lästig fielen. Am leichtesten gelang mir dieses, wenn ich während der Herbstferien auf das Land ging. Ich fand da für eine Reihe von Jahren ein Dorf, das von den vergnügungssüchtigen Städtern fast gar nicht, sondern nur von fleißig arbeitenden Künstlern besucht war, welche die reiche Natur, mit der Umsicht der ganzen, mächtigen Alpenkette dorthin zog. Auch in Tyrol, wohin ich öfters im Herbste auf einige Wochen ging, fand ich in der Nähe des herrlich gelegenen Botzen einen Ort, an welchem ich mit dem Werke meines inneren Lebens und mit Dem, das zu diesem Werke die Kraft gab, ungestört und allein sein konnte. Denn dieses Alleinsein wurde dadurch nicht gestört, daß die Meinigen den Genuß der majestätisch reichen Natur mit mir theilten. Das Tyroler Volk, so weit ich da es kennen lernte, habe ich sehr lieb gewonnen. — Außer der größeren Reise nach dem Morgenlande habe ich auch in dem Zeitraume, auf welchen ich hier zurückblicke, eine Reise nach Venedig gemacht, die sich in der dritten Auflage meines Wanderbüchleins beschrieben findet. Ein Jahr später (1835) besuchte ich die Rheingegenden bis hinab an's Meer. In Schaffhausen um meinen theuren Spleiß; in Würtemberg an manchem reichen Herzen, namentlich in dem Hause des Glaubenshelden Blumhardt zu Möttlingen; im gesegnetn Wupperthale, so wie in dem mir unvergeßlichen Holland, vor Allem in Amsterdam lernte ich eine Schule des Geistes kennen, deren Blüthenzeit von dem Loose der Vergänglichkeit verschont bleiben möge, das selbst die hochstrebende Kunstschule von Venedig traf. Auch das liebe Basel besuchte ich noch einmal. So wie ich sie, besuchten auch mich in jener Zeit die befreundeten Genossen und Zöglinge

jener uns gemeinsamen Schule aus Würtemberg, aus der Schweiz Zaremba, und vom Rheine her mein theurer D. Legrand. Namentlich aber Würtemberg ist mir durch sie zu einer Heimath geworden, in der sich Geist und Gemüth manche Pilgerhütte erbaut haben. Auch in Sachsen schloß sich mir bei mehreren meiner Besuche manches Herz auf und an. Mit dankbarer Liebe gedenke ich denn all' der Besuche, welche ein Zug der inneren Verwandtschaft mir zuführte. Ein Zusammentreffen mit Solchen, noch hier, in den Hütten der Leiblichkeit gibt freudigen Muth zum munteren Fortschreiten auf dem Wege nach den Hütten der Ewigkeit. Dorthin ist mir dann auch einer der liebsten der besuchenden Gäste, der theuere von Arnswald aus Hannover vorausgegangen.

In dem Kreise meines äußeren Lebens haben sich in dem Zeitraume, welcher mir hier vor Augen liegt, große und schmerzliche Veränderungen zugetragen. Eben in dem Jahre, darin für mich manches Gedränge zu Ende ging und wo meine Stellung in München begann eine friedlich gesicherte zu werden, schied mein theurer Prinz Otto von uns. Als er im Januar 1833 seinem großen, schweren Berufe zum Königsthrone in Griechenland entgegen ging, da war mir es, als wäre mein halbes Herz mit ihm fortgezogen, denn ich hatte diesen Prinzen von seinem Knabenalter an sehr lieb gewonnen. Und wohin sind seit jener Zeit alle die einzelnen Glieder des geselligen Kreises gekommen, welchen ich vorhin (S. 647, 710 u. a.) beschrieb und der, wie durch ein höheres Walten, in gegenseitiger Liebe für immer zusammengekettet schien. Draußen in dem stillen Hause, darin ich am liebsten war, ist zuerst die Krone des Hauses, die Gemahlin und Mutter, zuletzt auch er, der Mann und Vater, Fr. v. Roth gestorben. Puchta

wurde bald von München hinweg nach Marburg, von da nach Leipzig und nach Berlin geführt, wo er sein Grab fand. Schorn ist nach Weimar gezogen und dort gestorben. Schelling, von dessen 14jährigem Wirken als Lehrer in München sein würdiger Schüler und Nachfolger im Lehramte: Professor Beckers die treueste Kunde geben kann, zog von uns nach Berlin und ging ferne von uns, in einem gewaltigen Felsenthale der Schweiz, zu seinem Grabe. Görres und Franz von Baader haben ihre Ruhestätte bei uns gefunden, ebenso der liebe Vater Niethammer, Ferd. Olivier, Schwanthaler und Dr. Bertram, der Freund und Genosse des Boisserée'schen Hauses. Sie selber aber, die beiden theuren Brüder, sind in Bonn begraben, die einsame Wittwe lebt noch in Würtemberg. Schmidtlein wurde nach Erlangen versetzt. Cornelius treibt noch rüstig das Werk seines Lebens bei den Gräbern der Vergangenheit in Rom; mein Freund Jul. Schnorr ist in sein altes sächsisches Vaterland, nach Dresden zurückgezogen und noch manche andere Genossen der früheren Zeit, welche das Auge gerne sahe, sind „aus der Stätte der Elemente" ganz hinweg, oder, wenn auch noch auf ihr weilend, an einen anderen Ort gerückt worden. Von den trauten Gesellen der früheren Jahre sind nur noch Ringseis, Heinrich Heß, Schlotthauer und Zimmermann bei uns geblieben. Doch ist aus dem Saamen der alten, abgestorbenen oder hinweggenommenen Bäume mancher jüngere Stamm aufgegangen, unter dessen kräftigen Zweigen sich wohl und vergnüglich im Schatten ruhen läßt. Dollmann hat als Schwiegersohn meines Freundes Fr. v. Roth auch das geistige Erbe dieses Vaterhauses bei sich behalten. Streber, so wie Schafhäutl sind mir, als Nachbarn in dem Haushalte unserer

akademischen Sammlungen theuere Freunde geworden; dem redlichen, geisteskräftigen Lassaulx, dem Pilger schon vor mir nach dem heiligen Lande, reiche ich als Mitpilger in herzlicher Liebe die Hand. Und wie mir mein Andreas Wagner ein Freund und liebevoller Geselle des Lebens in Leid und Freude geworden, davon zeugte ich schon öfter, zu ihm kam nun noch Pauli als brüderlicher Freund. Von dem edlen Meister seiner Kunst: dem Julius Thäter, hat mich, so lange ich mein Tagwerk im Gebäude der Akademie betrieb, dem Leibe nach zwar auch nur der Raum eines kleinen Hofes und Gärtchens getrennt, unsere Herzen aber haben niemals von einer Scheidung durch Raum oder Zeit gewußt, und es thut wohl, an der Natur eines solchen Nathanaël in Liebe sich fest zu halten. Aus Cornelius' Schule weilten Hermann (jetzt in Berlin), und Jäger (jetzt in Leipzig) mehrere Jahre bei uns, ein dritter dieser Freunde und Gesinnungsgenossen ist uns im Maler König geblieben. — — Mancher anderen der Geschiedenen, wie der noch unter uns Stehenden, gedachte ich schon früher.

So wie selbst in meiner unmittelbaren Nähe in München das Gartenfeld zum größten Theile ein Feld der Gräber mit wenigen noch übrigen Bäumen geworden ist, so noch vielmehr die lieben Felder in der Ferne. Die beiden Mütter in Bärenwalde hatten die Zeit der Sorge für uns während der Reise nach dem Morgenlande nicht mehr erlebt, der Vater Mühlmann aber, so wie meine Schwester und der Schwager, an welche die vorstehenden Briefe gerichtet waren, freuten sich noch unserer glücklichen Zurückkehr. Sie sind aber alle drei in einem Jahre (1842) zu ihrer Ruhe gegangen.

Neben den schon früher erwähnten Segnungen, welche

Fr. v. Roth als gläubiger Vorstand der geistlichen Angelegenheiten unserer Kirchengemeinschaft im Ganzen gebracht hat, gedenke ich dankbar auch der treuen Vorsorge, die er auf den inneren, geistigen Auferbau unserer Münchner Gemeinde gewendet hat. Durch ihn ist es geschehen, daß die Kanzel treue, kräftig zeugende Prediger des Evangeliums, die Schule gläubige Lehrer, die Genossen des Bekenntnisses liebende Seelsorger erhielten. Durch ihn ward uns auch der Schwiegersohn des treuen Zeugen Kraft in Erlangen, Burger, zugeführt, welchem Gott lohnen möge, was er an vielen, namentlich auch an meinem Geiste und Herzen gethan.

Ich will nun mit diesem Berichte zu Ende gehen, der ja nur aus vereinzelten Trümmern der Erinnerungen an eine Strecke meines Lebensganges bestehen konnte, die von einem Ruhepunkte zum anderen führte. Dieser andere ist mir noch zu einem Stillestehen, gleichwie auf einer Bergeshöhe verliehen worden, von welchem ich einen Rückblick auf die ganze Vergangenheit wie auf die Zukunft meines Lebens genießen durfte, wie ich ihn am Eingange dieses Buches, im ersten Kapitel des ersten Bandes beschrieben*). Schon im Winter 1851 erkrankte ich zugleich mit meinem nächsten Freunde und Lebensgefährten Fr. v. Roth. Auch mein Freund, der Prinz Eduard von Sachsen-Altenburg, dessen letzter Ausgang ein Besuch bei mir war, eilte seinem Ende entgegen. Diese beiden und nahe um diese Zeit auch mein ältester Jugendfreund Köthe sind zu ihrer Ruhe gegangen, ich konnte, an's Krankenlager gebunden, nicht am Sterbebette der beiden ersteren sein.

*) M. v. auch meine Geschichte der Seele, 4. Aufl. 2. Band S. 222, 223.

Bald nachher trat ich in den Ruhestand von meinem amtlichen Wirken und in eine große Abgeschiedenheit aus dem geselligen Leben ein. Was später geschah, ist wie ein Traum an mir vorübergegangen. Ich aber schäme mich nicht, diese armseligen Berichte mit den Worten des alten einfältigen Gebetreimes zu schließen, welcher so lautet:

Was ich gelebt, das decke zu,
Was ich noch lebe, lenke Du.

47. Das Leben ein Traum.

Man hat öfters das Leben mit einem Traume verglichen; es sei mir hier erlaubt, ein Traumbild der wachen Phantasie mit einem zu seinem Ende gehenden Leben zu vergleichen.

Mir träumte, ich sei ein Greis, gebeugt von der Schwäche des Alters, ermüdet von dem Laufe einer weiten, langen Wanderschaft. Mir war das Loos jener von Gott geführten Heere nicht beschieden gewesen, deren Kleider und Schuhe auf dem vierzigjährigen Zuge durch die Wüste nicht veralteten, denn die Kleider an meinem Leibe waren veraltet und unrein; von dem Hute an, der mein Haupt bedeckte, bis zu den Schuhen an meinen wunden Füßen fand sich nichts an mir, das dem Auge gefallen konnte. Ich kam in eine Stadt, darin ich sonst schon gewesen und wandelte still und verborgen unter dem armen Volke durch ihre Gassen. Nicht ohne Furcht und Sorgen, denn ich war ein alter Schuldner Vieler, die da wohnten, nicht zwar durch eine Schuld an Geld und Gut, sondern durch die noch schwerer lastende, des vielversäumenden Undankes und des ungenügenden Tagwerkes. Mein Herz fühlte die Schuld, in meiner Hand aber fand sich nichts, um sie zu bezahlen. Doch ich ging unbemerkt unter dem geschäftigen

und müßigen Haufen dahin, denn in der Stadt war heute, mehr noch denn jemals sonst, ein Staub, welcher Jeden verhüllte, der nicht Hand in Hand mit den Anderen ging und der Wind, stärker noch als er es früher gethan, wehete nicht nur, sondern er stürmte von allen Seiten her. Es war ein Geschrei der Stimmen gegen einander, von denen ich die meisten nicht kannte, auf den Gassen. Die Schreienden schienen, so viel ich aus den Worten verstand, etwas zu suchen, welches sie das Ihrige nannten und das Andere ihnen vorenthalten oder genommen hatten, das Gesuchte aber war weder das Ihrige noch der Anderen. Mein altes Ohr war betäubt von dem Geschrei; ich wäre gerne in eines der Häuser gegangen, darin noch der schweigende Ernst wohnte, welcher weiß, was das Seinige ist und was eines Anderen. Da wollte ich, sei es auch nur auf der inneren Schwelle, ruhen. Aber die Häuser dieser Stillen lagen in den Seitengassen, dahin ich nicht kam, und an den Häusern der Hauptstraße, auf der ich wandelte, standen Fenster und Thüren offen, der Zugwind von allen Seiten, der dem ermüdeten Wanderer wehe that, trieb den Staub in Wolken herein. An meinem stillen Hause, draußen vor der Stadt, darin ich sonst oftmals Schatten und Schutz gefunden, that sich mir keine Thüre mehr auf, denn der treue Herbergsvater war hinweggezogen nach den unwandelbaren Bergeshöhen und kam nimmer mehr zurück. In einem hochgebauten Hause leuchtete sonst ein Licht, bei dessen Scheine ich an manchem Abende fröhlich war; aber das Licht war für immer hinweggenommen. Und der Tag hatte sich schon geneigt: das abendliche Dunkel fiel auf die Wolken des Staubes. Da vernahm ich, gleichwie von Süden her, den fröhlich lautenden Ton einer Glocke, der den Feierabend vor dem nahenden Feste verkündete. Es

wurde stiller um mich her, mir wankten die müden Füße, ich sehnte mich nach einer Stätte der Ruhe. „Dort in Süden, vor der Stadt, wo die Glocke hertönt,“ so verkündete man mir, „ist ein weiter, hochummauerter Saal, mit Ruhebetten für die Müden.“ Ich wendete mich nach Süden, dahin der Weg nach den Bergen geht. Und ich war freudig und getrosten Muthes, denn ein Hüter auf der Zinne hatte mir gesagt: „Deine Schulden hat ein Anderer für dich bezahlt und auf seine Rechnung genommen.“ Und man umgürtete mich mit einem reinen Kleide, setzte einen reinen Hut auf mein Haupt. So gehe ich nun selig in Hoffnung hinaus, dahin die Feierabendglocke mich ruft, und sollte das Lager im weiten Saale noch nicht für mich bereitet sein, dann weile ich dort noch ein wenig im Anblicke des Bildes eines Gestorbenen, welches hoch erhöht in der Mitte des Schlafsaales steht, bis mir die Nacht kommt und die Stimme des Hüters auch zu mir sagt: gehe nun hin und ruhe.

48. Die Erwartungen von einem zukünftigen Leben.

Die Pflicht, von diesen Erwartungen zu reden, legte mir schon der Titel meines Buches auf. Ich habe deshalb in diesem bei vielfältiger Gelegenheit ein Zeugniß gegeben von dem Grunde unseres Hoffens auf ein zukünftiges Leben und will hier nur noch in wenig Worten auf Das hinweisen, wodurch jenes Hoffen zu einer sicheren unzweifelhaften Erwartung wird.

Daß eine Fortdauer der Menschenseele auch nach dem Tode und nach der Auflösung des Leibes annehmbar und wahrscheinlich sei, das hat zu allen Zeiten ein Vorgefühl in der Natur des Menschen geahndet, ein tiefer gehendes Forschen seines Geistes anerkannt. Beides jedoch, jenes

Ahnden und dieses Erkennen, erschien der Menge der nicht so Fühlenden, nicht so tiefer Blickenden nur wie ein schöner Traum, und: was ist hier Täuschung oder Wahrheit? fragte der vermessene Leichtsinn, wie der nach Licht suchende Ernst.

Uns bekümmert diese Frage nicht. Was wir von dem Leben der Ewigkeit wissen, das haben wir von Dem empfangen, welcher die Wahrheit und das Leben selber ist, dem treuen Zeugen Dessen, was allein gewiß ist und bleibet in Ewigkeit; dem Quell, aus welchem alles Leben kommt und bestehet. Wem es verliehen ward, das Wort des Zeugnisses aus Ihm und von Ihm aufzunehmen im Glauben, der hat in sich die Wahrheit und die Anwartschaft nicht nur auf die Fortdauer des Seins nach dem Tode des Leibes — denn diese Fortdauer könnte einem immerwährenden, niemals zu Ende gehenden Kranksein oder Todeskampfe gleichen, sondern auf ein Leben der Ewigkeit in Kraft und in der Wahrheit. Ein Leben aber, im freudigen Vollgefühle seines Wirkens und Genießens kann nicht sein noch bestehen ohne eine Leiblichkeit, denn diese ist das Ziel und Ende der Wege Gottes auch in der Heilsordnung für den Menschen. Ein Aufgehen des ersterbenden Samenkornes in der Kraft und Herrlichkeit eines neuen Lebens, eine Auferstehung des Fleisches, nicht in der Natur des verweslichen Elementes, sondern in der unverweslichen des Geistes ist dem Glauben verheißen, an welchem das Zeugniß von der Wahrheit und dem Leben durch die That ein wahres, durch die Liebe ein lebendiges geworden ist. Und der befruchtete Keim der unvergänglich, selig blühenden Leiblichkeit wird uns schon hienieden in das vergängliche Fleisch gelegt, damit er in ihm das Werk des Aufbaues für die Ewigkeit beginne. Das Geheimniß des Altares ist

für die, welche sich ihm nahen, ein Morgenroth des Freudentages der Ewigkeit oder des ewigen Gerichtes. Denn es werden da in der Gestalt des irdischen Brodes, das wir essen, des Weines, den wir trinken zu unserem Fleisch, zu unserem Blute das Fleisch und das Blut Dessen, welcher als das wahrhaftige Brod des Lebens vom Himmel gekommen ist und welcher mit seiner Leib und Seele durchdringenden Kraft und mit seinem allgegenwärtigen Leben und Wirken Himmel und Erde erfüllet. Darum ist dieses Brod des Altares der Gemeinde der Gläubigen zum unverbrüchlichen Siegel der Verheißungen gegeben von einem ewigen Leben und der Auferstehung des selig verklärten Fleisches. Seine Verheißungen aber sind Ja und Amen; Sein heiliges Geheimniß bleibe über unserer Hütte; unser Hoffen von einem Leben der Ewigkeit hat sich zu einem freudig sicheren Erwarten erhoben.

49. Ein Wort des Dankes.

Es gilt dieses meinem König und Herrn Maximilian II. von Bayern. Wer sollte aus einem Hause scheiden, darin er fast seit einem halben Jahrhunderte unzählbar viel Gutes genossen, ohne dem Herrn des Hauses noch einmal tiefbewegt zu danken. Und wie sollte nicht das ganze Herz bei diesem Danke sein, wenn jener Herr ein Solcher ist, wie Eure Königliche Majestät durch die inneren Gaben des Geistes und Gemüthes wie durch die äußeren der Geburt es sind. Als für eines der reichsten Geschenke, das aus Seiner Hand mir kam, danke ich Gott dafür, daß er mich schon damals in die persönliche Nähe Eurer Majestät geführt hat, als die Keime der großen Zukunft des jungen Fürsten aus der Knospe zur lieblichen

Blüthe sich aufthaten. Könnte ich doch die ganze Menge des mitlebenden Volkes, zu dessen künftigem Herrscher der königliche Jüngling bestimmt war, mit mir nehmen in das Innere der dankbaren Erinnerungen, die mir lebendig aus jener Zeit geblieben sind; könnte ich in kräftig treffenden Zügen das Lebensbild darstellen von einem in den Tiefen wie in den Höhen nach Licht suchenden jugendlichen Geiste, von einem milden Gemüthe, das den wärmenden Strahl der Liebe, die in ihm glühete, auch außer sich suchte und durch die Gnade von oben ihrer würdig war. Was der zum Throne geborene Fürst als Jüngling war, das ist er als König geblieben: hochstrebend an Geist, gerne hinabsteigend in herzlicher Liebe zu seinem Volke.

Eine alte, fromme Sage dieses Volkes haftet an dem Namen einer der schönsten unserer Alpenhöhen: an dem der Benediktenwand. Benediktus, der Führer vieler Seelen zu jenem gottgeheiligten Leben und Erkennen, das in ihm selber war, sei, so berichtet die Sage, auf dem Wege seines heiligen und heiligenden Berufes einst auch nach Bayern gekommen, und habe, auf dem Berge stehend, auf dem sich dem Eintretenden zuerst die Aussicht weithin über das herrliche Land eröffnet, vom Geiste bewegt die Worte gesprochen: benedicta sis Bavaria. Deshalb heiße noch jetzt jene hohe Denksäule an der Pforte von Bayern die Benediktenwand. — Nun, die Kraft dieses Segens und das lebendige Anregen des Geistes, der in dem Segenssprecher wohnte, ist über dem Lande, ist bei dem Stamme seiner Herrscher geblieben. Denn es lag in den Worten eine niemals veraltende Kraft; länger denn tausend Jahre hat sich in den Jüngern von Montecassino der lichtsuchende Geist ihres Meisters fortwirkend erwiesen für das Auferwecken eines Erkennens, das im Lichte des Christen=

glaubens und in der Kraft seiner Thaten die Weihe empfängt und den Lohn der Ewigkeit.

Und was soll der Schreiber dieses Buches, indem er dasselbe in tiefster Ehrfurcht Eurer Königlichen Majestät zu Füßen legt, noch weiter sagen! Die Liebe macht erfindungsreich; nur sie, eine solche sich selber fast niemals genugthuende Huld und Liebe konnte es sein, welche in Eurer Königlichen Majestät all' die Bezeugungen von Nachsicht und Gnade erfand, mit deren Allerhöchst=Sie die Tage meines scheidenden Lebens beglückt und erfreut haben. Wo gäbe es einen Beweis von öffentlich ehrender Königlichen Huld so wie des hochsinnig und mild sich herablassenden Vertrauens, den Eure Majestät dem Greise nicht zugewendet hätten. Durfte ich mich ja selbst noch mit eigenen Augen und theilnehmendem Herzen erfreuen an dem Anblicke des Familienglückes Eurer Majestät und an dem öfteren Zuspruche bei den Kindern, auf welche das Volk des Landes mit segnender Freudigkeit blickt. Könnte doch die ehrfurchtsvolle innige Gegenliebe, durch solche überreiche Huld meines Königes und Herrn geweckt, den Schreiber dieser Worte eben so erfindungsreich zu seinem Danke machen, als der Wohlthäter seines Alters es war. Aber ein Anderer hat den segnenden Dank übernommen; das ist der Geist des Segenssprechers von Montecassino, dessen Kraft mit ihren Thaten, ihrem Frieden und ihren Freuden für Zeit und Ewigkeit bei Eurer Königlichen Majestät sein und bleiben möge.

Ende des Buches.

Einige bisher bemerkte Druckfehler.

S. 277 Z. 13 lese man seinen.
" 322 " 6 Biberach.
" 324 " 16 v. u. Sitter.
" 335 " 12 v. u. vertraulichsten.
" 384 " 4 Brienzer.
" 387 " 5 unerschaffenen.
" 388 " 10 Licht.
" 396 " 6 v. u. -ling.
" 407 " 11 v. o. und Z. 5 v. u. Fiellstedt.
" 408 " 12 Gundert.
" 430 " 6 v. u. Meyer.
" 436 " 9 v. u. Durlach (st. Bruchsal).
" 446 " 14; S. 448 Z. 5 v. u.; S. 450 Z. 7 Meyer.